

Zweiter Teil Das Land  
der Deutschen



## Die neuen Grenzen

1918/19 entstanden in Europa vierzehn Staaten neu. 11 000 km neue Außengrenzen kamen hinzu. 61 500 Quadratkilometer deutschen Bodens mit fünf Millionen Einwohnern gingen verloren. In den Abstimmungen über die Zugehörigkeit zum Reich oder zu dem betreffenden Nachbarstaat büßte Deutschland Eupen-Malmedy, Nordschleswig und große Teile von Oberschlesien ein. Damit erhöhten sich die ersten Verluste auf 70 000 Quadratkilometer mit 6,5 Millionen Einwohnern. Das waren jeweils 13 und 10 Prozent der Gesamtsummen. Von den Alliierten besetzt wurden 32 000 Quadratkilometer mit 6,6 Millionen Einwohnern.

Die Strafe, die das Reich und die Donaumonarchie in Form von Gebietsabtretungen tragen mussten, wurde durch Präsident Wilsons Selbstbestimmungsrecht der Völker quasi veredelt, ein Recht, das freilich nur gegen die Verlierer durchgesetzt wurde. War die Generallinie der Nachkriegsordnung klar, so ging es im Einzelnen um die höchst sensible Aufgabe der Grenzziehungen – wie gesagt: 11 000 km neue Grenzen mussten festgelegt werden, und kein Staatsgebiet war durch diese Operation stärker betroffen als das deutsche und dies nicht nur, weil das Reich den Krieg verloren hatte, sondern auch, weil es »das Land der Grenzen« war: »Die Tragik des deutschen Landes ist seine Lage inmitten Europas, ein Land der Grenzen zu sein und doch ein Land ohne scharfe, eindeutig gegebene Grenzen.«<sup>202</sup> Der Versailler Vertrag, der im *Reichsgesetzblatt* von 1919 die Seiten 687 bis 1 350 füllt, zieht auf fünfzig Seiten Deutschlands Grenzen neu, nur mit Worten, nicht auf Landkarten – und damit ist noch keinesfalls die Liste der Grenzvorschriften abgeschlossen, denn es werden später noch die innerdeutschen Grenzen der besetzten Gebiete festgelegt und die Zollvorschriften erlassen. Im Detail liest sich das so:

[...] von dort bis zu einem an der Krümmung der Piasnitz ungefähr 1½ Kilometer nordwestlich von Warschkau zu wählenden Punkte: eine im Gelände noch zu bestimmende Linie, von dort der Lauf der Piasnitz abwärts, dann die Mittellinie des Zarnowitzer Sees und schließlich die alte Grenze Westpreußens bis zur Ostsee.<sup>203</sup>

Wie solche Linien gezogen wurden, erzählt Charles Seymour, der als US-amerikanischer Chefexperte für die Geographie und Völkerkunde der österreichischen Monarchie bei den Pariser Friedenskonferenzen zuständig war:

Eine der pittoresksten Szenen der Konferenz fand in Mr. Wilsons Wohnzimmer in Paris statt, mit dem Präsidenten auf allen vieren über einer großen Karte auf dem Parkettfußboden, mit anderen Bevollmächtigten in ähnlichen Haltungen, mit Orlando wie ein Bär auf dem Boden krabbelnd, um einen besseren Überblick zu haben, während Wilson einen bündigen und akkuraten Vortrag über die ökonomische und geographische Verfassung des Klagenfurter Beckens hielt. Karten waren überall. Nicht alle waren gut. Westermann bezieht sich auf bestimmte Karten, welche Anspruchseigner im Nahen Osten einbrachten, welche ›zu publizieren ein Hohn wäre‹. Aber unablässig stützte man sich bei den Verhandlungen auf solche Karten.<sup>204</sup>

So oder so ähnlich wurden die gewichtigsten Entscheidungen des 20. Jahrhunderts getroffen: Kartengläubig und rote Grenzlinien ziehend, schuf man die Grundlage für die nächsten siebenzig Jahre Krisen und Kriege, für Fehlentwicklungen, die erst viele Jahrzehnte später, am Ende jenes Jahrhunderts der katastrophalen Kartographie beseitigt wurden, soweit das überhaupt möglich war. Grenzen haben heute ihre »definierende« Macht und Attraktion eingebüßt – das gilt aber nur für Europa, nicht für den Nahen Osten, nicht für Afrika und Asien, wo die Karten bzw. ihr vornehmster Inhalt, der Nationalstaat bzw. dessen koloniale Vorform, permanent Unfrieden stiften.<sup>205</sup>

Was das oben erwähnte Klagenfurter Becken betrifft, so ging es auf der Friedenskonferenz um die Ansprüche Jugoslawiens auf große Teile Kärntens inklusive dessen Hauptstadt Klagenfurt; Forderungen, die erst in einem erbitterten Widerstand der deutschsprachigen Kärntner und dann durch eine Volksabstimmung abgewehrt wurden. Zwei Täler aber verlor Kärnten an Jugoslawien und Italien. Wir wüssten von diesen Vorgängen nichts mehr, erinnerte uns nicht immer wieder der Dichter Peter Handke an diesen »Reibungsgürtel«, wie es in der damaligen Geographie hieß. Charles Seymour berichtet, Präsident Wilson habe ihm einmal gestanden, von der großen Volksgruppe der Deutschen in Nordböhmen, also im sogenannten Sudetenland, nichts gewusst zu haben. »Warum hat Masaryk mir das nie gesagt?«, fragte er. Spätestens die Lektüre des »Memoire III« der tschechischen Delegation bei den Friedensverhandlungen hätte ihn belehren können. Diese Denkschrift ging nicht so weit, die Existenz von 3,5 Millionen Deutschen zu leugnen, sie interpretierte sie aber als bodenfremde Kolonisten in ursprünglich slawischem Land. Im Gegensatz zu Kärnten bedeutete die »Lösung« der Sudetenfrage dann den ersten Schritt in den nächsten Weltkrieg. Wir haben ja alle Europa nicht gekannt, hätten viele der Grenzzieher von

1918/19 eingestehen müssen, und 1938 in München hatte sich daran wohl nicht viel geändert: Der englische Unterhändler Chamberlain nannte die damals zerschlagene Tschechoslowakei »a far away country of which we know little«. Aber dass 1918 auch die maßgeblichen Deutschen ihr Land nicht kannten bzw. – ebenso fatal – die Aufgabe verkannten, die *Binnengrenzen* in einem neuen, einem demokratischen Deutschland zu ziehen, das soll im Folgenden gezeigt werden. Denn nicht nur Europa, auch das Reich galt es neu einzurichten. Die erste Frage soll sein, wie die Deutschen im Umbruchsjahr 1918/19 und dann bis 1933 den »Nomos« ihrer Erde bestimmten, wie sie also, um mit Carl Schmitt zu sprechen, jene »Einheit von Ordnung und Ortung« herstellten, die als Deutsches Reich, das eine Republik war, handlungsfähig sein sollte. Die äußere »Raumteilung« hatten die Siegermächte 1919 vorgenommen; es blieben die Abstimmungsgebiete, in denen die Bewohner selbst entscheiden konnten, ob sie zum Deutschen Reich gehören wollten oder nicht und damit Einfluss auf den Grenzverlauf nehmen konnten. Der Lohn für die Annahme von Versailles hieß Souveränität. Damit blieb das »Binnenrecht« Deutschlands bewahrt, die privaten Besitz- und Verfügungsrechte an Grund und Boden wurden also zum Beispiel nicht angetastet. Das galt jedoch nicht für die 22 regierenden Fürstenhäuser. Damit und aus vielen anderen Gründen war aber eine große Aufgabe gestellt: Das neue Staatsgebilde musste durch »Raumeinteilung« den inneren Nomos finden, sich nicht nur als Republik, sondern auch als »Raumordnung« definieren.

Es geht im Folgenden zunächst einmal um zwei realpolitische Ansätze, die sich nach divisiv und intensiv unterscheiden lassen: Neugliederung des Reichsgebietes und Innere Kolonisation. Danach sollen deutsche Raumkonzepte und deutsche Raumwissenschaften vorgestellt werden: die Reichsideologie, die Geopolitik, die Geschichtliche Landeskunde. Selbstverständlich wird es auch nicht ohne einen Blick auf die Arbeit der deutschen Geographie gehen, einer Wissenschaft, welcher einmal die Welt gehörte und die jetzt zurück auf das Los ihres territorialen Ausgangspunkts verwiesen wurde. Die Weimarer Zeit war auch die Zeit kleinstdeutschen Handelns und Denkens – Stichwort »Los von Berlin«. Regionalismus konnte heißen Separatismus und »Freiheitskampf«; es war aber auch das Umgekehrte möglich: Der Gedanke, dass eine ganz bestimmte Landschaft wie eine Matrix das Programm enthielt, nach dem Deutschland oder sogar Europa wieder ganz werden konnten. Es wird in diesem Teil weiterhin der Beweis dafür angetreten, dass es in der Tat Deutschland erst zu entdecken galt. Der Krieg hatte Landschaft zum Gelände, zum Planquadrat entstellt. Es wurde jetzt verlangt, das Sensorium für das Landschaftliche neu zu entwickeln und im Sinne des Regionalismus eine »Literatur der Landschaft« zu schreiben. Eine der schwierigsten Aufgaben überhaupt, wenn man sich nicht dem neuen Credo von Blut und Boden unterwerfen wollte. Das Land war mehr als das Andere der Stadt. Es war in eine paradoxe Konstellation eingetreten: Im Krieg waren die meisten deutschen Länder unberührt von Kampfhandlungen geblieben (Ausnahmen: das Elsass

und Teile Ostpreußens) – nach dem Krieg verwandelten sich einige von ihnen in Kampfzonen (zum Beispiel Thüringen, Schleswig-Holstein, Oberschlesien und das Ruhrgebiet). Das bedeutete, dass das Land wieder als Schauplatz eingerichtet und nicht als Sphäre eigenen Rechts behandelt wurde. Aber so wie Regionen modellhaft für das ganze Deutschland aufgefasst wurden, so ließen sich auch mit dem Material des Landes Schicksalsfragen der Nation ansprechen: die Schlagwörter Volk ohne Raum vs. Raum ohne Volk sollen in diese Richtung deuten. Es wurde auch ein Sozialtypus Mode, der das ganz spezifische Verhältnis dieser Zeit zum Land verkörperte: die Stelle des Wanderers der Romantik und des selbstständigen Bauern in der Literatur des Realismus und Naturalismus nahm nun der Vagabund ein, eine Figur allerdings mehr der Landstraße als des Landes.

## Die unterlassene Neugliederung Deutschlands I

Zuerst stand die Aufgabe an, Deutschland neu einzuteilen. Eine radikale Reichsreform tat not – das war jedenfalls die Auffassung des Autors der Weimarer Verfassung, Hugo Preuß, aber auch der ersten Reichsregierung und von geschätzt 50 Prozent der deutschen Bevölkerung. Preuß hatte im Januar 1919 einen Vorschlag zur Neugliederung gemacht, der außer den drei Hansestädten Bremen, Hamburg und Lübeck zwölf Teilstaaten vorsah, die in etwa gleich groß zugeschnitten waren (Abb. 17).<sup>206</sup>

Das war noch vor Versailles, das die großdeutsche Lösung mit der Einbeziehung Restösterreichs untersagte und Westpreußen Polen zuschlug. Was schließlich in Artikel 18 (samt Ergänzung in Artikel 167) Verfassungsrang erlangte, mutet auf den ersten Blick vernünftig an, stellt man die vorausgehende Blockadepolitik Preußens und vor allem der kleinen Länder in Rechnung.

Artikel 18 folgt der Grundnorm der Verfassung, welche die Bestimmungsmacht in die Hände des Souveräns legte. Es heißt:

Die Gliederung des Reichs in Länder soll unter möglichster Berücksichtigung des Willens der beteiligten Bevölkerung der wirtschaftlichen und kulturellen Höchstleistung des Volkes dienen. Die Änderung des Gebiets von Ländern und die Neubildung von Ländern innerhalb des Reichs erfolgen durch verfassungsänderndes Reichsgesetz.

Stimmen die unmittelbar beteiligten Länder zu, so bedarf es nur eines einfachen Reichsgesetzes.

Ein einfaches Reichsgesetz genügt ferner, wenn eines der beteiligten Länder nicht zustimmt, die Gebietsänderung oder Neubildung aber durch



Abb. 17. Hugo Preuß' Vorschlag zur Neuordnung Deutschlands, 1919

den Willen der Bevölkerung gefordert wird und ein überwiegendes Reichsinteresse sie erheischt.

Der Wille der Bevölkerung ist durch Abstimmung festzustellen. Die Reichsregierung ordnet die Abstimmung an, wenn ein Drittel der zum Reichstag wahlberechtigten Einwohner des abzutrennenden Gebiets es verlangt.

Zum Beschluss einer Gebietsänderung oder Neubildung sind drei Fünftel der abgegebenen Stimmen, mindestens aber die Stimmenmehrheit der Wahlberechtigten erforderlich.

Damit war der Zwang zur Neugliederung nach qualitativen und quantitativen Kriterien vom Tisch; also gab es keine Verpflichtung auf eine Mindestgröße, auf einen annähernd gleich großen Zuschnitt der Länder, auf deren historische, kulturelle, konfessionelle Gemeinsamkeiten. Es war abgewehrt der Versuch, ganz konkret und im Voraus die Karte der neuen und alten Gliedstaaten in die Verfassung hineinzuschreiben. Wenn man die Protokolle der Verfassungsgebenden Nationalversammlung nachliest, ist man enttäuscht über die geringe Qualität der Argumente, die Paragraph 18 gewidmet wurden. Zu einer Diskussion über die Berechtigung der Grenzziehungen in Einzelnen kam es sowieso nicht; alle Ideen zur Neugliederung wurden mit dem Totschlagargument zum Schweigen gebracht: »Die Zertrümmerung Preußens ist das letzte Kriegsziel unsres Feindes.«<sup>207</sup> Diese Argumentation rettete den Bestand

Preußens über die ganze Epoche der Republik. Als 1924 im preußischen Landesteil Niedersachsen eine Abstimmung über Selbstständigkeit oder Verbleib bei Preußen stattfand, zeigte ein Plakat der Pro-Preußen-Partei einen Arbeiter, der mit schwerem Vorschlaghammer einen Keil in das zerberstende Reichsgebiet treibt. Dazu das Motto: »Wer welfisch stimmt, sprengt das Reich«. <sup>208</sup> Matthias Erzberger, der geradezu fanatisch für die Annahme des Versailler Vertrages agitierte, wusste diese Angst wie kein anderer zu schüren. Den Vertrag abzulehnen, ließ er seine Kollegen in der Nationalversammlung wissen, würde zur Folge haben: »I. Zertrümmerung des Reiches. Auflösung desselben in Einzelstaaten. Der Hass der Einzelstaaten gegen Preußen, dem die Verantwortung für die Katastrophe Deutschlands zugeschrieben wird, würde die Trennung der Einzelstaaten zu einer dauernden machen. [...]« Der Apokalyptiker beschloss sein Untergangsszenario mit den Worten: »Ordnungslosigkeit im ganzen Lande.« <sup>209</sup> Die Abwehr einer Neugliederung basierte also auf einer klassischen Figur der »Rhetoric of reaction«, die Albert Hirschman in seinem berühmten Buch gleichen Titels »jeopardy« genannt hat: die Erwartung einer Gefahr, in diesem Fall die Erwartung der Gefahr, die Reform würde Deutschland ins Chaos stürzen. Diese Furcht hat auch die Forschung nach 1945 als Erklärung und Entschuldigung für das Ausbleiben der Reichsreform und als Entschuldigung für viele andere Fehlentscheidungen in der Weimarer Epoche unterschrieben – bis hin zu deren Ende, da soll die Angst vor den Kommunisten Hitler zur Macht befördert haben. Nun kann bei nur oberflächlicher Betrachtung der Geschehnisse von 1918 bis 1933 nicht die Furcht vor dem Bürgerkrieg die entscheidende Rolle gespielt haben, sondern höchstens die Absicht, nicht *noch mehr* Unruhe zu stiften. Es brachen schließlich beinahe jedes Jahr organisierte Proteste, Revolutionen, Aufstände, Generalstreiks aus – staatsgefährdende Umsturzversuche also, zu denen ja auch das *Ausbleiben* der Reichsreform Anlass gab, wie etwa die Rheinlandbewegung, auf die ich später noch zu sprechen kommen werde. Die Kleinstaaten aufzulösen hätte 1919 maximal sechs Prozent der Bürger auf die Barrikaden gebracht. Im Großstaat Preußen hätten die Rheinländer, die Westfalen, die Hessen, die Niedersachsen und die Schleswig-Holsteiner mit Freuden neue Gliedstaaten gebildet. Die »landfremden« Beamten hätten protestiert. Aber nicht lange. Wenn Angst also nur das Mittel war, wer schürte sie zu welchem Zweck? Ohnmächtig, wie man geworden war, folgte man demjenigen, der noch am meisten Macht besaß und Macht immer nur als innere Notwendigkeit, ja als Dienst an der Sache der Einheit verstanden wissen wollte. Es muss reichen, das harsche Wort des späteren preußischen Ministerpräsidenten Otto Braun zu zitieren: »Wenn Preußen es nicht will, teilt es sich nicht auf.« <sup>210</sup>

Dieses Nichtereignis deutscher Geschichte bleibt höchst merkwürdig. 1919 waren in der Verfassung (»Das deutsche Reich ist eine Republik«) die letzten Reste von Legitimation durch Herkunft aufgelöst worden: aus Abstammung, Geschlecht, Stand, Religion ließen sich keine Rechtsansprüche mehr ableiten. Aber ein Bundesstaat in der

Größenordnung Preußens war weiterhin ein immenser Machtfaktor, eine Enklave wie Birkenfeld hatte mit 55 000 Einwohnern Rechtsfähigkeit. Das Festhalten an diesen Traditionsbeständen verstößt nicht nur gegen den Geist der neuen Verfassung, es stimmt auch so gar nicht überein mit dem den Deutschen nachgesagten Verlangen nach Ordnung, Regelung und Planung. Einen Grund könnte man im klassischen Primat der Außenpolitik finden, das auch nach 1918 sich nicht sofort abschalten ließ – auf sehr konkrete Weise hatte man zuletzt in vier Jahren Krieg Außenpolitik betrieben. Auch setzte sich das Denken in den Dimensionen eines Machstaates fort, selbst wenn man keine Macht mehr hatte. Auf jeden Fall förderte es nicht große innenpolitische Entwürfe.

Auf keinen Fall aber konnte man Versailles nicht auch noch für diese Kriegsfolge verantwortlich machen. Der Versailler Vertrag regelte auf über 600 Seiten einfach alles. Die Deutschen hätten es nicht besser und gewiss nicht anders gemacht, wären sie auf der Seite der Sieger geblieben. Sie hätten vermutlich sogar denselben Saal des Versailler Schlosses für die Schlusszeremonie gewählt. Was die deutsche Delegation am 28. Juni 1919 unter Protest signierte, dieses an Umfang und Gründlichkeit einzigartige Dokument, hätte in seiner Gänze vielleicht eine Botschaft ins Deutsche Reich vermitteln müssen, eine Botschaft, auf welche die Deutschen sich schon durch ihre Revolution vorbereitet hatten: dass sich in dieser neuen Zeit bis dato Unvorstellbares realisieren ließ, dass sich »prächtige Möglichkeiten« eröffneten, wie ein französischer Beobachter des deutschen Föderalismus es ausdrückte, Möglichkeiten einer – wörtlich verstanden – neuen Grundordnung.<sup>211</sup>

Zwar wurde es der »Bevölkerung« scheinbar großzügig überlassen, das Reich neu aufzuteilen, aber die Hürden, die man vor den überall aufbrechenden Unabhängigkeitsbestrebungen aufrichtete, waren enorm hoch: Preußen, Hauptangriffspunkt der Neuregelungsbefürworter, war damit so gut wie in seinem Bestand gesichert. Indem es in Artikel 167 durchsetzte, dass erst in zwei Jahren wieder über die Neugliederung nachgedacht werden konnte, verlangte es von seinen Gegner eine große Ausdauer, wie sie, das war noch vor Verabschiedung der Verfassung abzusehen, nicht erbracht werden würde. Schnell aufeinanderfolgten der Vertrag von Versailles, der Einmarsch der Alliierten in die Rheinlande, die Plebiszite in Schlesien, Ostpreußen und Schleswig-Holstein, die alle Aufmerksamkeit auf sich zogen, dann kam der Kapp-Putsch, die bewaffneten Aufstände der Arbeiter, die Ruhrkrise. Als die Zeiten sich etwas beruhigten, wurde die Reichsreform Sache von Denkschriften und Kommissionen, es wurde sogar – sehr typisch für die Weimarer Zeit – eine »Zentralstelle für die Gliederung des Reiches« geschaffen.<sup>212</sup> Auch der hochrangig besetzte »Bund zur Erneuerung des Reiches« ist zu nennen. Das Reich erhielt aber keine neue Grundordnung, sondern trat das Erbe der dynastischen Ära an, von deren Gestaltprinzip Samuel Pufendorf 1667 geurteilt hatte, sie habe ein »Deutschland mit irregulärem Körper, einem Monstrum gleich« hervorgebracht.<sup>213</sup> Das »buntscheckige Staatengebilde«, das

der Prälat Kaas in der Verfassungsgebenden Versammlung verspottet hatte, blieb erhalten. Um der Ordnung willen wurde eine Ordnung bewahrt, die keine war, weder ein wohlgeformtes Ganzes noch ein politisch korrektes. Kant sagt einmal in der *Kritik der reinen Vernunft*: »Das Ganze ist also gegliedert (articulatio) und nicht gehäuft (coacervatio).«<sup>214</sup> Dabei hieß es in Artikel 18: »Die Gliederung des Reichs in Länder soll unter möglichster Berücksichtigung des Willens der beteiligten Bevölkerung der wirtschaftlichen und kulturellen Höchstleistung des Volkes dienen.« Nichts macht das schlechte Gewissen der Väter und Mütter der Verfassung deutlicher, eine historische »Häufung« übernommen und keine »Gliederung« geschaffen zu haben, als der Umstand, dass in der Weimarer Verfassung anders als in der Verfassung des Zweiten Kaiserreiches und in unserem Grundgesetz die einzelnen Länder, also die Bausteine des neuen Staatsgebildes, nicht einmal namentlich genannt werden. 1920 schlossen sich dann die sieben Thüringer Freistaaten zu einem zusammen – »die seit 1861 tiefgreifendste Territorialreform.«<sup>215</sup> Was im Übrigen nicht bedeutete, dass Preußen die größte Stadt des Landes, Erfurt, an den neuen Freistaat abtrat. 1929 ging Waldeck in Hessen auf. Diese Änderungen betrafen weniger als drei Prozent der Fläche des Reiches. »[D]ass er [der Landtag des Zwergstaates Lippe] namentlich die noch bestehen gebliebene deutsche Kleinstaaterei für eine überlebte, unsinnige und unzweckmäßige Zeitwidrigkeit hält«, zu diesem Beschluss wollte am 9. Januar 1920 die sozialdemokratische Fraktion den Landtag bewegen. Zur gleichen Zeit schrieb Wilhelm Martin Becker in der altehrwürdigen Zeitschrift mit dem immer beziehungsreicher gewordenen Namen *Die Grenzboten*:

Die Vereinheitlichungsbestrebungen des neuen Regimes bedrohen den Rest des gewohnten Sondertums der Landschaften, und selbst im Elend des verlorenen Krieges bringt der Deutsche zur Verteidigung dieser letzten individualistischen Hochburg noch Kräfte auf, die von den neuen Männern der Regierung nicht geahnt werden. Wir dürfen also objektiv feststellen, dass wir es hier mit einer vorläufig unausrottbaren Macht zu tun haben; ein Staatsmann würde dem Rechnung tragen.<sup>216</sup>

Es bedurfte keines »Staatsmannes«, um die »Ausrottung der gewachsenen Staatsindividualitäten« zu verhindern. »Ewige Diskussion«, wie Carl Schmitt gesagt hätte, schaffte es ebenfalls. Auch Lippe blieb bis 1945 Freistaat des Deutschen Reichs.<sup>217</sup> »Die Lösungen politischer Probleme sind nie reine Lösungen«, wusste der gerade zitierte Becker. Das Problem der Reichsreform wurde überhaupt nicht gelöst.

Dass die meisten deutschen Länder »Zufallsstaaten«, »künstliche Staaten« und »unechte Staatsgebilde« waren, die »der natürlichen sozialen Gruppierung von Land und Leuten so gar stracks widersprechen«, stand für Wilhelm Heinrich Riehl 1861 fest, und das galt auch für die Periode 1919 bis 1933.<sup>218</sup> Der Vater der Weimarer Ver-

fassung, Hugo Preuß, sprach von Einzelstaaten, »hervorgegangen aus Zufall und Willkür dynastischer Hauspolitik, Erbteilungen und Heiraten, Käufen und Eroberungen«. <sup>219</sup> Geändert hatte sich die Zahl. Die Forschung hat die Tendenz deutscher Territorialgeschichte zu immer weniger Ländern – 1815 waren es 46, 1848 36, 1871 26 und 1925 18 – »wie eine ungehindert wirkende Natur« hingestellt, die »in überwältigender Großzügigkeit« den Prozess der »Zusammenfassung, Ausgleichung und Vereinheitlichung« vorangetrieben habe. <sup>220</sup> Wer sich an die schieren Zahlen hält und wer den größten Einschnitt in der deutschen Geschichte seit 1815, den Übergang von der dynastischen Ära zur republikanischen, nicht berücksichtigt, wird das so sehen. Eine qualitative Geschichtsschreibung muss jedoch zwei Aspekte des Themas in den Vordergrund rücken: die Tatsache, dass zwei verschiedene politische Ordnungen auf derselben Gebietseinteilung aufbauten, und die Übersetzung quantitativer Daten in Größenordnungen. Die Hauptprobleme der übernommenen Reichsgliederung, die Großstaaterei (Preußen: 291 700 qkm, 38 120 173 Einwohner) und die Kleinstaaterei (Schaumburg-Lippe: 340,3 qkm, ca. 50 000 Einwohner) begleiteten die Geschichte der Republik bis zu ihrem Ende.

Was wir aus der beigefügten Tabelle entnehmen können (Tabelle 1), ist ein weiterer Beleg für »Zipf's Law«, ein Potenzgesetz, das – benannt nach dem amerikanischen Linguisten George Kingsley Zipf – als Modell zur Verteilung von Worthäufigkeiten entwickelt wurde, sich aber auch auf zahllose andere Bereiche außerhalb der Sprachwissenschaft anwenden lässt.

Das Gesetz beschreibt viele Phänomene in Kultur und Natur – ob es sich um Worthäufigkeit, Gehälter, Vermögensverteilung oder die Größe von Ansiedlungen oder Inseln handelt, immer gilt, dass am Anfang einer Rangfolge wenige sehr hohe Werte stehen und daraufhin der »lange Schwanz« kleiner und kleinster Einheiten folgt. Bei der Betrachtung der Flächen und der Bevölkerungszahlen der 18 Länder des Weimarer Reiches kann man den langen Schwanz im Grunde schon mit Position drei, Sachsen, beginnen lassen, wo der Anteil an der Gesamtbevölkerung auf unter 10 Prozent sinkt. Danach rangiert mit vier bis 0,21 Prozent der Rest der 15 Länder. Dass das Zipf'sche Gesetz in Natur *und* Kultur gilt, heißt nicht, dass Menschen es für ihre Belange einfach hinnehmen müssen. Angefangen mit dem Plan von Preuß unterscheiden sich die meisten Vorschläge zur Neugliederung von der Realität dadurch, dass sie das Prinzip des Föderalismus, also die Bindung an Stamm, Religion, Geschichte, mit dem Gleichheitsgrundsatz der Demokratie zur Deckung bringen wollten. Es ging nur selten um eine pure Verwaltungsreform, so wie sie die Französische Revolution mit der mathematischen Zerlegung des Staatsgebiets in 83 Departments vorgenommen hatte. Wir haben im ersten Teil als Feinde der Vielfalt Gegenkräfte und Zustände wie Monotonisierung, Schematisierung, innere Zerrissenheit, Überforderung identifiziert. Wir können jetzt auf einen weiteren und den für das staatliche Deutschland möglicherweise gefährlichsten Feind hinweisen: auf die falsche, die negative Vielfalt

Tabelle 1. Fläche und Landbevölkerung der deutschen Länder, 1925

Nr.	Land	Fläche		Wohnbevölkerung			
		in qkm	v. H. der Reichsfläche	Zahl	i. v. H. der Reichsbevölkerung	pro qkm	
						überhaupt	v. H. des Reichsdurchschnitts
1	Preußen	291 700,45	62,23	38 120 173	61,08	130,68	98,14
2	Bayern	75 996,47	16,21	7 379 594	11,82	97,10	72,93
3	Sachsen	14 992,94	3,20	4 992 320	8,00	332,98	250,08
4	Württemberg	19 507,63	4,16	2 580 235	4,13	132,27	99,34
5	Baden	15 070,87	3,22	2 312 462	3,71	153,44	115,24
6	Thüringen	11 724,39	2,50	1 609 300	2,58	133,26	103,09
7	Hessen	7 692,94	1,64	1 347 279	2,16	175,13	131,53
8	Mecklenburg-Schwerin	13 126,92	2,80	674 045	1,08	51,35	38,57
9	Oldenburg	6423,98	1,37	545 172	0,87	84,87	63,74
10	Braunschweig	3 672,05	0,78	501 875	0,80	136,67	102,64
11	Anhalt	2 299,28	0,49	351 045	0,56	152,67	114,66
12	Lippe	1 215,16	0,26	163 648	0,26	134,67	101,14
13	Mecklenburg-Strelitz	2 929,50	0,63	110 269	0,18	37,64	28,27
14	Waldeck	1 055,43	0,23	55 816	0,09	52,88	39,71
15	Schaumburg-Lippe	340,30	0,07	48 046	0,08	141,19	106,04
16	Hamburg	415,26	0,09	1 152 523	1,85	2 775,43	2 084,44
17	Bremen	256,39	0,06	338 846	0,54	1 321,60	992,56
18	Lübeck	297,71	0,06	127 971	0,21	429,85	322,83

oder Heterogenität, die sich aus Ungleichgewichten ergibt, aus einem Verstoß gegen den demokratischen Grundgedanken der Gleichheit auf der Ebene der Geographie (ganz abgesehen vom Recht auf territoriale Selbstbestimmung). Denn eine Konsequenz hat die merkwürdige Verteilung nach dem Zipf'schen Gesetz: Einen Durchschnitt zu ziehen ist sinnlos. Durchschnitt aber ist sozusagen der Goldene Schnitt der Demokratie. Es wird zu zeigen sein, dass die Zwergstaaten definitiv zum Ende Weimars beigetragen haben.

## Die unterlassene Neugliederung Deutschlands II: Das Lehrstück Birkenfeld

Die Gliedstaaten, die 1919 zu Freistaaten wurden, dünkten sich nach der Revolution frei, ihr Territorium nach der staatsrechtlichen Doktrin Präsident Wilsons und nach den Gestaltgesetzen der Geopolitik (die oft noch gar nicht ausformuliert worden waren) neu zu entwerfen. Nehmen wir Oldenburg, einen Freistaat mittlerer Größe mit 545 000 Einwohnern auf 6 424 Quadratkilometern. »Oldenburg besteht aus drei weit voneinander entfernten Gebietsteilen«, meldet der *Große Brockhaus* der Weimarer Epoche: »dem Landesteil Oldenburg, dem Landesteil Lübeck, dem Landesteil Birkenfeld«. Es hatte Pläne für ein Groß-Oldenburg im Ems-Weser-Raum gegeben, doch als man die Unnachgiebigkeit Preußens spürte, ging man an kleinteilige Verhandlungen über einen Gebietsaustausch.

Gegenüber Ostfriesland forderte Oldenburg ein Areal von 120 qkm des Kreises Wittmann. Neben geschichtlichen Faktoren gründete es den Anspruch auf das tief in Oldenburg hineinragende Gebiet mit der vorteilhaften Abrundung seines Territoriums, die eine bessere Verbindung zum Jever-Land und zur friesischen Wehde erlaubte. Im Kreis Bersenbrück richtete sich das Interesse auf die südlich von Lönningen gelegenen, ehemals zu dessen Kirchspiel gehörenden Gemeinden und die Gemeinde Vörden nebst umliegenden Orten im Bereich Damme/Neuenkirchen.<sup>221</sup>

Damit ist die Liste noch lange nicht zu Ende. Man hat einmal gesagt, Krieg sei eine gute Gelegenheit, Geographie zu lernen – die Nachkriegszeit und die Diskussion um die Neugliederung waren es offenbar auch. Zurück zu Oldenburg: Das Land brachte in die Verhandlungen mit Preußen ein Unterpand ein und hatte mit diesem gleichzeitig ein Problem. Nach dem Wiener Kongress war Oldenburg die Exklave Birkenfeld zugeschlagen worden, ein weit entfernt liegendes Territorium an der Nahe, umgeben von der preußischen Rheinprovinz.<sup>222</sup> Idar-Oberstein liegt dort, ein Ort, den man kennt. Die Franzosen hatten 1919 das Gebiet besetzt und drangsalierten einerseits die Bevölkerung und unterstützten andererseits Unabhängigkeitsbestrebungen. Während Oldenburg den Besitz im Rahmen eines Gebietstausches geltend machen wollte, erklärte sich das Ländchen am 14. Juli 1919, dem französischen Nationalfeiertag, zur »Birkenfelder Republik«. Mit 55 650 Einwohnern und 503 Quadratkilometern wäre die neue Republik noch nicht einmal der kleinste der deutschen Freistaaten gewesen. Bei der ersten Wahl wurden die Unabhängigen jedoch vernichtend geschlagen. Birkenfeld blieb bei Oldenburg. Auch 1923, als im Kontext der Ruhrkrise an vielen Orten separatistische Bewegungen aufflammten, kam es zu kurzfristiger Entmachtung

der Oldenburger Administration. Diesmal forderte der von Frankreich massiv unterstützte Unabhängigkeitskampf Tote und Verletzte. Wie überall im Rheinland hatten die Separatisten nicht die Unterstützung breiter Schichten der Bevölkerung auf ihrer Seite. Die Verhandlungen mit Preußen hatten sich mittlerweile zerschlagen. Birkenfeld blieb als Landesteil bei Oldenburg.

Birkenfeld ist ein Lehrstück, was die territoriale Ordnung des Reiches nach 1918 angeht. Exklaven waren in der dynastischen Ära eine Normalität. Wenn man an die beiden Versaillies des 19. Jahrhunderts, den Frieden von Lunéville und den Wiener Kongress, und an ihre »Länderfabrikation« (Riehl) denkt, assoziiert man automatisch eine tiefgreifende Bereinigung der Karten. Diese geschah auch in Birkenfeld. Der spätere Landesteil von Oldenburg gehörte vor dem Wiener Kongress sieben verschiedenen Herrschaften. Der Zustand von 1817, als der preußische König das Gebiet an Oldenburg abtreten musste, war also bereits, was die Gebietsstruktur angeht, ein bedeutender Fortschritt, signalisierte eine Art Ende des Mittelalters. Die ebenfalls weit zurückreichende und typisch dynastische Institution der Exklave aber blieb als Modell erhalten. Preußen besaß 60 Exklaven, Braunschweig hatte ihrer 28, insgesamt gab es im Reich ungefähr 200 En- und Exklaven, von denen etwa ein Drittel weniger als 500 Einwohner besaß.<sup>223</sup> Carl Schmitt sprach von »Gebietsfetzen«. Nun wäre die einzig sinnvolle Lösung gewesen, das Ländchen an der Nahe in seiner Umgebung aufgehen zu lassen; diese aber war seit 1817 ebenfalls eine Art Exklave: Der Abstand von Birkenfeld nach Berlin wäre größer als der von Birkenfeld nach Oldenburg gewesen. Offensichtlich fühlte sich Birkenfeld als Kleinststaat eines Kleinstaa-tes bei Oldenburg besser aufgehoben als bei Berlin. Der »Bevölkerungswille«, die oberste Instanz der Verfassung, zeigte zweimal in diese Richtung. Kleine territoriale Einheiten wollen ihre Unabhängigkeit erhalten, und sei es nur die geographische Abtrennung vom Mutterstaat. Bis hierhin, könnte man sagen, ist das Problem ein inneres, ein hausgemachtes und ist genauso wenig von Versailles oktroyiert wie das Ausbleiben einer territorialen Reichsreform. Hätten sich die Birkenfelder aber zu der wahrhaft naheliegenden Lösung entschlossen und einem neuen, von Preußen unabhängigen Rheinstaat oder einer freien Pfalz beitreten wollen, dann wäre das durch den Bevölkerungswillen allein nicht zu erreichen gewesen: Die ganze Region stand unter der Kuratel der Siegermächte, und insbesondere Frankreich verfolgte dort sehr ausgeprägt seine Interessen. Einer Angliederung an Preußen widersetzte es sich massiv. Neue Innengrenzen würden gegen den Vertrag von Versailles verstoßen, so lautete das Argument von französischer Seite. Dabei garantierte der Vertrag die Struktur der inneren Gliederung Deutschlands mit keinem Wort. Preußen wiederum, die andere Großmacht, verweigerte den Gebietstausch mit Oldenburg, weil es sich grundsätzlich jeder territorialen Veränderung widersetzte. Jeder Schritt in diese Richtung würde zahlreiche Folgeschritte auslösen; jede Schwächung Preußens käme einer Schwächung des Reiches gleich. Das war wie schon gesagt die Staats-

doktrin in Sachen Gebietsreform. Sie konnte sich im Übrigen nicht auf Bismarck berufen. Dieser hatte einmal geschrieben, er würde sich nicht wundern, »wenn die vis major der Gesamtnationalität meine dynastische Mannestreue und persönliche Vorliebe schonungslos vernichtete«<sup>224</sup> – zuerst das Reich, dann Preußen, wollte er sagen.

## Die unterlassene Neugliederung Deutschlands III: Das »Signal Lippe«

Was Deutschlands territoriale Gliederung angeht, fühlt man sich immer wieder veranlasst, den Weg der Mereologie zu gehen, also eine formal-ontologische Methode anzuwenden, die der polnische Philosoph Stanislaw Leśniewski 1916 in seinen *Grundlagen einer allgemeinen Theorie der Mannigfaltigkeiten* entwickelt hatte. Mereologie ist die Lehre vom Verhältnis zwischen den Teilen und dem Ganzen; sie fragt zum Beispiel, ob ein Satz wie »Jeder Teil eines Teiles einer Sache ist Teil dieser Sache« allgemeine Gültigkeit besitzt. Man kann sich die Probleme aber auch etwas pragmatischer vornehmen und wie das Lexikon formulieren: »Exklaven sind außergewöhnlich oft Gegenstand sowohl innen- als auch außenpolitischer Spannungen.« Es zählt unter anderem auf: Kriminalität, Abschottung, Versorgung, Herstellung einer territorialen Verbindung, Auslöschung einer Exklave.<sup>225</sup> Im Fall der kleinen Exklaven und Kleinstaaten resultierte ihre staatsgefährdende Wirkung schlicht und einfach aus ihrer Kleinheit. Die letzte Landtagswahl vor der Machtübergabe an die Nationalsozialisten fand am 15. Januar 1933 in Lippe statt, dem zweitkleinsten Freistaat des Reiches.<sup>226</sup> Lippe war nur noch sehr begrenzt souverän. Es hatte hohe Schulden, die Pro-Kopf-Ausgaben für Land und Gemeinden lagen bei 117 Reichsmark (Preußen: 175), alle höheren Gerichtsbarkeiten hatte es an die angrenzenden preußischen Provinzen abgetreten.<sup>227</sup> Aber es gab einen Landtag, der regelmäßig neu gewählt werden musste. Nach den empfindlichen Verlusten in der Reichstagswahl 1932, konfrontiert mit hohen Schulden und einem auf Spaltung hinarbeitenden Georg Strasser, hatte Hitler den Befehl ausgegeben, die erste Wahl im neuen Jahr mit einem »Durchbruchwahlkampf« zu gewinnen.<sup>228</sup> Seit der verlustreichen Reichstagswahl von 1926 hatten die Nazis verstärkt auf »Landagitation« gesetzt und ertrugen mit Gelassenheit den Spott, dass Hitler nun auf die Dörfer ging. Im Dezember und Januar fanden in Lippe 800 bis 900 Wahlveranstaltungen statt. Hitler selbst trat in der heißen Phase in zwölf Orten mit 17 Reden auf; alle Parteigranden taten es ihm nach; die Bevölkerung wurde mit Zeitungen, Flugblättern, Parteipro-

grammen, Umzügen, Propagandawagen, Hausbesuchen intensivst bearbeitet. Goebbels, immer vorneweg, genoss den »Kontakt mit dem Volk an der Urquelle.«<sup>229</sup> Der Erfolg lohnte den Einsatz: Die NSDAP wurde mit knapp 40 Prozent stärkste Partei und gewann neun Sitze, die SPD sieben. Der Vorgang an sich wäre eine kleine Notiz auf der ersten Seite wert gewesen. Aber: »Die Trendwende hatte erhebliche psychologische Rückwirkungen bei einer nervös gespannten Öffentlichkeit, die das Votum von 0,26 Prozent der deutschen Wahlbürger wie eine Art Gottesgericht über die politische Zukunft eines 68-Millionen-Volkes betrachtete.«<sup>230</sup> Aufgezogen als Testwahl mit Signalcharakter – Goebbels sprach von »systematischem Zermübungsfeldzug«, »Volksurteil« und vom »Signal Lippe« –, stärkte das Ergebnis Hitlers innerparteiliche Position in der Auseinandersetzung mit Georg Strasser und unterstützte ihn im unmittelbar danach einsetzenden Kampf um das Kanzleramt. Die Tagesszeitungen, die nicht auf Hitlers Seite waren, rechneten ihren Lesern vor, dass das Ergebnis von Lippe nicht wiederholbar sei: Nur in einem Land ohne Katholiken und mit vorwiegend ländlicher Bevölkerung, nur in einem so kleinen Freistaat ließe sich durch konzentrierten und in einem Flächenstaat nicht zu leistenden Einsatz ein Zuwachs von 4 000 auf 39 000 Stimmen erreichen. Größe zählt, wollten sie sagen. Wir leben in einer Demokratie, es zählen die großen Zahlen. Am Ende der Weimarer Zeit aber zählte die Kontingenz eines Wahltermins und das Signal der Propaganda. Die ausgebliebene Gebietsreform von 1919 hatte eine der Voraussetzungen für Hitlers baldigen Sieg über ganz Deutschland geschaffen.

In Birkenfeld ging es übrigens ähnlich zu. 1932 gewannen die Nationalsozialisten in Birkenfeld und in ganz Oldenburg die Mehrheit, in der Stadt Idar 70 Prozent der Stimmen. Oldenburg war der erste Gliedstaat unter nationalsozialistischer Regierung. Wieder hatte sich die konzentrierte Bearbeitung einer kleinen Einheit ausgezahlt. Selbstverständlich hatte Hitler die Birkenfelder in eigener Person umworben; selbstverständlich war es seine Regierung, die 1937 den Oldenburger Teilstaat aufhob und das kleine Birkenfeld der preußischen Rheinprovinz eingliederte.

Um wieder zum Freistaat Lippe zurückzukommen: Lippe war nicht nur klein und manipulierbar, es lohnte sich das Engagement gerade in dieser Region auch gewissermaßen aus nationalsymbolischen Gründen. Gleich nach dem Krieg gründete der Lippische Bund Heimatschutz eine Zeitschrift mit dem bodenständigen Titel *Heimatblätter der Roten Erde* und erklärte grundsätzlich und offenbar unsicher über die Zukunft eines eigenständigen Lippe im neuen Reich:

Ja, je mehr die politischen Grenzen und eigenes staatliches Leben aufhören werden, umso mehr wird sich das Verlangen regen, innerhalb des neuen und geöffneten staatlichen Rahmens lippische Eigenart in Geschichte, Sprache, Sitten und Gebräuchen, Bauweise und bodenständiger Wirtschaft weiter zu pflegen und zu fördern.<sup>231</sup>

Festzuhalten an »alter Stammesart« haben damals vermutlich die Traditionsvereine aller deutschen Länder, Regionen und Kreise geschworen. Versailles, die leeren Throne, die soziale Krise, der Machtwechsel, die Debatte um die Neugliederung: Es gab genug Gründe, um enger zusammenzurücken und das Herkommen zu beschwören. Die Mitte des Reiches, die das Land einnahm, barg gleich zwei Erinnerungsorte von nationalem Rang: die Externsteine und das Hermannsdenkmal, das den Ort der siegreichen Schlacht gegen die Römer anzeigen sollte. Jetzt bewarb man sich um einen dritten Denkmalsort, das »Reichsehnenmal«, mit dem wir uns schon im ersten Teil beschäftigt haben. Im Teutoburger Wald wollte man einen »Heiligen Hain« anlegen oder besser im dichtbewaldeten Revier einen solchen ausweisen.<sup>232</sup> »Hinreichend einsam« war das Gelände, gleichwohl in nicht zu großer Entfernung von Detmold und vor allem in Sichtweite zum Hermannsdenkmal gelegen, sodass das Monument des Sieges auf der Bergspitze dem Mal des Todes und der Niederlage im dunklen Tal einen tröstenden Auftrieb gegeben hätte. Vielleicht war das zu gut gedacht, vielleicht fand die zuständige Kommission auch den Entwurf für eine »Gedächtnisgrotte« zu dilettantisch, Detmold kam noch nicht einmal in die engere Wahl. Dagegen machte die Sandsteininformation der Externsteine im Teutoburger Wald im Dritten Reich große Karriere, nachdem der Laienforscher und völkische Ideologe Wilhelm Teuth sie in den zwanziger Jahren zum germanischen Hauptheiligtum der Irminsul aufgewertet hatte.<sup>233</sup> Sein Gefolgsmann Himmler erklärte nach 1933 den gesamten Raum zur »weltanschaulichen Interessensphäre der SS«. Es fanden umfangreiche Ausgrabungen statt, welche endlich die Hypothese der »germanischen Vorgeschichtler« bestätigen sollten, dass die Felsengruppe ein uraltes Heiligtum gewesen war und durch Karl den Großen entweiht wurde. Die Grabungen führten zu wenig spektakulären Ergebnissen. Es musste stark gedeutelt werden, um die frühe germanische Nutzung des Komplexes wahrscheinlich zu machen. Am meisten zufrieden war man mit dem Fund eines Loches im Felsen, das man als den Standort der Irminsul interpretierte. Zum Hermannsdenkmal ist nur zu sagen, dass rechte und völkische Kreise es in der Weimarer Zeit zum bevorzugten Anlaufpunkt von Sternmärschen und Gedenkfeiern machten.<sup>234</sup> Von daher ist es auch kein Wunder, dass die Nationalsozialisten in der »Schicksalswahl« von 1933 das Denkmal und den Sieg der Germanen im Teutoburger Wald als Wahlkampfmunition benutzten. Ein Plakat zeigt, wie die Sonne des Hakenkreuzes hinter Hermann dem Cherusker aufgeht – Motto: »Macht frei das Hermannsland!« Auf engstem Raum ergab sich also eine Konstellation und Konzentration von Symbolorten. Das Organ der NSDAP, der *Lippische Kurier*, schrieb am 4. Januar 1933, nachdem noch einmal die Steine und das Denkmal angesprochen worden waren: »Kaum eine zweite deutsche Stelle im weiten deutschen Vaterland, an welcher das Germanentum so verkörpert ist wie hier. Hier kämpften unsere Vorfahren um ihre Freiheit, um Boden, Blut und Scholle.«<sup>235</sup> Hitler selbst stellte sich in die Tradition des Arminius, dem es gelungen sei, die Stämme für

einen Moment zu einigen, ohne aber die »große Zerrissenheit« auf Dauer zu beenden. Dieses offene Ende werde nun er, Hitler, schließen. In der Tat, Lippe verließ der deutschen Geschichte Anfang und Ende. Das Denkmal feiert den Sieg der Germanen über die Römer, die Irminsul erinnerte angeblich an das Ende des germanischen Götterglaubens in der Zeit Karls des Großen, des siegreichen »römischen« Kaisers der Deutschen. Das »Signal Lippe« kündete den endgültigen Aufstieg Hitlers an und damit das Ende der Weimarer Republik (und das Ende von noch sehr viel mehr).

Wilhelm Heinrich Riehl hat die entscheidende Frage nach »sinnvoller Vielfalt« schon 1861 gestellt und selbst keine Prognose abgeben können, wie lange es dauern werde, »bis man den willkürlichen Partikularismus wird scheiden lernen von den naturnotwendigen Besonderungen, in unserem Staatssysteme sowohl wie in dem Organismus der bürgerlichen Gesellschaft«. <sup>236</sup> Für die Republik gesprochen und das Verlangen nach »der natürlichen sozialen Gruppierung von Land und Leuten« beiseitelassend: Heterogenität und Partikularismus pervertieren deutsche Vielfalt, weil die Maßstabsfrage nicht berücksichtigt wurde. Erforderlich gewesen wäre eine »policy of scale«, analog zu den »economies of scale«. Das hätte geheißen, Größenvorteile, Skaleneffekte, die aus Konzentration und Zusammenlegung entstehen, politisch zu nutzen. Ein Weniger an Kleinstaaten und ein ausgewogenes Mehr an Teilstaaten, die aus der preußischen Landmasse zu gewinnen waren, hätte Exzesse wie die hier beschriebenen unmöglich gemacht. Für Carl Schmitt war die »Homogenität aller Bundesmitglieder« die »wesentliche Voraussetzung eines Bundes«; er nannte das »Gleichgewichtsföderalismus«. <sup>237</sup> Weil aber die dynastischen Grenzziehungen sich nur bei wenigen Ländern sinnvoll begründen ließen, werden wir in diesem Teil immer wieder auf eine der lebendigsten Tendenzen der Weimarer Zeit zurückkommen: den Regionalismus. Regionalismus ist die Suche nach begründeter Vielfalt.

## Innere Kolonisation I: »Deutschland müsste sich sozusagen selbst kolonisieren oder besiedeln.«

Wurde bisher die Ebene der Gliedstaaten und deren ausgebliebene »Flurbereinigung« betrachtet, so geht im Folgenden der Blick hinunter auf die Ebene der Flur selbst und identifiziert dort gänzlich voneinander unterschiedene Dimensionen: die Kleingärten, die Wohnquartiere des Neuen Bauens, die Siedlungsstellen der Selbstversorger, der Rücksiedler sowie der Rittergutsbesitzer des Ostens. Deutsche Bodennutzung nach 1918 ist das generelle Thema. Eines ihrer Schlüsselwörter heißt Innere Kolonisation, im Sprachgebrauch der Zeit auch: Binnenkolonisation. <sup>238</sup> Das Programm als

solches war nicht neu. Die Sozialreformer des 19. Jahrhunderts hatten mit ihm die Landflucht und die Verödung ganzer Gebiete als Folgen der industriellen Revolution korrigieren wollen. Rücksiedlung war eine der Maßnahmen, die Aufwertung des Landarbeiters zum selbstständigen Bauern die andere. Seine ausländischen Kolonien hatte Deutschland in Versailles verloren, jetzt musste man verstärkt an den inneren Landesausbau gehen. Ein Handbuch der Zeit definiert: »Als innere Kolonisation gilt heute die planmäßige Verdichtung der sesshaften ländlichen Bevölkerung im Inneren des Staates.«<sup>239</sup> 1919 erhielt die Innere Kolonisation Verfassungsrang. Den einschlägigen Artikel 155 der Weimarer Reichsverfassung haben wir im Vorwort zur Gänze zitiert. Das Reichssiedlungsgesetz vom 11. August 1919 setzte die Vorgaben der Reichsverfassung um. Danach sind die Bundesstaaten verpflichtet, gemeinnützige Siedlungsunternehmungen »zur Schaffung neuer Ansiedlungen sowie zur Hebung bestehender Kleinbetriebe« zu begründen. Den Siedlungsunternehmen wurde ein Vorkaufsrecht auf die in ihrem Bezirk gelegenen landwirtschaftlichen Grundstücke eingeräumt. Sie waren darüber hinaus dazu berechtigt, Moorland oder anderes Ödland zu Besiedlungszwecken zu enteignen und für sich zu beanspruchen.<sup>240</sup> Max Seering, mitverantwortlich für das Reichssiedlungsgesetz, sagte zur Begründung: »Das deutsche Volk muss wieder mehr zu einem Agrarland werden, zu einem höheren Grade des Selbstgenügens kommen, und seine Wohn- und Arbeitsstätten dezentralisieren.«<sup>241</sup> So dachten damals viele. Im München der Revolutionswirren schrieb Ricarda Huch: »[...] ich finde, Deutschland müsste sich sozusagen selbst kolonisieren oder besiedeln, es müssten aus den Großstädten Gruppen von Menschen, zum Beispiel je hundert, auswandern und sich in den zahllosen schönen kleinen Landstädten niederlassen, die wir haben.«<sup>242</sup> Zur gleichen Zeit veröffentlichte Josef Hofmiller in den *Süddeutschen Monatsheften* einen Meinungsartikel unter dem herausfordernden Titel »Kriegsgewinn«. Deutschland müsse deindustrialisiert seine Zukunft beginnen, war der Leitgedanke – dergleichen hatte nicht einmal die Entente zu fordern gewagt, die ja im Übrigen auf deutsche Kohle und deutschen Stahl extrem angewiesen war. Thomas Mann hielt im Tagebuch zu diesem Aufsatz fest: »Mit Genuss, Genugtuung, Zustimmung gelesen [...]«<sup>243</sup> Auch Paul Natorp, Alfons Paquet, Leopold Ziegler und Wilhelm Schäfer, Mitglieder des 1919 gegründeten »Bundes der Sommerhalde«<sup>244</sup>, setzten auf den Siedlungsgedanken, vor allem nachdem das Junktim von Parlamentarismus und Rätedemokratie sich nicht hatte verwirklichen lassen.

Die stärkste Betonung dieses Gedankens entwuchs aus der Einsicht, dass wenn schon das System als Ganzes keinen großen Schritt vorwärts tun sollte, doch zumindest in kleinen Gruppen der Versuch unternommen werden konnte, die Wirklichkeit der erwünschten Lebensgemeinschaft zu erproben und den zukünftigen Staat, eine ›Genossenschaft von Genossenschaften‹ unter rätedemokratischer ›Oberleitung‹, vorbereiten zu helfen.<sup>245</sup>

Wenn Ricarda Huchs Vorschläge an Kibbuz erinnern, so liegt das nicht allzu fern: Alfons Paquet hatte 1913 in Palästina die Anfänge der Kibbuz-Bewegung studiert und 1915 in einer prozionistischen Schrift dargestellt.<sup>246</sup>

Der Soziologe Franz Oppenheimer war der Vordenker der Siedlungsbewegung. In seinem Hauptwerk mit dem Titel *Großgrundeigentum und soziale Frage*, erschienen schon vor 1900 im Vita(!)-Verlag, hatte er den Gutsbesitz als eine Absurdität im Zeitalter der totalen Tauschwirtschaft und als Wurzel aller gesellschaftlichen Übel gebrandmarkt. Er setzte seine Überzeugungsarbeit in der Weimarer Zeit fort und rief 1920 auf dem 2. Reichssiedlertag in Leipzig zu einer »inneren Kolonisation [...] großen Stils« auf. Diese »Lebensnotwendigkeit für Staat und Volk« müsse die »binnenländische Abwanderung in die Industriebezirke« aufhalten, es gelte »jene Wanderdüne zu befestigen, die in von Tag zu Tag bedrohlicheren Maßen unsere Industriebezirke überschwemmt.«<sup>247</sup> Indem die Innere Kolonisation »die Bevölkerung auf dem Lande und in den kleinen Städten vermehrt, kräftigt sie die Wurzeln, aus denen die industrielle Entwicklung emporwächst«, sie bilde »ein soziales Gegengewicht gegen das Wachsen der unruhigen Massen der Großstadt«, auch sei die Landbevölkerung »kriegstüchtiger« als die städtische, und schließlich gebe es an der Ostgrenze des Reichs kein anderes Mittel, »um das Staatsgefüge innerlich zu befestigen«. Kurz: »Die innere Kolonisation bedeutet schließlich eine innere Kräftigung des Staates.«<sup>248</sup> Oppenheimer plädierte für Produktionsgenossenschaften: »Mein letztes Ziel ist, die Siedlungsgenossenschaft aufzubauen, d. h. eine aus Landwirten und städtischen Elementen gemischte Ansiedelung, deren ganzer Grund und Boden dauernd im unveräußerlichen Obereigentum ihrer Bürger steht [...].« Die staatliche Seite dagegen unterstützte seit 1919 den einzelnen Siedler. Das Organisationsmodell Oppenheimers aber lag den alternativen Siedlungsprojekten zugrunde, die vor und nach dem Krieg angefangen wurden und von denen wir so viel wissen, weil sie – weltanschaulich hoch anspruchsvoll – von sich reden machten: in eigenen Zeitschriften, Aussendungen, Büchern, Treffen, aber auch in der Berichterstattung der Tagespresse, die sich von ihnen gerne provozieren ließ. Zwar schienen die Tage der Agrarromantik gezählt, aber die Art und Weise, wie die Innere Kolonisation sich die innersten Werte der deutschen Kulturlandschaft aneignen wollte, ist schon bemerkenswert – bemerkenswert deutsch. So schildert aus der Rückschau ein Siedlungswilliger seine und seiner Genossen Suche nach dem richtigen Ort für ihre »brüderliche Gemeinschaft« – wir sprechen vom Sommer 1920:

Unser nächster Schritt galt also dem Finden des landwirtschaftlichen Grundstückes. Wir dachten an einen Bauernhof mittlerer Größe. Nicht irgendwo sollte er sein, sondern in Schwaben, im südlichen Schwarzwald, vielleicht im Quellengebiet der Donau, im Hegau. Nach den seherischen Weisungen Hölderlins galten uns diese Gaue als Deutschlands ›heiliges Land‹

Denn nah dem Herde des Hauses  
Wohnst du, und hörst, wie drinnen  
Aus silbernen Opferschalen  
Der Quell rauscht, ausgeschüttet  
von reinen Händen ...<sup>249</sup>

Hölderlin als Führer! Der Dichter selbst habe nach »langen Irrfahrten« schließlich in Schwaben die »geschichtliche Wendung zum reif gewordenen Volke der Mitte« vollzogen und ein »Bekenntnis« zum »Eigenen« abgelegt. In diesem »heiligen Land« wollte die Gruppe also ein neues, ein selbstbestimmtes Leben aufbauen. Der Autor ist Lehrer. Hölderlins Weisungen wiegen auch in Zeiten großer Not mehr als eine vorsorgliche Prüfung der Qualität von Boden und Klima, der Verfügbarkeit und Kostenfrage landwirtschaftlicher Betriebe. An fehlenden Voraussetzungen sind viele solcher Projekte gescheitert.

Zu einer Re-Agrarisierung kam es nach 1919 nicht. Immerhin hatten in Preußen 1923 53 500 Ansiedlerstellen eingerichtet werden können – das wären hochgerechnet 150 000 bis 200 000 Menschen, die eine neue Heimat und hoffentlich auch ein Auskommen fanden. Dann erholte sich die Industrie zu schnell, um den Siedlungsgedanken als die große Alternative erscheinen zu lassen. Als Rücksiedler reüsierten nur Bewerber mit ländlichem Hintergrund, Nebenerwerbslandwirte, die aber vor der neuen Herausforderung einer vollen Landstelle oft kapitulierten und sich als Handwerker im dörflichen Milieu niederließen und ihr Land verpachteten. Am Ende des zweiten Jahrzehnts, während der Weltwirtschaftskrise, kehrte das »Zurück zu Mutter Erde« zurück. »Denn ›Siedlung‹ wurde jetzt wieder, wie vorher nach dem verlorenen Krieg, die Forderung der Stunde und galt als ein Weg zur Beseitigung der Jugendarbeitslosigkeit.«<sup>250</sup> Die Kabinette Brüning und Schleicher versuchten die Möglichkeiten, die ihnen die Verfassung und das Instrument der Notverordnung einräumten, verstärkt auszunutzen. Zwischen 1929 und 1932 erwarb man für Siedlungszwecke pro Jahr 100 000 Hektar. Der Arbeitsdienst, der sich mit dem Siedlungsgedanken verband, wurde eingeführt und hatte im November 1932 300 000 männliche Teilnehmer. Was auf jeden Fall funktionierte, war die ideologische »Rücksiedelung«, die neue Aufmerksamkeit auf das Land, der wir uns noch ausführlich widmen werden. Die Bauernaufstände von 1928/29 in Schleswig-Holstein führten zu dem Erfolgsroman *Bauern, Bonzen und Bomben*, dem ersten Buch Hans Falladas. Fotografen wie Hans Retzlaff und Erna Lendvai-Dircksen brachten erfolgreiche Bildbände heraus, die *Das deutsche Volksgesicht* hießen und doch nur Bauernköpfe zeigten. Sie stammten von Berliner Fotografen, die ihrer Zeit vorher eigentlich andere Themen abgewonnen hatten. Aber der Bauer stand nun als der »eigentliche Mensch« heraus, so auch in der enorm erfolgreichen Regionalliteratur und Heimatkunst dieser Jahre.<sup>251</sup> Den Bauernstand bezeichnete Karl Alexander von Müller in einem Rundfunkvortrag

1932 als den »wichtigsten Träger der geschichtlichen Überlieferung« und »als Urgestein unseres Volkstums, das keine Zeit bisher zu zermürben vermocht hat«. <sup>252</sup> Ich werde später in diesem Teil zeigen, wie auch so erfolgreiche Romane aus der Zeit vor der großen Krise, wie Hans Grimms *Volk ohne Raum* (1926) und Manfred Hausmanns *Lampioon* (1928) der Tendenz folgen, »nur noch in der Kategorie des Raumes denken zu wollen«, wie Ernst Robert Curtius damals schrieb, sich gegen Geopolitik und Geopoesie gleichermaßen wendend.

## Innere Kolonisation II: Die »Fruchtlandschaft« der Stadt

Bereits die Verfassung von 1919 hatte den »Boden« als ein besonderes Gut ausgewiesen. Dabei ging es in der Not der Stunde Null nicht um »Mutter Erde« und »Heimatboden«, nicht um Nietzsches Machtwort »Bleibt der Erde treu!« – denn wie der Zeitdiagnostiker Broder Christiansen wusste: »Man ist der Erde treu, aber erst nachdem man sie entgöttert hat.« <sup>253</sup> Es ging ganz irdisch um Erdboden und um eine Bodenpolitik, die sozialpolitisch und nicht ideologisch orientiert war, auch wenn die Grundbesitzer sich das sicher anders gewünscht hatten. In Artikel 155 wird festgehalten: »Die Bearbeitung und Ausnutzung des Bodens ist eine Pflicht des Grundbesitzers gegenüber der Gemeinschaft. Die Wertsteigerung des Bodens, die ohne eine Arbeits- oder Kapitalaufwendung auf das Grundstück entsteht, ist für die Gesamtheit nutzbar zu machen.« Der zweite Satz war vielleicht der für den Staatshaushalt einkömmlichste der Verfassung. Auf ihn gründete sich die Hauszinssteuer, die ab 1924 auf bebauten Grundbesitz erhoben wurde, um den Inflationsgewinn der Immobilien abzuschöpfen. 10 bis 20 Prozent dieser Einnahmen wurden in den Wohnungsbau investiert: Im Jahr 1926 wurde die Einnahmenhöhe auf 500 bis 600 Millionen Reichsmark geschätzt. Die rege Bautätigkeit der Moderne in den Städten verdankt sich weitestgehend einem Gesetz mit dem biedereren Namen Hauszinssteuer. Boden hieß also Bodenpolitik. Diese wurde im Kleinen, sozusagen im geerdeten Maßstab viel entschlossener zugunsten des Verfassungsziels »Volkswohlfahrt« durchgeführt als im Großen – ich denke noch einmal an die unterlassene Neugliederung der Länder, an die Beibehaltung der dynastischen Grenzen. Man hatte die Fürsten entmachtet (und entschädigt) und blieb bei den Grenzen ihrer Territorien. Zurück zu Artikel 155:

Die Verteilung und Nutzung des Bodens wird von Staats wegen in einer Weise überwacht, die Missbrauch verhütet und dem Ziele zustrebt, jedem

Deutschen eine gesunde Wohnung und allen deutschen Familien, besonders den kinderreichen, eine ihren Bedürfnissen entsprechende Wohn- und Wirtschaftsheimstätte zu sichern. Grundbesitz, dessen Erwerb zur Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses, zur Förderung der Siedlung und Urbarmachung oder zur Hebung der Landwirtschaft nötig ist, kann enteignet werden.<sup>254</sup>

Der Schwerpunkt der gesetzgeberischen Aufmerksamkeit lag also eindeutig auf der Behebung der Wohnungsnot. Die Republik hatte aus dem Kaiserreich und vor allem aus den Kriegsjahren, da jegliche Bautätigkeit ausblieb, ein gewaltiges Defizit geerbt. 1919/20 schätzte man den Fehlbestand auf 1,5 und 1926 auf 0,6 Millionen Wohneinheiten, bei einem jährlichen Neubedarf von 150 000 Wohnungen. Immerhin: 1925 entstanden über 164 000 neue Wohnungen und 27 500 wurden renoviert.<sup>255</sup> Die Siedlungen des Neuen Bauens, die damals hochgezogen wurden, breiteten sich aber nicht auf jungfräulichem Boden aus. Der Impuls Wohnungsbau kollidierte vielmehr mit einer anderen und ebenso nachgefragten Art der Bodennutzung: den Schrebergärten. Bodenpolitik wurde jetzt auch »Deutsche Kleingartenpolitik«, so der Titel eines Beitrags zur Gewerkschaftszeitung *Die Arbeit* von 1924. Wie der neue Siedlungsbau waren die Gärten eine Antwort auf Landflucht und Mietskaserne. Sie versprachen, aus höchster gesellschaftspolitischer Perspektive betrachtet, noch mehr als Selbstversorgung, Ausgleich, Erholung. Otto Albrecht, der Autor des oben erwähnten Artikels, ein Gewerkschaftler, kein völkischer Ideologe, schreibt:

Die dauernde Wiedervereinigung auch des nicht landwirtschaftlich tätigen Volkes mit der Erdscholle durch den Haus- und Kleingarten und eine intensive Gartenbewirtschaftung werden das beste Mittel sein, [...] die Kluft mit bestmöglichem Material schlechtweg auszufüllen und also einen festen Dauerausgleich herbeizuführen.<sup>256</sup>

In der Weimarer Zeit gab es drei Typen von Schrebergärten: die Kleingärten, die Laubenkolonien und die Dauerkolonien.<sup>257</sup> Der erste Typus hat sich bis heute fast unverändert erhalten. Es handelt sich um von der Stadt gepachtete, kleinteilig parzellierte Anlagen, deren Vergabe und Verwaltung in die Hand eines Vereins gegeben wurde. Unter Laubenkolonien verstand man nach 1918 zunehmend nicht genehmigte, aber ganz ähnlich strukturierte Parzellen, welche Arbeitslose, Arme, große Familien im Umland der Städte kultiviert hatten und welche von den Kommunen bis auf Widerruf geduldet wurden. Die Geschichte der Kleingartenkolonien beginnt kurioserweise in der Stadt Weimar, wo in der Goethezeit der Fabrikant Bertuch ein Grundstück parzellieren ließ und an Interessenten verpachtete. In der Epoche, die nach Weimar benannt wurde, waren solche von privat vermieteten Kolonien verboten. Die Repub-

lik regelte den Bereich neu in der »Kleingarten- und Kleinpachtlandordnung« (KGO), die am 31. Juli 1919, am Tag der Verabschiedung der Verfassung, erlassen wurde.<sup>258</sup> Das Kleingartenwesen war wie die Innere Kolonisation und wie zuvor die Äußere Kolonisation zur Staatssache geworden.<sup>259</sup> Die KGO schützte die Kleingärtner vor privater Übernahme, Behördenwillkür, überhöhten Pachtpreisen, enthielt aber kaum Impulse zum Ausbau des Sektors. Die linken Parteien konnten den Kolonien nicht sehr viel abgewinnen: Sie fürchteten, dass ihre Klientel in den Gärten privatisiere und keine Zeit für politische Arbeit hätte. Aber dass das »Stückchen Vaterland« zur Ernährung beitrug, war in der Not von 1919 nicht zu leugnen – insofern ist es richtig, die KGO in die Nachfolge der Kriegsnotverordnungen zu stellen, die bereits zugunsten der Schrebergärten erlassen worden waren.<sup>260</sup> Es versteht sich, dass man später und in eigener Sache argumentierend im Kleingarten sehr viel mehr sah – siehe die Grundsatzserklärung, die 1924 auf einer Tagung der sächsischen Gartenbauvereine beschlossen wurde:

Der Kleingarten als Teil des ganzen Siedlungsgedankens ist für Staat und Volk unbedingt notwendig zum wirtschaftlichen, gesundheitlichen und ideellen Wiederaufbau. Er gewährt nicht nur eine Sicherung der Familienernährung, wodurch eine Entlastung des Lebensmittelmarktes herbeigeführt wird, sondern ist durch die Betätigung und den Aufenthalt in der gesunden Luft zugleich ein Gegengewicht der gesundheitlichen Nachteile jeden Berufes. Vor allem wird durch die Jugendpflege der Schreber- und Gartenvereine dem heranwachsenden Geschlecht die Möglichkeit gegeben, die körperlichen, sittlichen und geistigen Schäden der Kriegs- und Nachkriegszeit auszugleichen.<sup>261</sup>

Der Organisationsgrad der Bewegung war sehr hoch. 1921 wurde eine neue Dachorganisation gegründet, der »Reichsverband der Kleingärtner Deutschlands e. V.«, der drei Jahre später 300 000 Mitglieder hatte. In Berlin allein gab es 865 Kleingärten mit 66 750 Mitgliedern.<sup>262</sup> So erfolgreich diese Nutzung deutschen Bodens war: Es wuchs der Druck, von innen und von außen, und umso nötiger wurde »Kleingartenpolitik«. Nach dem beginnenden weltanschaulichen Auseinanderdriften der Bewegung hatten sich die Verbände im Übrigen zu einer strikten Neutralität in parteipolitischer Hinsicht verpflichtet. Intern wollte man bei zunehmender ökonomischer Konsolidierung weg von der reinen Nützlichkeit, das neue Ziel hieß: »schönheitliche Ausgestaltung«. »Nach 1923 vollzog sich unter der Losung ›Wirtschaftlichkeit und Schönheit‹ eine ›Umstellung vom Wirtschaftsgarten zum Familiengarten‹ mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen.«<sup>263</sup> (»Fortschritt und Schönheit« war der Name der einzigen Dauerkolonie, die in der Weimarer Zeit in Hamburg angelegt wurde.) Die organisierten Vereine grenzten sich auf diese Weise auch von den »wilden« Laubenkolonien

ab, die durchweg als provisorische Wohnquartiere genutzt wurden, was in den Kleingärten ebenfalls, aber nicht so häufig vorkam.<sup>264</sup> In Preußen waren Wohnlauben wegen der großen Wohnungsnot bis 1924 sogar zugelassen und nahmen mit Einsetzen der Weltwirtschaftskrise schlagartig wieder zu. Auch der arbeitslos gewordene Held von Falladas *Kleiner Mann – was nun?* von 1932 landet schließlich mit seiner Familie in einer Laubenkolonie.

Während der ganzen Zeit konfiszierten die Kommunen Gartenland für Siedlungszwecke. In Berlin wurden bis 1931 140 000 Wohnungen neu geschaffen. Die Laubenkolonien beseitigte man über Nacht ohne großes öffentliches Aufsehen; die Kleingartenkolonien waren aufgrund der kurzen Pachtdauer ebenfalls nicht geschützt, aber sie leisteten Widerstand. Von 1925 bis 1929 schrumpfte das Areal der Kleingärten um fast ein Viertel: von 5 793 auf 4 448 Hektar.<sup>265</sup> Wie viel Grund und Boden den Laubenkolonisten genommen wurden, lässt sich statistisch nicht nachweisen. Man schätzt, dass dort etwa 160 000 Menschen lebten, sodass wir zusammen mit den hochgerechnet 250 000 Kleingärtennutzern im Jahr 1925 auf über 400 000 Berliner kommen, die vom oder auf dem Gartenland lebten. Das sind gerechnet auf eine Einwohnerzahl Berlins von damals 4 Millionen immerhin 10 Prozent. Diese Menschen waren also direkt betroffen, wenn die Bautrupps kamen, wenn die Vereine mit der Stadt verhandelten, wenn man die Pacht nicht mehr zahlen konnte. Ein Kleingarten ist das intensivst genutzte Stück Land, das es auf der Welt gibt, dementsprechend schmerzte jeder Verlust, jede Beschneidung dieses winzigen Handlungsspielraumes. Aber vielleicht zog eine enteignete Familie ja in eine der neuen Wohnungen um und lebte gewissermaßen das Gesetz von Weimar, das hieß: Verbesserungen sind nicht ohne Einbußen zu haben und Fortschritt nährt Unzufriedenheit.

Die Siedlungen, soweit sie aus Komplexen mit Etagenwohnungen bestanden, waren ein deutliches Statement gegen die kleinteilige, privatistische Nutzung des Bodens. Die Stadt hatte den Bedarf an Kleingartenflächen nach der Dichte und Höhe der Wohnbebauung berechnet. Jetzt begründete sie das schrumpfende Gartenland mit den veränderten Verhältnissen:

Die Bewohner dieser Neubauten werden längst nicht das Bedürfnis zur Aufsuchung und Bearbeitung von Kleingärten haben, wie die Bewohner der Altwohnungen, zumal nach dem Generalfreiflächenplan in allen Stadtgelegenen große Parks, Grünanlagen, Sportplätze und Grünverbindungen nahe erreichbar sind.<sup>266</sup>

Großzügig im freien Raum angeordnet, boten die Siedlungen »Freiflächen« zur allgemeinen Nutzung an – »kollektive Stadtanlagen«, wie es in der Verwaltungssprache hieß. Was Bruno Taut und Martin Wagner, Hauptvertreter des Neuen Bauens in

Berlin, zur Architektur der genossenschaftlichen Großsiedlungen gesagt haben, das gilt auch für die »Grünfläche«: Es wurde »die Kollektivität zum stilbildenden Faktor«. <sup>267</sup> Jedes einzelne Glied, jedes Bau- oder Raumelement soll nach Taut das »kollektive Bewusstsein« tragen. <sup>268</sup> Aus der Zeit nach der Fertigstellung der berühmten Britzer Hufeisensiedlung (1925–31) datiert eine berückende Fotografie, welche weniger eine Siedlung des sozialen Wohnungsbaus als vielmehr ein modernes Sanatorium wiederzugeben scheint (Abb. 18). Es herrscht Leere wie auf einem Modell: Konzentrisch folgen aufeinander ein runder Anlagenteich, eine abfallende Grünfläche, ein Streifen mit Hecke und niedrigen Bäumen und dann die Wagenburg, die Blockfront der Siedlung.



Abb. 18. Die Britzer Hufeisensiedlung

Eine andere Aufnahme zeigt, was der Pflanzstreifen vor der Front enthielt: Das waren in Hecken gefasste Miniaturgärten, quasi gebaute Erinnerungen an die alten Schrebergärten, grüne Phantome. Jedes einzelne Glied, jedes Bau- oder Raumelement soll nach Taut das »kollektive Bewusstsein« tragen. Ob diese Gartensegmente schon die Vorboten jener neuen Urbanität waren, die Taut zufolge den Gegensatz »zwischen Bauer und Städter« gänzlich aufhob und eine neue Synthese von Stadt und Land erreichte, das fragt sich. <sup>269</sup>

Leberecht Migge agierte da auf demselben Terrain zugleich utopischer und konkreter. Er entwarf das Projekt einer Selbstversorgung der Massen aus dem intensiv bestellten »Fruchtland« der Stadt (Abb. 19).



Abb. 19. Leberecht Migge, »Die Fruchtlandschaft Berlins«, 1933

Walter Benjamin sah dagegen einen verwirrenden Verlust an eindeutiger Stadtgestalt. In der »Reise durch die deutsche Inflation« findet man diese merkwürdige Reflexion über die Städte, die »sich allerorten durchbrochen vom eindringenden Land« zeigten:

Nicht von der Landschaft, sondern von dem, was die freie Natur Bitterstes hat, vom Ackerboden, von Chausseen, vom Nachthimmel, den keine rot vibrierende Schicht mehr verhüllt. Die Unsicherheit selbst der belebten Gegenden versetzt den Städter vollends in jene undurchsichtige und im höchsten Grade grauenvolle Situation, in der er unter den Unbilden des vereinsamten Flachlandes die Ausgeburten der städtischen Architektonik in sich aufnehmen muss.<sup>270</sup>

Vielleicht vermied es der bekennende Städter Benjamin nur, auf das noch »grauenvollere« Faktum hinzuweisen, dass Hunderttausende in der Stadt Berlin versuchten, auf und von ihrem kleinen Stückchen Land die Inflationszeit zu überleben. Und von der Kolonie aus, nicht vom Alex aus gesehen, deckte den Nachthimmel »keine rot vibrierende Schicht mehr« – in der »Elektropolis« Berlin wurde an Strom gespart. Dabei taten die Städte und ihre Behörden alles, was in ihrer Macht stand, um Natur infrastrukturell einzubinden. Die Normalisierung des Sprachgebrauchs »Grünfläche«,

»Freifläche«, »Freiraum« stammt aus dieser Zeit. Es war nicht zufällig Martin Wagner, Berlins oberster Städteplaner, der 1915 seine »Freiflächentheorie« in der Dissertation mit dem Titel *Das sanitäre Grün der Städte* entwickelt hatte. »Sanitäres Grün« ist genau die Bezeichnung, die auf die Anlage im Inneren des Britzer Hufeisens passt. In der Dissertation wurde vorgerechnet, wie viel »Erholungsgrün« eine Kommune ihren Einwohnern zur Verfügung stellen sollte. Die Sprache stammt aus dem Vokabular der »in jedem Augenblick verwaltungstechnisch kontrollierte[n] Maschine«, die Eugen Diesel hinter dem Deutschland des »geschlossenen Gesamtvorgangs« laufen sah. Auf jeden Fall setzten die Bestrebungen, Sportstätten, Spielplätze und Volksparks für alle zu schaffen, den Kolonisten sehr zu. Doch die Kleingartenbewegung gab nicht auf. Die neue Parole hieß: Dauerkolonien.<sup>271</sup> Dauerkolonien sollten auf die »Dauer« von zehn Jahren vergeben werden, also größere Planungssicherheit bieten. 1925 waren schon 45 Prozent der Berliner Kolonien als Dauerkolonien ausgewiesen, 1927 waren es nur noch 35 Prozent. Die Kommunen forderten für ihr Entgegenkommen ein Mehr an Ordnung, das Anlegen von Gemeinschaftseinrichtungen wie Brunnen und Spielplätzen, eine Auswahl qualifizierter Familien, vor allem aber: »Typenlauben«.<sup>272</sup> Das waren vorfabrizierte Gartenhäuser, die in Berlin zum Beispiel nicht größer als 20 qm sein durften und in drei Varianten mit den einladenden Namen »Sonntagsfreude«, »Kinderland« und »Erholung« zu haben waren. So fielen jetzt auch Sonntagsfreude und Erholung in die Domäne der Planer. Die Vereine hingegen wollten in eigener Regie das neue Konzept kontrollieren und taten dies auch – ein Konzept, das in deutlichem Kontrast zu der überkommenen Realität der Gärten stand, wo auf dicht genutztem Grund die mit Aufwand und Liebe selbst gestalteten Häuschen standen, wie der Schriftsteller Alexander Graf Stenbock-Fermor bemerkte: »Jede Laube hat ihren streng persönlichen Charakter«<sup>273</sup>, und wie es auch die Eigennamen andeuten: Villa Maria, Villa Luise etc. Der Verband aber perhorreszierte Spieltrieb und Eigensinn, er warb mit einem eindrucksvollen Plakat, das im ersten Teil schon kurz angesprochen wurde (s. Abb. 1, S. 16). Ein monumentaler Spaten, das Emblem des Kleingärtnerverbandes, sticht aktionsbereit in einem Haufen Erde, der als pars pro toto für den Boden der Kolonie steht, die darunter in schönster Regelmäßigkeit wie zum Appell angetreten ist, noch ungenutzt, ganz dem Ideal der römischen Feldvermesser entsprechend, welche jungfräuliches Land für die Kolonisten absteckten. Die Szene ist menschenleer und unberührt, was auch als schlechtes Vorzeichen verstanden werden kann. Die Dauerkolonien führten zu einer Art von Gentrifizierung, kamen in die Hand einer »privilegierten Minderheit«<sup>274</sup>: Die Eintrittsgebühr und die monatliche Pacht konnten sich Arbeitslose und schlecht verdienende Arbeiterfamilien nicht leisten. Es ist ein kleines Wunder, das aber in die richtige Richtung weist, wenn Manfred Hausmann den von seinem Romanhelden Lampioon in Berlin aufgesuchten Schrebergarten einem Professor gehören lässt. Der gleichnamige Roman wird uns noch ausführlicher beschäftigen, hier ist festzuhalten, dass

Lampioon, ein Vagabund, ein *Landstreicher*, programmatisch mit anderen Arten von Landnutzern in Kontakt und Konflikt tritt: mit Bauern, Fischern, Gärtnern, Ausflüglern, aber eben auch mit einem Kleingärtner.

Graf Stenbock-Fermor besuchte irgendwann vor 1931 eine Berliner Laubenkolonie, um die Verhältnisse dort für seine Reportage *Deutschland von unten* aufzuschreiben. Die Garantie auf zehn Jahre, die mit den Dauerkolonien kam, lässt auf die Bedingungen schließen, die auf den anderen Anlagen lasteten. »Bauern auf Kündigung« nennt der Graf die Kleingärtner:

Die Kolonisten sind fast nur Arbeiter, klassenbewusste Proletarier, politisch geschult und gleichzeitig Bauern, stolz auf ›ihr Haus‹ und ihr Stück Land. Aber diese bäuerlich-ländliche Kultur, die mühsam in der Großstadt errichtet wird, ist eine Scheinwelt. Die Arbeiter sind Bauern auf Kündigung. Den Boden hat man nur verpachtet. Jeden Tag kann die monatliche Kündigung eintreffen. Die Stadt braucht das Gebiet für neue Häuserblocks.<sup>275</sup>

Das nach dem Krieg häufig zu hörende Wort: »Mein Vaterland ist nicht meines Vaters Land«, traf auch auf die zu, die sich dieses »Stückchen Vaterland« erkämpft hatten – »auf Kündigung«. Aber noch ein anderer Druck lastete auf den Kolonisten. Der »rote Graf«, wie sich Graf Stenbock-Fermor in seiner Autobiographie selbst nannte, war auf die Laubenkolonie durch eine kleine Zeitungsmeldung aufmerksam geworden, die vom Selbstmord eines elfjährigen Mädchens in einer der Kolonien berichtete. In der Laube 86b trifft er die Mutter des Mädchens an und deren nicht näher benannten Bruder. Die Mutter ist Arbeiterin, ein »Onkel« Rudi lebt ebenfalls dort, der Vater ist im Zuchthaus, was die Kinder aber nicht wissen. Das Mädchen – es heißt Gerda – hatte in der Schule ein Buch entwendet, wurde ertappt, und der Fall ging ans Jugendamt: der Vater im Zuchthaus, Verdacht auf kriminelle Veranlagung! Gerda erfährt zum ersten Mal vom Zuchthausaufenthalt des Vaters, ihr wird Fürsorgeerziehung angedroht. Die Mutter weiß von alledem nichts, sie merkt aber, dass Gerda sich verändert. Dass Gerda ab jetzt die Schule schwänzt, registriert sie nicht. Eines Tages begleitet Gerda wie jeden Tag Mutter und Bruder ein Stück, um angeblich zur Schule zu gehen, kehrt aber in die Laube zurück und erhängt sich dort. Diese kleine, traurige Geschichte hätte natürlich auch in jeder Mietskaserne oder Sozialsiedlung geschehen können. Stenbock-Fermor will aber zeigen, dass die Schrebergartenwelt in jeder Beziehung von Stadt und Staat, von der Fürsorge ebenso wie vom Bauamt, eingeholt wurde.

## Innere Kolonisation III: Der Osthilfeskandal und das Ende Weimars

Innere Kolonisation hatte auch einen geo- und wehrpolitischen Auftrag, indem sie das entleerte Ostpreußen durch die Ansiedlung deutscher Kleinbauern als »raum-sichernde Elemente« befestigen wollte. Sie war Grenzland- und Germanisierungspolitik mit ausgesprochen antislawischem Akzent und datierte bis ins 19. Jahrhundert zurück, als, konfrontiert mit der Auswanderung nach Übersee, das Programm einer deutschen »Grenzkolonisation« entwickelt wurde (Friedrich List, Constantin Frantz).<sup>276</sup> Aber vor allem versuchte die angestrebte Umlenkung der Bevölkerung von West nach Ost volkswirtschaftliche und bevölkerungspolitische Effekte zu erreichen. »Aus dem ›Volk ohne Raum‹ im Westen und in den Städten und dem ›Raum ohne Volk‹ im Osten würde sich eine gesunde Mischung ergeben: ›Volk mit Raum‹, mit Lebensraum«, so der Wunsch Franz Oppenheimers.<sup>277</sup> Dass dies nur auf dem Wege autoritärer Notverordnungen und gegen im wahrsten Sinne tief verwurzelte Interessen möglich war, wurde der Inneren Kolonisation und dem Reich zum Verhängnis. Ein vorrangiges Ziel der Hilfsmaßnahmen war wie gesagt vor 1933 Ostpreußen, das nur noch durch die Nabelschnur des Korridors und die Ostsee mit dem Reich verbunden war und weiterhin durch Landflucht, Inflexibilität, hohe Kreditlasten, steigende Steuerbelastungen und durch den Ausfall des Warenexports nach Osten geschwächt war. Als sich im Zeichen der Weltwirtschaftskrise und eines erbitterten Ringens zwischen exportorientierter Industrie und importfeindlicher Landwirtschaft die Verhältnisse in Ostpreußen zuspitzten, erschien die Denkschrift eines damals viel gelesenen Berliner Romanciers namens Jakob Schaffner: *Die Predigt der Marienburg* (1931). Schon der Titel ist typisch für das topozenrische Weltbild derartiger Diagenosen der deutschen Situation. René Schickele schreibt einen flammenden Friedensauruf und nennt ihn »Blick vom Hartmannsweilerkopf«, Alfons Paquet stellt seine zeitkritischen Texte unter dem Titel *Antwort des Rheines* zusammen. Nicht von ungefähr handeln diese Texte von Grenzgebieten, zu deren Sicherung und von denen aus der Appell an das innere Deutschland gerichtet wird. Die Marienburg, der Hauptsitz des Deutschen Ordens bis 1455, liegt an der Nogat, die von 1919 bis 1939 die Grenze zwischen dem polnischen Westpreußen und dem preußischen Ostpreußen bildete. Die Burg war im 19. Jahrhundert von einer Kaserne zu einer Art von Nationaldenkmal aufgestiegen, jetzt, in der Weimarer Zeit, wurde sie zum Symbolort des deutschen Behauptungswillens im Osten.<sup>278</sup> Auf der Burg fanden die Marienburg-Festspiele statt, zu denen der NS-Barde Hans Franck die Dramen-Trilogie mit dem eindeutigen Titel *Volk in Not* beisteuerte. Das könnte auch der Untertitel von Schaffners *Predigt* gewesen sein, gleichwohl gibt er dem Ort eine andere, bodenständigere Gewichtung und erinnert von dieser Warte aus an die Großtaten der deutschen Kolonisation im Osten. De-

ren Geschichte wurde nach 1919, nach dem Verlust Westpreußens und Posens, von deutschen Historikern neu geschrieben; die »kolonialisatorische Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter« war das gegen Versailles gerichtete Thema, um aus dem Titel eines Buches von Karl Hampe zu zitieren.<sup>279</sup> Schaffner, kein Historiker, will, dass die Geschichte sich wiederholt:

Die Bodenfrage ist der Schlüssel zu allen sozialen, kulturellen und nationalen Fragen überhaupt. Wie die Sperrung des Bodens die Sperrung der Arbeit nach sich gezogen, das Volk in fremde und feindliche Lager zerrissen, die Einheitskultur zerrüttet und den Revolutionarismus geschaffen hat, [...] so wird die *Aufhebung* der Sperren und die Demokratisierung des Bodens und der nationalen Arbeit die Volksteile einander wieder näher bringen.<sup>280</sup>

Schaffner bezieht sich auf den führenden Theoretiker der Bodenfrage, Franz Oppenheimer, der die Tatsache, dass 5 Prozent der landwirtschaftlichen Betriebe 50 Prozent des Bodens bewirtschafteten, als »Bodensperre« bezeichnete und aus dieser Tatsache ableitete: »Gäbe es keine Bodensperre, so gäbe es auch keine Landarbeiter, sondern nur selbständige Wirte auf ausreichendem Grund und Boden.«<sup>281</sup> Und gäbe es keine Bodensperre, gäbe es auch keine Industriearbeiter. Denn, wie auch Schaffner sehr beredt nahelegt, die abhängigen Landarbeiter Ostelbiens waren ja nur in die nächste Abhängigkeit ausgewandert, als sie in der Landwirtschaft zu schlecht bezahlt wurden und sich lieber als Fabrikarbeiter verdingten. Ostelbien und besonders Ostpreußen ist für Schaffner die Fortsetzung des Feudalismus in die Gegenwart und zwar des falschen Feudalismus: Nicht der Ritterorden, sondern die Rittergüter waren in die Gegenwart gerettet worden – unterstützt durch ein einzigartiges, fehlgeleitetes staatliches Hilfsprogramm. Schaffner plädiert wie Oppenheimer für Rücksiedlung im großen Stil, abgestützt durch eine Verfassungsänderung und nationale wie internationale Hilfsprogramme. Er nennt Innere Kolonisation auch »Großsiedlungen«, die auf den enteigneten, »demokratisierten« Böden des Großgrundbesitzes entstehen sollen. Die Vision vom »blühenden Bauernland«, in welches das ausgebeutete Proletariat zurückwandert und seinen »sperrenden, gesperrten« Charakter als Proletariat verliert, hat nicht nur weitreichende Folgen für die Heilung der deutschen Zerrissenheit, sie kann auch weltpolitisch die Lage entschärfen: Deutschlands industrielle Produktion wird ihren Exportüberschuss und damit ein großes Konfliktpotenzial im Wettbewerb mit den anderen Völkern los, die Selbstversorgung der Deutschen wird möglich. Die »Bodenbefreiung« kann auch die Rettung der Republik bedeuten, welche »die drei Mächte Feudalboden, Schwerindustrie und Proletariat« »auffressen«. »Großsiedeln heißt also die deutsche Grund-Demokratie begründen, ihr Grund und Boden geben, und die Geburtsstunde der Bodenbefreiung ist zugleich auch ihre Geburtsstunde.«<sup>282</sup>

Schaffner ist Schweizer und nimmt sich als Modell »die alte Bodendemokratie« seines Geburtslandes; der Blick von der Marienburg geht nur nach Westen, Richtung abgetretenes Westpreußen. »Drüben stehen polnische Soldaten mit französischen Gewehren.« Ginge der Blick gen Osten, würde er tatsächlich auf »Bodenbefreiung« treffen, allerdings mit ganz anderen gesellschaftlichen Folgen: »Agrar bolschewismus«. Das war die Falle, in die solche weitgehenden politischen Entwürfe gingen. In ihr verschwand nicht nur die heute vergessene Schrift Schaffners, sondern auch die Republik.

Bevor die beiden Präsidialkabinette Brüning und von Schleicher sich für die im Grunde unmögliche Aufgabe starkmachten, den Großgrundbesitz zu retten und neue Siedler in den leeren Osten zu schleusen, wurde seit 1928 ein Bündel von Maßnahmen, insgesamt 60 Erlasse, auf den Weg gebracht, das zuerst Ostpreußenhilfe und dann Osthilfe hieß.<sup>283</sup> Die Etats des Hilfsprogramms in Zahlen: 1929 195 Millionen, 1930 122 Millionen und 1931 900 Millionen Reichsmark für einen unbestimmten Zeitraum. Eine andere Rechnung kommt auf 2,5 Milliarden Subventionsgelder, die Ostpreußenhilfe eingerechnet. Osthilfe hieß neben untergeordneter Infrastrukturförderung und Zuschüssen für Frachtkosten massive finanzielle und juristische Unterstützung der Großgrundbesitzer beim Schuldenabbau bzw. bei der Umschuldung – Hilfsmittel, die »in diesen bodenlosen Abgrund« (Oppenheimer) geworfen wurden und ganz gegen Schaffners Aufruf zur »Bodenbefreiung« gerichtet waren. Die Linke wütete gegen diese Klientelpolitik zugunsten des »Hindenburgblocks« – sehr zu Recht. »Fütterung adliger Raubtiere«, wie der KPD-Abgeordnete Edwin Hoernle sich ausdrückte, bedeutete in Zahlen, dass ungefähr 70 Prozent aller Hilfsgelder an die Junker gingen.<sup>284</sup> Der Wirtschaftsredakteur Malmy, der in Erich Kästners *Fabian* (1931) die Liste der volkswirtschaftlichen Irrtümer und Lügen seiner Zeit herunterbetet, beginnt mit dem Satz: »Der Staat unterstützt den unrentablen Großbesitz.«<sup>285</sup>

Nach dem unkontrollierten Abfluss der Gelder wollte die Regierung Brüning, an ihrer Spitze der besonders engagierte Arbeitsminister Adam Stegerwald und der Reichskommissar für die Osthilfe, Hans Schlange-Schöningen, die Kriterien verschärfen: Nur entschuldungsfähige Güter sollten unterstützt, die anderen zwangsverkauft und an siedlungswillige Neubauern oder Landarbeiter verteilt werden.<sup>286</sup> Dieser Plan wurde von den Verbänden und den Rechten als »Agrar bolschewismus«, als »Entrechtung des Ostens«, als »Siedlungsfanatismus« angegriffen und führte zum Sturz des Kabinetts Brüning. Hindenburg, auf seinem ostpreußischen Gut sitzend, bearbeitet von der Kamarilla seiner adligen Nachbarn, ließ den Kanzler und die entsprechende Notverordnung zur Osthilfe fallen. Aber selbst wenn eine Notverordnung zugunsten des Siedlerprogramms durchgegangen wäre, das Ganze war im Grunde schon intern zum Scheitern verurteilt. Der höchst engagierte Osthilfe-Kommissar, gewissermaßen ein Freischärler ohne ministerielle Anbindung, verkämpf-

te sich im Dschungel der Dienstwege: der Reichsbankchef, die Minister für Arbeit, Ernährung und Finanzen achteten auf ihre Zuständigkeiten.<sup>287</sup> Dabei sprechen wir vom Ringen um eine präsidiale Anordnung. Wann und wie ein solches Programm durch das Parlament gekommen wäre, wagt man gar nicht auszurechnen. Kurt von Schleicher, der übernächste Kanzler, der sich selbst in der Rolle eines »sozialen Generals« sah und das Siedlungsprogramm erneut auflegen wollte, plante ebenfalls die Kredite an die Agrarmagnaten Ostpreußens nur fortzusetzen, wenn diese als Gegengabe Land an Siedler abtraten. Daraufhin kündigte in den entscheidenden Wochen des Januar 1933 der Reichslandbund, die Pressure Group der Großagrарarier, in ungewöhnlich scharfer Form dem Reichskanzler die Gefolgschaft auf – dieser Bund war längst nationalsozialistisch unterwandert: »Die Verelendung der deutschen Landwirtschaft, insbesondere der bäuerlichen Veredelungswirtschaft, hat unter Duldung der derzeitigen Regierung ein selbst unter einer rein marxistischen Regierung nicht für möglich gehaltenes Ausmaß angenommen.«<sup>288</sup> An dieser Erklärung ist außer dem ungewöhnlich scharfen Tonfall bemerkenswert der vorrangige Hinweis auf die »bäuerliche Veredelungswirtschaft«. Es ging zwar den ostpreußischen Betrieben viel schlechter, aber diese Akzentsetzung gemahnte den Kenner sofort an die massiven Bauernaufstände in Holstein der Jahre 1928/29. In seiner Unterredung mit von Hindenburg und von Schleicher am 11. Januar malte der Bund den zunehmenden Einfluss der KPD auf dem platten Lande sowie die Gefahr, die holsteinischen Bauern würden zur Selbsthilfe greifen und sich außerhalb der Staatsordnung stellen, dramatisch aus. Die Reizthemen einer Abkehr der »staatserhaltenden« bäuerlichen Schichten von den konservativen Parteien und eines kommunistischen Umsturzes hatte man damit ausgegeben. Der Reichslandbund war ohne Übertreibung in diesem Moment und vor allem aufgrund seiner Nähe zu Hindenburg des Reiches mächtigste Lobby. Am 21. Januar übernahm die Deutschnationale Volkspartei, dem Bund seit langem verpflichtet, diese Vorwürfe: »Eine besondere Gefahr bedeutet es, wenn man Gegensätze zwischen Groß und Klein vor allem in der Landwirtschaft entstehen lässt und dadurch die Gefahr eines Bolschewismus auf dem flachen Lande hervorruft.«<sup>289</sup> Um dieser Gefahr zu wehren, wollte der Parteivorsitzende Hugenberg das Wirtschafts- und das Ernährungsministerium zusammenlegen und mit sich selbst besetzen. Diese Angriffe zielten auf Kanzlersturz, waren aber gleichzeitig eine höchst notwendig gewordene Entlastungsstrategie des »landed interest«, wie man im Englischen sagt. Denn Schleicher hatte durch sein Sprachrohr *Tägliche Rundschau* angefangen, auf Unregelmäßigkeiten bei den Hilfsmaßnahmen hinzuweisen, was bereits Ludendorff im November 1932 versucht hatte. Am 19. Januar machte der Zentrumsabgeordnete Joseph Ersing die Vorwürfe gewissermaßen offiziell. Ersing unterrichtete den Haushaltsausschuss über Vorgänge der Bestechung, Begünstigung und unzulässigen Verwendung von Zuschüssen im Rahmen der Osthilfe. Er präsentierte als kleines Anschauungsmaterial 20 Missbrauchsfälle.<sup>290</sup> Der »Osthilfeskandal« brach los.<sup>291</sup>

Auch Reichspräsident Hindenburg war davon betroffen, und zwar ganz direkt: er hatte quasi als Befehl das Programm schon in den zwanziger Jahren angestoßen, Verwandte und Freunde von ihm sollten bevorzugt bedacht worden sein, angefangen bei seinem Nachbarn und engsten Vertrauten, Elard von Oldenburg-Januschau, dem ein unstatthafes Darlehen von 621 000 Reichsmark zugeflossen war, das er zum großen Teil nicht in Schuldenabbau, sondern zum Ankauf eines zweiten Gutes eingesetzt hatte.<sup>292</sup> (Am 28. Januar 1933, zwei Tage vor Hitlers Machtübernahme, notierte Goebbels, Januschaus Nachbar im Reichstag, in sein Tagebuch: »Hitler muss ran, aber wie? Der Alte [Hindenburg] will nicht. Also bohren. Ich muss den Januschauer traktieren.«<sup>293</sup>) Vor allem aber hatte man Hindenburg zum 80. Geburtstag eines der bankrotten Güter Ostpreußens zum Geschenk gemacht – das Gut Neudeck im Wert von einer Million Reichsmark. Die Anregung kam aus den Kreisen der Junker; aufgebracht aber hatte die Kaufsumme die deutsche Industrie. Um die Geschenk- und die Erbschaftssteuer zu sparen, war das Gut gleich auf Hindenburgs Sohn Oskar übertragen worden. Das war nicht ungesetzlich, warf aber einen Schatten auf die von Hindenburg gepflegte Integrität. Die Presse jedenfalls sprang auf diese Themen mit großer Heftigkeit an. Als sich Vorwürfe der Veruntreuung öffentlicher Mittel zu dem Fall Neudeck gesellten und der zuständige Reichstagsausschuss sowie der Rechnungshof eine gründliche Untersuchung des Hilfsprogramms beschlossen, kam es zu jenem verhängnisvollen 22. Januar 1933, an dem die Spitzen der NSDAP mit Franz von Papen und Oskar von Hindenburg über die Bildung eines Kabinetts Hitler-Papen und den Sturz der Regierung von Schleicher berieten.<sup>294</sup> Es ging um zwei Dinge: Papen sollte die Rolle des Vizekanzlers in einem Kabinett Hitler übernehmen, wozu er sich wohl zum ersten Mal bereit erklärte. Und Reichspräsident Hindenburg sollte seinen langen Widerstand gegen eine Kanzlerschaft Hitlers aufgeben. Bei diesem Anlass setzten sich Oskar von Hindenburg und Adolf Hitler zu einem zweistündigen Gespräch unter vier Augen zusammen, auf das hin der Sohn des Präsidenten im Taxi gesagt haben soll, »es gebe nun keine andere Möglichkeit mehr«, soll heißen: als Hitler zum Kanzler zu machen. Man hat angenommen, dass Hitler den Sohn des Präsidenten mit weiteren Enthüllungen unter Druck setzte. Der »Staatsnotstand« drohte zur »Präsidentenkrise« zu werden. Schleicher trat zurück. Am 28. Januar 1933 schrieb Harry Graf Kessler in seinem Tagebuch über den »völlig unnötigen Kanzlersturz« und »die riesige Korruption in Ostelbien, die gerade aufgedeckt werden sollte«:

Schleicher war den korrumpierten Granden zu lasch in der Vertuschung ihrer Schweinereien; daher musste schnell wieder dem alten Mann sein Liebling [von Papen] präsentiert werden, der robuster in solchen Sachen vorzugehen wagen wird. Das Ganze ist eine Mischung von Korruption, Hintertreppe und Günstlingswirtschaft, die an die übelsten Zeiten der absoluten Monarchie erinnert.<sup>295</sup>

Für das Ende der Kabinette Brüning und Schleicher und für den Machtwechsel zu Hitler gab es gewichtigere Ursachen als den Bolschewismus-Vorwurf, den Osthilfeskandal und die Affäre Neudeck. Aber selbst wenn wir unsere Gründe nur als Anlass nehmen, wenn wir zum Beispiel wie die verdienstvolle Edition der Akten des Kabinetts von Schleicher sagen: »Die dramatische Zuspitzung der Gegensätze, die sich im Streit um den Butterbeimischungszwang angedeutet hatte, zeigte nun Sogwirkung, um nachfolgend in den Strudel des Kanzlersturzes zu münden«<sup>296</sup>, oder wenn wir den unheilvollen Einfluss der ostelbischen Rittergutsbesitzer auf Hindenburg hoch ansetzen – Osthilfeskandal oder Butterbeimischung oder großagrarische Druckausübung, es ist in mehrfacher Weise grotesk, dass landwirtschaftliche und letztlich großagrarische Interessen zum Sturz der Republik führten oder auch nur beitrugen. Grotesk zuallererst, weil das harte Deflationsprogramm der letzten Jahre der Republik zugunsten der Großagrarier ausgesetzt wurde und weil der Einfluss dieser kleinen Gruppe in schreiendem Missverhältnis zur Zahl aller landwirtschaftlichen Betriebe stand: fünf Prozent der Gesamtsumme waren Großlandwirte.<sup>297</sup> Hochverschuldet war dieser Wirtschaftszweig: 1930/31 erzielte die Landwirtschaft 8 890 Millionen Reichsmark an Verkaufserlösen und war mit 7 779 Millionen Reichsmark verschuldet.<sup>298</sup> Grotesk weiterhin, weil so das Verhältnis zur volkswirtschaftlichen Relevanz des ehemals primären Sektors auf den Kopf gestellt wurde. Die Wertschöpfung der Landwirtschaft war bis 1928 ständig gefallen und lag bei nur noch 15,5 Prozent, wohingegen auf Handwerk und Industrie 50 Prozent entfielen.<sup>299</sup> Es waren ja auch Industrielle, die dem Generalfeldmarschall das Geburtstagsgeschenk bezahlten, aber sie schenkten ihm ein Gut, nicht eine kleine Gewehrdreherei. So wurde der Präsident der Republik deren höchster Rücksiedler und ging in die räumliche und gesellschaftliche Interessensphäre der Junker ein – er starb 1934 auf Gut Neudeck. Die Industrie lag in diesen Jahren am Boden und die Landwirtschaft nicht minder, aber der Boden der letzteren besaß eindeutig die höheren ideologischen Weihen. Es war offenbar zu viel Boden verloren gegangen, um deutsches Bauernland auch nur durch die Nähe eines Skandals oder gar durch Neusiedler gefährden zu lassen.

Das Forcieren, oft sogar künstliche Anheizen der sozioökonomischen Entwicklung, die Nicht-Vereinbarkeit und Fragmentierung der ökonomischen und daraus resultierenden gesellschaftlichen Sektoren – wir stoßen hier auf Sachverhalte, die nach Detlev Peukerts klassischer Darstellung den Modernisierungsprozess der Weimarer Zeit charakterisierten und in der Folge das Ende der Republik beförderten. Wir sind wieder bei der Unverhältnismäßigkeit, beim undemokratischen Faktor Zünglein an der Waage angelangt – wie schon einmal im Fall der Wahlen im Zwergstaat Lippe. Wäre zum Beispiel die Notverordnung 1932 durchgekommen, dann hätten im besten Falle in Jahresfrist 20 000 Siedlerstellen geschaffen werden können, für den lächerlich niedrig angesetzten Betrag von je 5 000 Reichsmark.<sup>300</sup> Weniger als 1 Prozent der Arbeitslosen hätte damit ein neues Zuhause und eine neue Einkommensquelle gefun-

den. In Lippe gingen 0,26 Prozent der deutschen Wahlbürger zur Urne. Das Regime der Notverordnungen hatte sich 1932 zum Staatsnotstand gesteigert, als DNVP und NSDAP durch ihre positive Mehrheit jede Notverordnung außer Kraft setzen konnten. Auch im Notstand zählte das verfassungsmäßige Mehrheitsprinzip, sonst hätten Hitler und seine Partei ja gar keinen Anspruch auf die Macht erheben können. Aber im Ausnahmezustand bedarf auch die Ermächtigung regulärer Mehrheiten der Entscheidung – und die Entscheidung für die Mehrheit kann vom Minderheitenprinzip des Zufalls, der »dezisionistischen Flucht nach vorn«, der Laune, eben des Züngleins an der Waage abhängen. Entscheidungen sind hart, weil sie harte Konsequenzen haben, aber sie wirken auch hart, weil bei ihnen Grund und Anlass oft so weit auseinanderklaffen. In den beiden Ereignissen, welche die Entscheidung für Hitler mit auslösten, Lippe und der Osthilfekomplex inklusive Siedlungsprogramm und Neudeck, war es die historische Raumordnung, die den Ausschlag gab: der Zwergstaat hier, der großagrarische Grundbesitz dort. Und wir dürfen noch einmal an die Gefährlichkeit der Raumformen Enklave (Lippe) und Exklave (Ostpreußen) erinnern.<sup>301</sup> Es war Ostpreußens Generallandschaftsdirektor und Gutsbesitzer Wolfgang Kapp, der mit seinem Putsch 1920 die Republik beinahe in einen Bürgerkrieg gestürzt hätte. Sein Freund, der Reichstagsabgeordnete Elard von Oldenburg-Januschau, hatte ihm geraten, den Staatsstreich nicht von Berlin, sondern von Ostpreußen aus zu starten. Und von Oldenburg- Januschau führt ein direkter Weg zum Sturz des letzten Kanzlers vor Hitler – über seine beiden Nachbarn: auf dem Land war es Paul von Hindenburg und im Parlament Joseph Goebbels. Es war Hindenburg, der die Wahl zum Reichspräsidenten nicht als der Verlierer von 1918, sondern als der Sieger von 1914 gewann – wir denken an die Schlacht bei Tannenberg in Ostpreußen. Königsberg, Hauptstadt Ostpreußens, machte ihn zum Ehrenbürger, die Universität verlieh ihm gleich viermal die Ehrendoktorwürde – die medizinische Fakultät mit der Begründung, Hindenburg habe »unzähligen Deutschen das Leben erhalten«!<sup>302</sup> Vom ostpreußischen Gut Neudeck aus betrieb Hindenburg dann den Bruch mit Hitlers Vorgänger Schleicher. Es gibt Staaten, die scheitern an der »Grundordnung«, am inneren und äußeren Zchnitt ihres Territoriums. Der Balkan war lange Zeit das Paradebeispiel und wurde es wieder am Ende des letzten Jahrhunderts. Heute kommt es zu Staatsversagen in Afrika und Asien, meist als Folge kolonialer Grenzziehungen. Von 1930 bis 1933 scheiterte aus ganz ähnlichen Gründen ein Staat in der Mitte Europas.

Das neue Regime sorgte dafür, dass der Osthilfeskandal nicht weiter untersucht wurde. Es schenkte Hindenburg ein zweites Gut und einen Wald obendrauf. Der »Agrarfeudalismus« (Ernst Bloch) erzielte in Deutschland und gegen Deutschland einen Pyrrhussieg, der ihm dann zwölf Jahre später den endgültigen Untergang brachte. Schaffner hatte für seine Zeit und von Ostpreußen aus sprechend nicht Unrecht, als er erklärte: »Die Bodenfrage ist der Schlüssel zu allen sozialen, kulturellen und nationalen Fragen überhaupt.«

# Konstruktionen eines Raumes: Deutsche Raumsensibilität, deutsche Raumhysterie, deutsche Raumplanung

»Konstruktion eines Raumes«, so lapidar beginnt Siegfried Kracauer einen Text des Jahres 1930, um fortzufahren: »Jede Gesellschaftsschicht hat den ihr zugeordneten Raum.« Diese Einsicht wendet er zwar nur auf das Büro des Generaldirektors und das Arbeitsamt an, aber die allgemeine Schlussfolgerung lässt sich auch für unsere Zwecke nutzen: »Die Raumbilder sind die Träume der Gesellschaft. Wo immer die Hieroglyphe irgendeines Raumbildes entziffert ist, dort bietet sich der Grund der sozialen Wirklichkeit dar.«<sup>303</sup> Kracauer folgt hier Oswald Spengler, der zuerst den Raum zur Leitkategorie der Kulturgeschichte erhoben hatte. Er entwarf seine Kulturtypologie entlang der Raumordnungen, die sich Völker und Zeiten gegeben hatten. Raumtypen sind für Spengler »Sinnbilder des Lebens«: »Die Art der Ausgedehnthheit soll von nun an das *Ursymbol einer Kultur* genannt werden.«<sup>304</sup> Was man später bei dem Großraumbdenker Carl Schmitt liest, ist purer Spengler: »Der Mensch hat von seinem Raum ein bestimmtes Bewusstsein, das großen geschichtlichen Wandlungen unterworfen ist. Den mannigfachen Lebensformen entsprechen ebenso verschiedenartige Räume.«<sup>305</sup> Kracauers, Spenglers und Schmitts Verallgemeinerungen lassen sich mit besonders guten Gründen auf die Kultur der Zeit anwenden und konkretisieren, in der diese Denker lebten.<sup>306</sup>

Beginnen wir mit den »Hieroglyphen« einiger Raumbilder.<sup>307</sup> Wir haben im Vorwort dieses großartige Plakat eingeführt, das der Verband der deutschen Kleingärtner zum Thema »Dauerkolonien« herausgebracht hatte (s. Abb. 1. S. 16). Hier soll Raum, Nutzraum, wieder der Zeit entzogen werden – in mehrfacher Hinsicht eine Utopie. Sehr viel weiter, in räumlicher und konzeptioneller Hinsicht, ging Leberecht Migge, der führende Gartenplaner der Republik und Autor von *Deutsche Binnen-Kolonisation* (1926). Der Plan, den er für Berlin und sein Umland entwarf, verwandelt die Metropole in eine Art »Dauerkolonie«. (Die Abbildung gibt ein Projekt des Jahres 1933 wieder, das aber schon 1918, wenn nicht früher, entwickelt worden war.) »Das Land rettet die Stadt« war Migges Grundidee, »Jedermann Selbstversorger« sein Slogan.<sup>308</sup> Was auf den Karten der Vergangenheit die städtischen Befestigungen umgab, die Leerfläche des Glacis, ist jetzt zur Lebensgrundlage geworden: »Kolonisationsgebiet« nennt Migge die Zone, in der die 80 qm »produktiver Garten« pro Kopf die Stadtbevölkerung ernähren und davon abhalten sollen, in der »Kolonialwaren-Handlung« einzukaufen. Die Kolonien liegen jetzt, wenn nicht vor der Haustür, so doch in erreichbarer Nähe. Die Mark Brandenburg, »kein ›bodenständiges‹ Kulturland« (Ernst Bloch) war vor vielen Jahrhunderten kolonisiert worden; diese zweite

Kolonisierung ist von daher nichts Neues, aber dass nun ausgerechnet Berlin, das sich aus Sumpf und Sand emporentwickelt hatte, das »bodenlose« Berlin, wie nicht nur Bloch es nannte, sich sozusagen von Grund auf selbst ernähren sollte, das mutet höchst merkwürdig an. »Berlin aus der Landschaft gesehen« ist Blochs bekannter Essay von 1932 überschrieben. Ohne es zu wollen, eine Fundamentalwiderlegung der Migge'schen Pläne.<sup>309</sup> Aber diese Rückkehr zum »Binnen« der Binnenkolonisation, diese Hoffnung auf die »Fruchtlandschaft« Deutschland ist letztlich dieselbe, die alle Autoren und Künstler bewegt, welche mit den Worten Hofmillers die »Kenntnis unseres eigenen Reichtums« fördern wollen.

Es wurden natürlich auch ganz andere Raumkonzepte entwickelt. Ich stelle neben das selbstgenügsam reagrarisierte Groß-Berlin des Gartenreformers Migge die extensive Regionalplanung des Frankfurter Planungsdezernenten August Weitzel aus dem Jahr 1924 (Abb. 20).<sup>310</sup>

Städtische Großräume hatten sich seit 1912 organisiert: Damals wurde der Zweckverband Groß-Berlin gegründet, 1920 dann der Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk. Das war auch die Zeit, da die Geographie Deutschland nach Wirtschaftsräumen aufteilte und diese zur Grundlage einer Reichsreform machen wollte.<sup>311</sup> Der »Rhein-Mainische-Städtekrantz« war ein solches Großraumprojekt. Auf den Tafeln, die für ihn warben, fahren die Vektoren der Bahnstrecken (zum Teil projektiert) energisch in bestimmte Fernen und überformen die irreguläre Linie der Flüsse, nach denen das Projekt immerhin noch benannt wird. Das Innere wird nach dem neuen Zonen- oder Sektorenmodell aufgeteilt: in die City und in großzügig bemessene Gebiete für Industrie, Wohnen und Erholung. Die Metropolregion, wie man das heute nennen würde, gründet sich auf eine Raumwirtschaftsordnung, die den sekundären und den tertiären Sektor umfassend gliedert und stark vernetzt. Politische Grenzen sind nicht eingetragen, »das bunte Gewirr der derzeitigen Länder-, Provinz-, Bezirks- und Kommunalgrenzen« wird schlicht übergangen, dabei gab nicht zuletzt seine Existenz den Anstoß zu den Neugliederungsplänen. An dem umrissenen Städtekrantz haben die Länder Hessen, Preußen und Bayern Anteil. Anke John hat mit guten Gründen das Konzept seinem politischen Radius nach unter die zahlreichen Pläne zur Reichsreform eingeordnet, als den weitgehendsten Versuch, das »Reich als vernetztes Städtesystem« neu zu konstituieren.<sup>312</sup> Gedacht wurde an das Zentrum eines zu schaffenden »Reichslandes Rheinfranken«. Aber auch eine Ebene tiefer ist diese Planung von Interesse, macht sie doch auf den hohen Wert aufmerksam, der nun der noch unbestimmten Größe Region zuwächst – Region als Alternative zu Heimat und Land. Wir werden darauf zurückkommen.

»Raumordnung« und »Regionalplanung« sind Schlagworte einer angewandten Wissenschaft, die in zweifacher Hinsicht ein Weimarer Geschöpf ist: zum einen als Organ der allgemeinen Planungseuphorie, zum anderen als Ersatz für die ausgebliebene Reichsreform. 1933, gerade noch in die hier behandelte Zeitspanne gehörend,

# SIEDLUNGS- UND VERKEHRS-ÜBERSICHT RHEIN-MAINISCHER STÄDTEKRANZ.

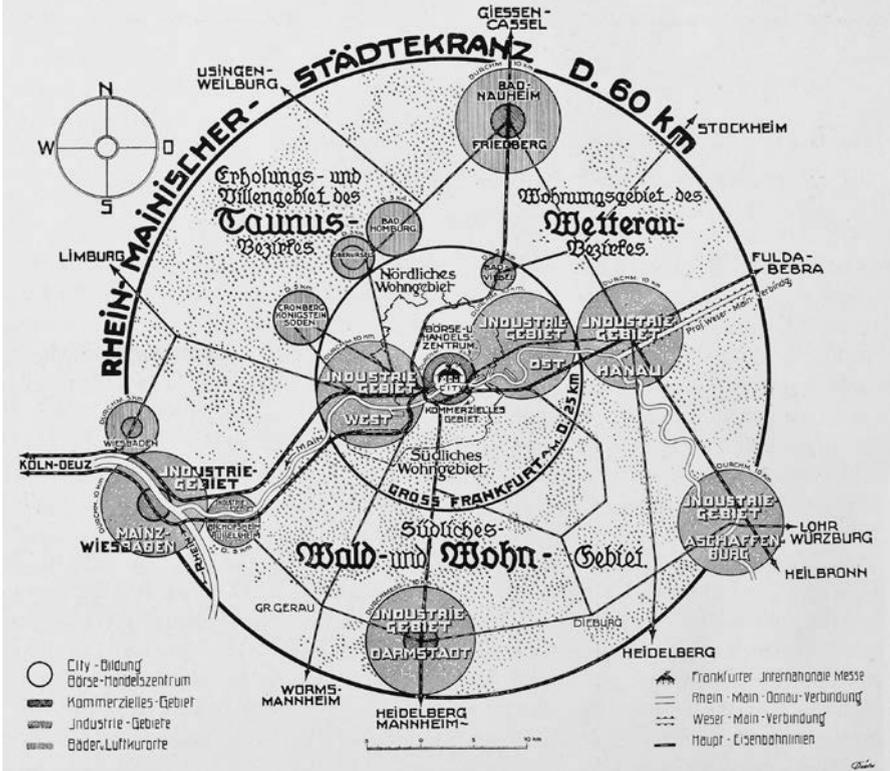


Abb. 20. »Siedlungs- und Verkehrsübersicht Rhein-Mainischer Städtekranz«, 1925

erschien die Durchbruchsarbeit in den Fächern Siedlungsgeographie, Regionalreform, Raumplanung: Walter Christallers *Die zentralen Orte in Süddeutschland*, eine Schrift, die ihre Wirkung zwar erst im Dritten Reich und in den sechziger und siebziger Jahren entfaltete, die aber eindeutig von der Planungseuphorie der Weimarer Zeit inspiriert wurde. Christaller (1896–1969) regte an, Städte und Regionen nach den Prinzipien einer »absoluten Ökonomie« zu analysieren und dabei alle historischen, morphologischen und stilistischen Vorgaben auszuschalten. Im homogenen Raum entsteht eine Hierarchie von Orten und durch sie die Leitunterscheidung zwischen »zentralem Ort« und »Ergänzungsgebiet«, eine Differenz, welche auf alle Regionen

gewissermaßen den Weimarer Urkonflikt zwischen Berlin und Provinz überträgt. Die folgenden Ausführungen zu Christallers System der zentralen Orte fassen dessen Konzept konzise zusammen, folgen auch im sprachlichen Duktus dem Stil der neuen Sachlichkeit:

Die zentralen Orte höherer Hierarchiestufe (z. B. größere Städte) weisen dabei Ausstattungsmerkmale auf, die den zentralen Orten niedrigerer Hierarchiestufe fehlen (z. B. bestimmte Verwaltungs- und Dienstleistungsfunktionen in Kleinstädten). Ein zentraler Ort weist damit einen Bedeutungsüberschuss für das ihn umgebende Ergänzungsgebiet auf. Christaller bestimmte die Zentralität oder den Bedeutungsüberschuss eines Ortes als das Verhältnis zwischen den Diensten, die insgesamt bereitgestellt werden (für den Ort und sein Ergänzungsgebiet) und den Diensten, die nur für die Bewohner des zentralen Ortes selbst benötigt werden. Die Differenz der beiden Werte wird als Bedeutungsüberschuss bezeichnet. Je höher die Zentralität eines Ortes, desto größer ist die Anzahl von Dienstleistungen je Bewohner.<sup>313</sup>

In der Einleitung zu seinem Buch schreibt Christaller: »Wir betrachten nicht das Erscheinungsbild einer Stadt, sondern ihre Funktion im menschlichen Gemeinschaftsleben.«<sup>314</sup> Er rekurriert nicht auf den Begriff des Feldes, aber es ist klar, dass auch er die Städtelandschaft als ein System von Relationen begreift. Der Grundgedanke, Ding-Form durch Feld-Form zu ersetzen, findet sich zuerst bei Ernst Cassirer, der 1910 erklärt hatte: »Die Elemente ›bestehen‹ niemals außerhalb jeglicher Form der Verknüpfung [...]«<sup>315</sup>

Die oft abgebildete Karte mit dem Titel »Das System der zentralen Orte in Süddeutschland« (Abb. 21) erscheint wie ein unendlich fortsetzbares Flächenmuster oder wie eine Zellkultur mit Haupt- und Nebenzellen und einer Art Nährlösung aus feinsten Partikeln. Es wird hier zwischen sieben Größen von Orten differenziert, die sich überlagernde Hierarchiekreise besetzen, die auf dreifach verschiedene Weise umrissen sind. Zwei Arten von Verbindungslinien koordinieren den Austausch zwischen den Hauptorten und ihrer Region. Damit sind nicht eigentlich Straßen und Gleise, sondern »Richtungen« gemeint, Vektoren des überregionalen Austausches, die in der Geographie der Nachkriegszeit neu erforscht wurden – in dem später folgenden Unterkapitel zur Erdkunde der Weimarer Zeit werde ich darauf zu sprechen kommen. Was die Reproduktionen der Originalkarte aber nicht mehr erkennen lassen, ist die Tatsache, dass es sich nicht nur um eine abstrakte Übung in Planimetrie oder um eine frühe Annäherung an fraktale Strukturen, sondern um eine echte Karte handelt. Bei den zentralsten Orten liest man: München, Nürnberg, Stuttgart etc., ja, sogar Straßburg und Zürich sind notiert, obwohl sie nicht zum politischen

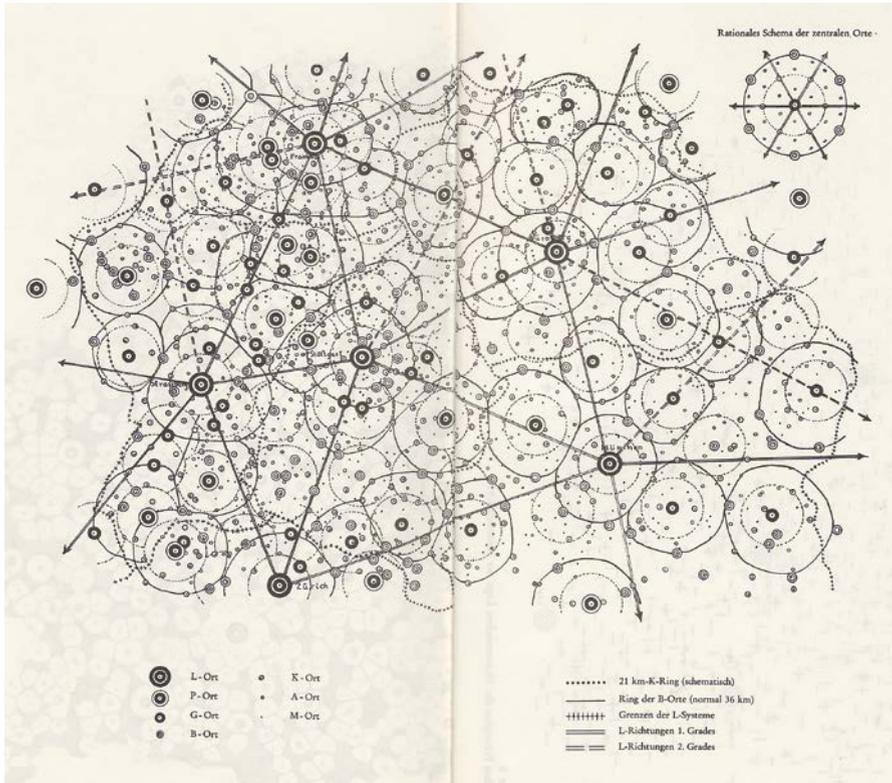


Abb. 21. Walter Christaller, »Das System der zentralen Orte in Süddeutschland«, 1933

(Süd)Deutschland gehören. Wer dahinter revisionistische Absichten vermutet, geht jedoch fehl. Kaum eine andere Kartierungsmethode kann man so bedenkenlos vom Revisionismusverdacht freisprechen. Die »Ordnung von Zusammengehörigem« beruht für diesen Autor auf Gesetzmäßigkeiten ökonomischer Art, auf einer Ökonomie der Verwaltung und der Dienstleistung. Es ist eine Art »unsichtbare Hand«, welche Raumordnungen herstellt; die hohe Bedeutung, die die ältere Geographie der Gunst der Lage und die neue Schule der Geopolitik den Grenzen und der Gestalt eines Territoriums und die völkische Landschaftskunde der Übereinstimmung von Stamm und Land beimessen, liegt ihm fern. Insofern zeugt es nur von Konsequenz, dass Christaller auf die Einzeichnung von Flüssen verzichtet, obwohl diese als Kulturträger seit den ersten festen Ansiedlungen der Menschheit eine zentrale Rolle spielen und sie deshalb bis in die Gegenwart und nicht nur von der Geopolitik als »Staatenbildner«, als »Schlagader« und als »Schicksal« ihrer Anrainer gewertet wurden. »Raum«, das Material der Planung, rangiert vor dem überwundenen Naturraum, und es rangiert auch, so paradox das angesichts eines Buches über »zentrale Orte« klingen mag,

vor dem Ort, wenn man darunter das »Depot gesammelter Erinnerungen« (Bogdan Bodgdanović), die spezifische Gestalt und »Alterität und Vielfalt auf engstem Raum« (Aleida Assmann) versteht.<sup>316</sup>

Man hat mit guten Gründen auf die Verwandtschaft von Christallers *Zentralen Orten* mit Ernst Jünger *Der Arbeiter* verwiesen, einem Buch, das, ein Jahr vorher erschienen, einen ähnlichen Kältegrad und eine vergleichbare diktatorische Sachlichkeit in seinem Ansatz aufweist.<sup>317</sup> So wie Jünger weiten Abstand davon hält, sich mit der Realität des Arbeiters zu befassen und vom »totalen Arbeitscharakter des Menschen« spricht, so kommt die Überlandschaft der zentralen Orte ohne die real gegebenen Größen physikalische und politische Geographie, Menschenschlag und Lagegunst aus. Dieses »System« hat sich so weit wie nur irgend möglich vom Ideologem »Heimat« entfernt. Christallers Deutschland hatte in der Tat bisher niemand gekannt, aber ging es überhaupt noch um Deutschland? Erste Erfahrungen hinsichtlich der praktischen Anwendung seines bis dahin rein theoretischen Modells konnte Christaller von 1940 bis 1945 als Mitarbeiter im Stabshauptamt Planung und Boden im SS-Planungsamt »Reichskommissariat für die Festigung deutschen Volkstums« sammeln. Das besetzte Polen stellte jetzt das Gelände, auf dem die in den zentralen Orten gipfelnde Raumordnung dem »Führerprinzip« entsprach.<sup>318</sup> Aber das kommunistische Polen beteiligte Christaller nach 1945 weiter bei seinem Landesausbau, und gleichzeitig machte die Bundesrepublik sein System zur Grundlage ihrer Raumplanung. Christaller war vor 1933 Mitglied der KPD, danach der NSDAP, dann wieder der KPD und schließlich der SPD – ein Mann, dessen Spezialität, der Plan, von allen politischen Systemen gefragt war. Völlig zu Recht verlieh ihm 1968 die Universität Bochum, als erste bundesdeutsche Neugründung eine Plangeburt auf grüner Wiese, die Würde des Ehrendoktors.

Die so verschiedenen »Konstruktionen« von Raum, die wir mit diesen vier Bildern vorstellten, beweisen, dass das »Raumhafte«, wie es damals hieß, neu gedacht wurde – kein Wunder bei den Verlusten an Raum, den gleichzeitig sich entwickelnden raumüberwindenden Techniken und den neuen Formen der Kolonisation. In Philosophie, Physik und Kunst strebte man die Vereinigung von Raum und Zeit an. In Geographie, Psychologie und Kulturwissenschaft experimentierte man mit einem neuen subjektiven Raumbegriff. Alle entscheidenden Grundlagen für das progressive Raumverständnis des 20. Jahrhunderts wurden in Deutschland gelegt.

Der Bauhauslehrer Lázló Moholy-Nagy hat damals Raum dynamisiert, kinästhetisch belebt und weder als organischen Wurzelgrund noch als Territorium aufgefasst: »heutige raumerlebnisse beruhen auf dem ein- und ausströmen räumlicher beziehungen in gleichzeitiger durchdringung von innen und außen, oben und unten, auf der oft unsichtbaren auswirkung von kräfteverhältnissen, die in den materialien gegeben sind.«<sup>319</sup> Ein nicht zu schlagender Beweis für die Verirrungen des Liberalismus wäre in den Augen der völkischen Raumdenker die Liste gewesen, die

Moholy-Nagy in seinem Bauhaus-Buch *Von Material zu Architektur* (1929) aufstellte und die alle aktuellen Raumauffassungen unterschiedslos auf eine Reihe brachte – angefangen mit dem »mathematischen« und aufgehörend mit dem »formalen« Raum, insgesamt 44 Begrifflichkeiten, darunter keine, der für die Rechte verwendbar gewesen wäre.

Zum Thema der nach 1918 gesteigerten deutschen Raumsensibilität lässt sich aus dem Kreis des Bauhauses noch ein anderes sprechendes Zeugnis beifügen. Oskar Schlemmer, von 1920 bis 1929 Lehrer am Bauhaus, stellte 1924 zwei Raumkonzepte gegeneinander, die er durch zwei »Raumgespinste« illustrierte (Abb. 22).<sup>320</sup>

In dem einen, dem Bild des »kubischen Raums«, ergibt sich das Bild aus dem »Liniennetz der planimetrischen und stereometrischen Beziehungen«. Der Mensch tritt als sekundäre Größe in das sich selbst tragende Raumbild ein. »Vom Menschen aus« ist dagegen die zweite Lineatur entwickelt. Hier entsteht der Raum aus den »Gesetzen des organischen Menschen«. Man kann diese Illustration als eine der ersten Visualisierungen eines Raumbegriffs verstehen, der im Raum ein vom Menschen als Lebenssubjekt ausgehendes Kräftefeld sieht. Walter Gropius, der Leiter des Bauhauses, hatte diese Auffassung 1923 quasi zum Credo der Schule erhoben: »Wir empfinden den Raum mit unserem ganzen unteilbaren Ich, zugleich mit Seele, Verstand und Leib und also gestalten wir ihn mit allen leiblichen Organen.«<sup>321</sup> Hier wurden die Grundlagen für alles weitere progressive Nachdenken über Raum gelegt. Was bei Walter Benjamin in den dreißiger Jahren »architektonischer Raum« vs. »anthropozentrischer Raum« hieß, bringt in den neunziger Jahren Edward S. Casey auf die Opposition »Raum als Container« vs. »relationaler Raum«. Erst die Postmoderne hat mit Begriffen wie Heterotopie, Dystopie, Hyperraum, »unklarer Raum«, »junk space«, »gendered space« usw. die Diskussion neu eröffnet.<sup>322</sup>

Man darf aber auch bei den Weimarer Errungenschaften und Durchbrüchen ihre Vorbereitung durch den Krieg nicht vergessen. Die wichtigste Raumkonzeption der Psychologie, die sich zur Feldtheorie entwickelte, hat ein Feldartillerist ange-dacht: Kurt Lewin, der 1917 in der *Zeitschrift für Angewandte Psychologie* seinen ersten Text »Kriegslandschaft« publizierte. Die Friedenslandschaft ist »rund, ohne vorne und hinten« und geht »nach allen Richtungen gleichermaßen ins Unendliche«. Die Kriegslandschaft dagegen ist gerichtet und zoniert; es scheint die Gegend »da ›vorne‹ ein Ende zu haben, dem ein ›Nichts‹ folgt«. An der Front angekommen, bestimmt »die Ausdehnung *längs* der Grenze die Richtung der Landschaft«. <sup>323</sup> Die Kriegslandschaft ist nicht die »Landschaft vom Menschen aus«, sondern gewissermaßen »vom Feind aus«: Einsichtigkeit, Deckung, Nähe zu Freund und Feind sind ihre Qualitätsmerkmale. Als Konzepteur eines vektorialen Raumes – er spricht 1917 zuerst von »Feldkräften« – schließt Lewin zu den Dynamikern des neuen Raumdenkens auf; als Strukturalist »der Gegend selbst« bewegt er sich auf das neue, gerade zu dieser Zeit sich gründende Fach der Raumplanung zu.

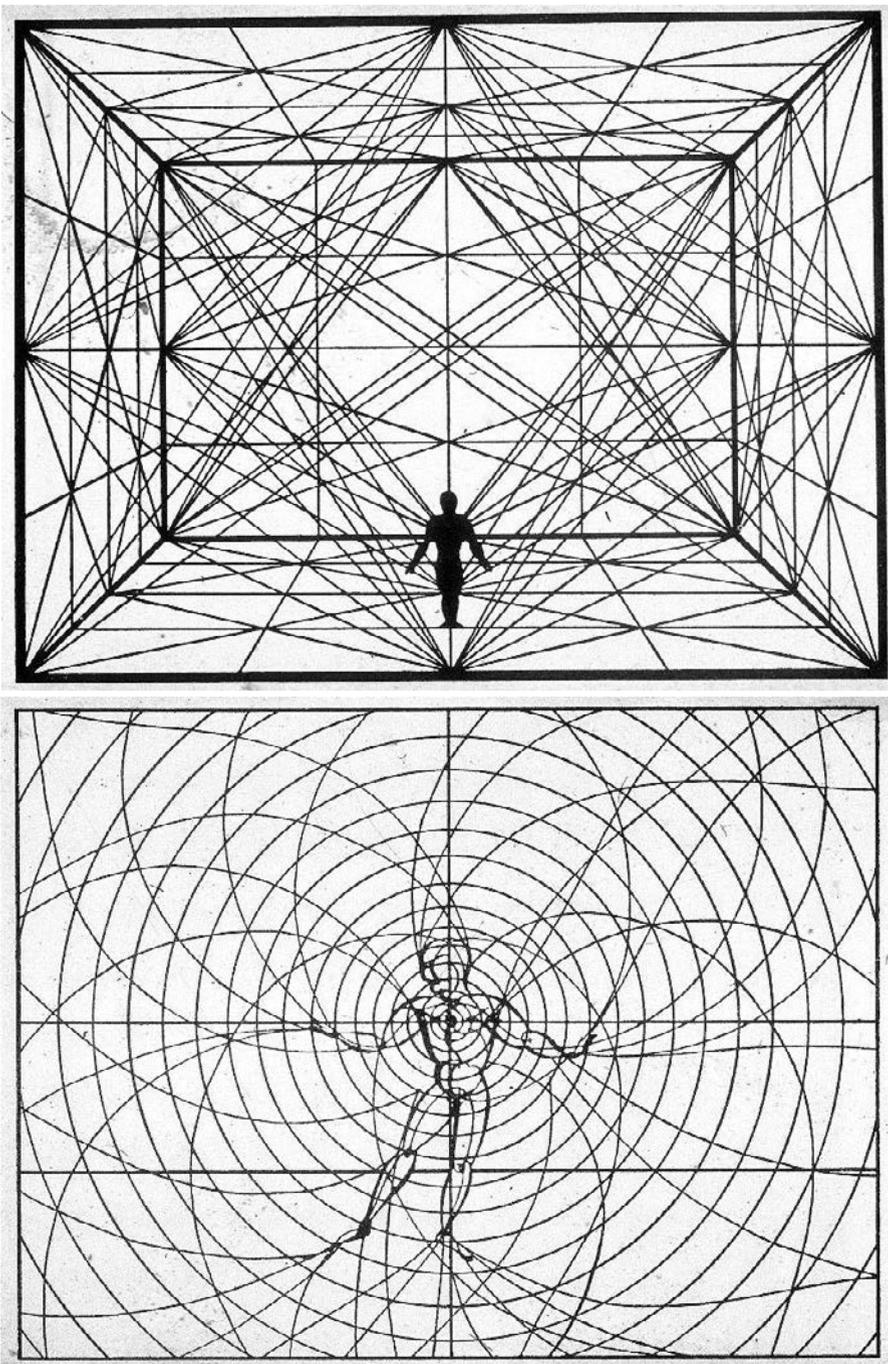


Abb. 22. Oskar Schlemmer, Raumgespinste, 1924

»Raum als Obsession« (Karl Schlögel) kann also auch kreative Folgen haben und führt nicht auf geradem Weg ins »Dritte Reich«. Aber es versteht sich, dass – wie auf allen Gebieten, die wir hier betreten – auch das völkische Lager nicht ruhte, sich eine Raumkonzeption zuzulegen: Heimat blieb weiterhin aktuell, ebenso die Idee des Reiches, neu eingeführt oder aufgeladen wurden Vorstellungen von Boden, Lebensraum, Großraum, Raumnot, Landschaft. Dieses bewusst verwirrend weit gehaltene Spektrum arbeitet freilich einer einzigen Prämisse zu: Es geht um Raumbesitz und um dessen Begründung. Kaum ein zeitgenössischer Text zeigt dies deutlicher als der Beginn von Hitlers *Mein Kampf*. Das erste Kapitel ist harmlos-gemütlich mit »Im Elternhaus« überschrieben und geht doch gleich in die Vollen:

Als glückliche Bestimmung gilt es mir heute, dass das Schicksal mir zum Geburtsort gerade Braunau am Inn zuwies. Liegt doch dieses Städtchen an der Grenze jener zwei deutschen Staaten, deren Wiedervereinigung mindestens uns Jüngeren als eine mit allen Mitteln durchzuführende Lebensaufgabe erscheint. [...] Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich. Das deutsche Volk besitzt so lange kein Recht zu kolonialpolitischer Tätigkeit, solange es nicht einmal seine eigenen Söhne in einem gemeinsamen Staat zu fassen vermag. Erst wenn des Reiches Grenze auch den letzten Deutschen umschließt, ohne mehr die Sicherheit seiner Ernährung bieten zu können, entsteht aus der Not des eigenen Volkes das moralische Recht zur Erwerbung fremden Grund und Bodens.<sup>324</sup>

Es dürfte kaum ein zweiter Text zu finden sein, der in dieser Kürze diese geopolitische Spannweite aufweist: vom Geburtsort, gelegen an der Grenze zweier getrennter Territorien, über deren gewünschte Wiedervereinigung bis hin zur Raumerweiterung und damit zum Krieg. Der nächste Satz widerspricht nämlich der harmlosen Formulierung von der »Erwerbung fremden Grund und Bodens«: »Der Pflug ist dann das Schwert, und aus den Tränen des Krieges erwächst für die Nachwelt das tägliche Brot.« Wie schön wäre es, könnte man diese geopolitische Skizze als das Dunstbild eines Mannes aus der deutsch-österreichischen Provinz abtun! Er hat aber dieses Programm Punkt für Punkt abgearbeitet.

Zu dem von Moeller van den Bruck und M. H. Boehm herausgegebenen Band mit dem aktivistischen Titel *Die Neue Front* steuerte 1922 ein gewisser Hermann Albrecht einen Beitrag bei, den er überschrieb: »Nach Ostland wollen wir fahren«:

Das Herz Europas hat zwei Kammern. Die westliche ist das Deutsche Reich in seiner heutigen Gestalt, leidend an überstarkem Andrang des Blutes. Zwanzig Millionen Deutsche müssen hier verhungern, oder ihre überflüssige Kraft fließt in die östliche Herzkammer hinüber, die an deutscher Blut-

leere krankt. Das Herzleiden Europas, der Weltkrieg, dessen erste Phase in Versailles endet, dessen zweite in Versailles beginnt, hat keinen anderen Grund. Das junge deutsche Blut drängt nach der östlichen Herzkammer, will Leben erhalten und Leben schaffen, und die Heilung wäre so leicht.<sup>325</sup>

Doch anstatt zu heilen, schnürten – so Albrecht – die »Ärzte« Europas mit Sitz in Paris und Genf die westliche Herzkammer, also das deutsche Reich, ein, Gegendruck seitens des »polnische[n] Assistenten« komme hinzu. Bemerkenswert der Zweifrontenkrieg, der hier ein zweites Mal vorgedacht wird: Dass der Westen den Abfluss deutschen Blutes in die östliche Kammer nicht zulässt, bedeutet die »Abkehr von westlicher Weisheit«, bedeutet Bruch; dass die »Durchdringung der Scheide, die Osteuropa vom Abendland trennt« dort nicht tatenlos hingegenommen werden wird, verstand sich von selbst. Die neue Generation der »Ostlandfahrer«, »die Jugend, die leben will«, steht schon bereit und weiß das Motto: Viel Feind, viel Ehr.<sup>326</sup>

Wenden wir uns dem institutionalisierten Kern dieser Denkschule zu, der deutschen Geopolitik. Wir können es kurz machen, nicht nur weil diese »Raumwissenschaft« in den letzten Jahrzehnten so intensiv bearbeitet wurde<sup>327</sup>, sondern auch, weil ihre Anhänger zu einem neuen Deutschlandbild nur sehr wenig beigetragen haben: Ihr Interesse gilt fast ausschließlich den »Geboten des Bodens« (Ratzel) und den »Raumtatsachen« (Karl Haushofer), die ihrer Meinung nach Deutschlands Position in Europa und nach Versailles bestimmten. Die Geopolitik sah sich aber nicht nur als die berufene »Sachwalterin im Kampf um die Revision der mitteleuropäischen Grenzziehung«<sup>328</sup>, ihr Anspruch reichte viel weiter: Herausgefordert durch die »Panregionen«, die »Panideen«, wie sie dem englischen Empire und der amerikanischen Monroe-Doktrin zugrunde lagen, verstand sich die deutsche Geopolitik als Organ eines »globalen Denkens«, wie Arthur Dix es ausdrückte: »das globale Zeitalter« habe sie zu berücksichtigen, »das technisch durch die vollendete Raumüberwindung (Luftfahrt und Luftspruch) gekennzeichnet ist«. Für die *Zeitschrift für Geopolitik* (Untertitel: *Monatshefte für deutsches Auslandswissen*) heißt das: Auf einen Artikel über »Deutschlands Donauwerte« kamen zehn Aufsätze, die Themen behandelten wie »Die Bahrain-Inseln« oder »Die politischen Mächte Chinas«.

Wenn Geopolitiker von Deutschland sprachen, dann nur in einem alarmistischen und anklagenden Ton. Ich präsentiere die letzte Abhandlung, sozusagen das Schlusswort, das Karl Haushofer unmittelbar vor Hitlers Machtantritt sprach, bevor der Nationalsozialismus sein Erbe antrat. Dieser Text erschien 1933 in einem unserer Deutschlandbücher: *Deutscher Geist*, ein bemerkenswerter Band, der »Kulturdokumente der Gegenwart« versammelte, die keineswegs schon alle nationalsozialistisch gleichgeschaltet waren. Albert Schweitzer zum Beispiel darf den Band einleiten, Fritz Schumacher und Gertrud Bäumer nehmen zu ihren Fachgebieten Architektur und Frauenfrage Stellung. Das waren Deutsche, die 1933 umgehend entlassen wurden –

bis auf Schweitzer natürlich, der im fernen Kongo seine Aufgabe gefunden hatte. Aber zu dem Thema »Die geopolitische Lage Deutschlands« wollte man verständlicherweise den Doyen der hier zuständigen Wissenschaft hören, den »Generalmajor a. D. Universitätsprofessor Dr. Karl Haushofer« (1869–1946). Mit dem Appell – oder ist es ein Kommando ? – »Tatsachen standhalten!« fängt er an. Tatsache ist für ihn die »entsetzlich unglückliche« geopolitische Lage Deutschlands.

Am Anfang dieser geopolitischen Erkenntnis deutscher Lage müssen aber tatsächlich die zwei einzigartigen leidvollen Daseinsbedingungen für eine in Mitteleuropa zusammengedrückte Volksmasse ohne Macht stehen, für die nur aus Schmeichelei vor einer andern Vergangenheit oder Selbstbetrug oder unbeugsamem Geltungsanspruch noch so genannte ›Großmacht‹ eines ›Volkes ohne Raum‹, in weiten Landschaften überdrängt und verstädtert, dafür aber an gefährlichen Stellen mit Räumen ohne Volk!<sup>329</sup>

Das muss man zweimal lesen, um zu wissen, ob der Satz als ganzer überhaupt Sinn gibt. Die »zwei einzigartigen leidvollen Daseinsbedingungen« reichen offenbar nicht. Bevor sie erläutert werden, muss weiteres Leid in diesen ersten Satz gepackt werden: die »zusammengedrückte Volksmasse ohne Macht«, das »Volk ohne Raum«, »in weiten Landschaften überdrängt« – das sagt dreimal so ziemlich dasselbe. Die »leidvollen Daseinsbedingungen« nennt der Autor im Folgenden »Hemmungen«:

Erste Hemmung ist, dass der deutsche Volksboden in Mitteleuropa [...] ›ein Staat der Grenzen‹ ist, ›état des frontières‹, ein zergrenztes und zerstückeltes Raumgebilde. Die zweite indirekte Hemmung ist, dass der Mitteleuropäer nirgends auf Erden für sein größtes Leid Verständnis finden kann, weil kein anderer Weltteil als Europa gerade im Innern ein drucküberfülltes Herz besitzt, während alle anderen Weltteile die gefährdeten Überdrucklandschaften an ihren Rändern haben, also nach innen zu ausgleichen können [...].<sup>330</sup>

Der Autor gesteht an dieser Stelle ein, dass er im Gegensatz zu »etwa 28000 anderen Schriften« zum Thema deutsche Landeskunde seine Abhandlung mit »zwei entmutigenden, verneinenden Zügen« angefangen hat. »Solche Härte ist aber notwendig«, erklärt er, denn der Leser müsse einsehen, »dass die augenblickliche Lage seines Großvolks auf die Dauer eine geopolitische Unmöglichkeit ist, dass es in seiner Kleinräumigkeit entweder zugrunde gehen, absterben oder gegen die ringsum aufgebauten Hemmungen bei zugeschraubten Ventilen explodieren muss [...].« Hemmungen sind Grenzen und müssen überwunden werden – Haushofer hat auch das für seine Zeit grundlegende Werk zu diesem Thema geschrieben: *Grenzen in ihrer geogra-*

*phischen und politischen Bedeutung* (1927). Für Rassengrenzen interessierten die meisten Geopolitiker sich nicht; da klaffte ein Spalt zum Nationalsozialismus, der nach 1933 schnell zugeschüttet werden musste.

Der Materialismus dieser Denkweise spricht aus dem Bildgebrauch: Die Deutschen finden sich an falscher Stelle wieder, in der Mitte Europas in einem von innen wie von außen unter hohem Druck stehenden Kessel mit zugeschraubten Ventilen; wenn das Ganze explodiert und die Deutschen sich ausbreiten, hat das mit Naturgesetzlichkeit und nichts mit einer Mission oder mit uralten germanischen Trieben zu tun, die andere Deutschlandpolitiker gerne mobilisierten. Dass etwas notwendig, durch Gesetze bedingt geschieht, verlangt der Wissenschaftsanspruch der Geopolitik. Daher die Selbstverpflichtung auf »Härte«, auf unpopuläre Einsichten, die durchaus »einen Schauer durch die deutsche Seele« schicken können. Hitler tonte in seinen Reden ähnlich unbequeme »Wahrheiten« an, um gegen ihre feige Missachtung zu äußerster Entschlossenheit aufzurufen. Haushofer ist deswegen auch so unzufrieden mit allem, was Deutschland so besonders macht, mit der »Vielseitigkeit seiner naturentlehnten Außengrenzen«, die im Gegensatz steht zur »Stärke seiner Binnenscheiden, seiner Waldgebirge und Verkehrsschranken«. Er bemängelt »das Fehlen überzeugender Herz- und Kernlandschaften (soweit nicht der Rheingraben eine war), die das mehr als tausendjährige Wandern deutscher Hauptstädte bewirkte, die innere Trennungsfreudigkeit und Streitlust noch fördern half«. Also all das, was damals so viele Zeitgenossen so hoch ansetzten, die innere Vielfalt als Kompensation der Verluste an Land und Macht nach außen, all das bedeutet für Haushofer nur »Gefährdung unseres Lebensraums«.

Deutschland ist geopolitisch gesehen das schlichtweg unvollkommenste »Raumgebilde«. »Der Silbergürtel des Meeres allein als alles beherrschende Grenzkraft genügt dem Grenzinstinkt des Briten; [...] Hochgebirge, Waldgebirge, Strom und Meer dem Franzosen; Alpen und Meer dem Italiener.« So geht der Autor die geopolitisch gelungenen Länder durch, um wieder zum gänzlich verfehlten Deutschland zurückzukehren, in dessen Gestalt er das Ergebnis »zurückliegender geopolitischer Instinklosigkeit« erkennt. Es liege »echte geopolitische Tragik« vor, »wenn es jemals in der Weltgeschichte eine gab«.<sup>331</sup> Geopolitik ist eine Wissenschaft, die ihre glasklaren Erkenntnisse, die Kräfte und »Forderungen« des Raumes, die »Raumtatsachen des Volksbodens« betreffend, durch die Geschichte, man könnte auch sagen: durch die Menschen vereitelt sieht. Ein Teil ist Wissenschaft, der andere Drama.

Der Beitrag Haushofers zur Anthologie *Deutscher Geist* ist nicht geistlos, sondern nur zutiefst deprimierend. Die neue, sich überlegen gerierende Wissenschaft der Geopolitik offenbart sich als Mängellehre, zumindest was ihr Ursprungsland angeht. Haushofers Text wäre unverändert in eine Neuauflage unter den Auspizien des Dritten Reiches aufgenommen worden – Albert Schweitzers Text hätte man für eine zweite Auflage nicht beibehalten. Wenn Haushofer mit den Worten schließt: »Allen

Gewalten zum Trutz sich erhalten ... Anders erneuert sich kein Reich!«, sagt Schweitzer gegen Ende: »Meiner Ansicht nach gibt es kein anderes Schicksal der Menschheit als dasjenige, das sie sich durch ihre Gesinnung selbst bereitet.« Gesinnung, nicht Imperative des Raums. Der nächste Satz Schweitzers aber wurde dann nicht für die Menschheit, aber doch durch die geopolitisch aufgeweckten Deutschen widerlegt: »Darum glaube ich nicht, dass sie den Weg des Niedergangs bis zum Ende gehen muss.«<sup>332</sup>

Nicht zur Rechten, aber ins Lager der konservativen Revolution gehörte Rudolf Borchardt, der es unternahm, die Eigenschaft, die er selbst in hohem Maße besaß, zu verallgemeinern und zu einer deutschen Wesensart zu erheben: die genuine Raum- und Ortsempfindlichkeit. Auch dieses Vermögen war ein Ergebnis von Verlust und Mangel. Borchardt war nie irgendwo zu Hause: In Königsberg geboren, in Moskau und Berlin aufgewachsen, wählte er nach Studien in Berlin, Göttingen und Bonn Italien als bevorzugten Aufenthaltsraum, kehrte während des Krieges nach Berlin zurück, um später immer wieder zwischen Zeiten in Italien und Zeiten in Deutschland abzuwechseln. Als Jude musste er aus Deutschland fliehen und konnte in Italien notdürftig überleben. Er starb zwischen den Ländern seiner Bestimmung: in Tirol.<sup>333</sup>

So wie er selbst war, wollte er auch den Deutschen sehen: *Der Deutsche in der Landschaft* hieß seine 1927 erschienene Anthologie, ein bis heute nicht übertroffenes Kompendium deutscher Raumwahrnehmung. Bereits der Titel lässt ahnen, dass Borchardt den Deutschen die Räume so erfahren lässt, wie es die Modellfigur auf Schlemmers zweiter Graphik (Abb. 22) tut: »vom Menschen aus«, aber nicht, wie Schlemmer es will, den »Gesetzen des organischen Menschen« folgend – hier setze man für »organisch« »historisch« und »politisch« ein. »Der Deutsche ist überall zu Haus und nicht zu Haus, ist zu Haus, wo er eben steht. Die Welt geht in ihn ein, indes er in die Welt aufgeht. Er ist der alte Wanderer seiner Geschichte, der Gast auf Erden.«<sup>334</sup> Diese Freiheit resultiert aus einer Art Ahnenerbe, denn der Deutsche ist »das nie zur Ruhe gekommene Kind der Völkerwanderung«, und sie resultiert demnach aus historischen und politischen Beweggründen, denn der Deutsche »überblickt nach Teilung der Erde« durch die anderen Völker »aus den nur ihm eigenen Höhen des Geistes eine kosmisch tellurische Verhältniswelt, die auf keinen Karavelen und Briggs der seefahrenden Eroberer zu erschiffen war«. Die Freiheit des Deutschen, sich in der Landschaft zu bewegen und die Welt in sich aufzunehmen, ist also auch als Freiheit von interessegeleiteter Perspektive und Machtpolitik zu verstehen, und sie spannt deswegen ihren spezifisch geistigen Zugriff zugleich weiter und sachnäher aus – »kosmisch-tellurisch« eben. Da er nichts erobern kann oder will, richtet der Deutsche eine andere Art von Herrschaft auf: er »ergreift [...] die Welt durch Begründung erobernder Wissenschaften«.

Wie gesagt: Der Band erschien 1927. Man darf daran erinnern: Das ist acht Jahre nach dem Verlust der Kolonien und der Abgabe ca. eines Fünftel des Reichs-

gebietes. Die geistige Tugend einer hohen Raumsensibilität, deren Zeugnisse wir in diesem Buch einsammeln, ist nicht der Völkerwanderungszeit, sondern der jüngsten deutschen Vergangenheit geschuldet. Sie ist auch jetzt auf das eigene Land oder auf die ehemals eigenen Länder gerichtet, sie ist interessengeleitet, weil ihre geistige Besitzstandmehrung Verlust voraussetzt. Walter Benjamin hat das in seiner enthusiastischen Besprechung von Borchardts Anthologie genau benannt: »Aber dieses Buch [...] wäre kein deutsches, käme seine Fülle nicht aus der Not [...]«. <sup>335</sup>

## Geschichtliche Landeskunde I

Die innovativsten Ansätze auf dem so stark frequentierten Gebiet der Raumwissenschaften gingen von dem interdisziplinären Fach Geschichtliche Landeskunde aus, das sich damals etablierte – heute ist meist von Kulturraumforschung die Rede –, einer Plattform, auf der Geschichte, Geographie, Natur- und Kulturwissenschaften zusammentrafen. »In der landesgeschichtlichen Volksforschung verschmolzen originär historische, volkskundliche, statistische, geographische und linguistische Ansätze zu einer interdisziplinären, historisch fundamentierten Wissenschaft vom deutschen ›Volkstum‹.« <sup>336</sup> Personal- und Staatshistorie und die »Erdegebundenheit« der Geographie überwunden habend, rief das neue Fach als Subjekt wieder das Volk hervor, und das hieß jetzt, »das Ganze des Volkes« und das Ganze der deutschen Geschichte zu erfassen. Deutsche Geschichte »als Volksgeschichte zu sehen«, war für Hermann Aubin geboten, »weil wir nur dann ihr Ganzes begreifen können«. Was als Zerstreung und Partialisierung erscheinen konnte, die Regional- und Landesgeschichte, strebte also in Wirklichkeit »das Ganze« auf der Basis einer multidimensionalen Betrachtungsweise an. Nicht quantitative Ganzheit also, sondern qualitative war das Ziel. Ich zitiere noch einmal aus dem Programm, das Hermann Aubin, der Begründer der Geschichtlichen Landeskunde, seiner neuen Wissenschaft gab:

Die Naturfaktoren bilden den stets vorhandenen Untergrund der Kulturlandschaft. Aber sie werden nicht nur [...] durch die Menschen zu verschiedener Lebendigkeit erweckt, sondern es treten als andere und nicht minder wichtige Komponenten diejenigen hinzu, welche [...] als die ›historischen‹ eingeführt worden sind, welche sich aus der jeweiligen Gestaltung des menschlichen Gemeinschaftslebens ergeben als etwa die vom Staat, von der Sprach- und Religionsgemeinschaft geschaffenen Zusammenhänge, bzw. die staatlichen, völkischen, konfessionellen usw. Grenzen. <sup>337</sup>

Wenn man den Titel der hier zitierten Gründungsschrift reflektiert: *Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden*, dann erkennt man unschwer die Tendenz zur Inneren Kolonisation, zur Pluralisierung auch begrenzter Regionen, zur Vervielfältigung der Aspekte – der anzitierte Titel geht weiter: *Geschichte, Sprache, Volkskunde*. Neben dem Ehrgeiz, das neue Fach methodenorientiert zu begründen, waren politische Motive im Spiel. Dazu gehörte an erster Stelle eine gedankliche Besetzung und Sicherung der verlorenen Gebiete, der Grenzlande, und der von der Entente besetzten Territorien – daraus wurden die sogenannte Westforschung<sup>338</sup> und die Ostforschung<sup>339</sup>. Ein weiteres Movens der Landeskunde war wie so oft in der Geschichte der Geisteswissenschaften der drohende oder der bereits eingetretene Verlust der Gegenstände. In diesem Fall ein zweifacher: einmal der Verlust der vom »Grenzkampf« betroffenen Gebiete, die dann ja auch 1945 alle endgültig abgetreten werden mussten, und weiterhin der Verlust der tradierten Trachten, Siedlungstypen, Dialekte, Objektkulturen, Brauchtümer, der überall im Reich seit ca. 1870 zu verzeichnen war. Insofern ist das neue Fach nicht nur ein »Kind der unbewältigten Niederlage von 1918« (Winfried Schulze), sondern auch ein Kind der rasanten Modernisierung.

Landeskunde war ein Fach, das sehr schnell das für die Weimarer Ära typische höhere Organisationsniveau erreichte. Damals entstanden Forschungsstellen wie das »Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande«, das »Provinzialinstitut für westfälische Volks- und Landeskunde«, das »Seminar für Landesgeschichte« Sachsens, die »Zentralstelle des Atlas der deutschen Volkskunde«, das »Institut für geschichtliche Siedlungs- und Heimatkunde der Alpenländer«, die »Saarforschungsgemeinschaft«, das »Wissenschaftliche Institut der Elsass-Lothringer im Reich« und das »Alemannische Institut«.<sup>340</sup> Einschlägige Publikationen der neuen Landeskundler hießen beispielsweise: *Geschichte der Rheinlande* (1922), *Tausend Jahre deutsche Geschichte und deutsche Kultur am Rhein* (1925), *Rheinland: Geschichte und Landschaft, Kultur und Wirtschaft der Rheinprovinz* (1925), *Der Rhein, sein Lebensraum, sein Schicksal* (1931 ff.), *Der Raum Westfalen* (1931 ff.) oder *Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums* (1933 ff.).

Die Tendenz zur ethnohistorischen Landesgeschichte unterstützen viele ideologische Motive – die entschlossene Abkehr von den staatlichen Außen- und Innengrenzen gehört auch dazu. »Es entspricht der Zielsetzung dieser Bemühungen, dass in der Geschichtsbetrachtung nicht mehr die politisch-administrativen Einheiten, sondern das ›Volk‹ bzw. eine Volksgruppe als den Untersuchungsraum bestimmende Größe zugrunde gelegt wurde.«<sup>341</sup> Diese Neuzuschneide darf man auch als Reaktion auf das Scheitern einer durchgreifenden Reichsreform verstehen. Die Regionalgeschichte leistete sich jenen Partikularismus, den die Gegner der Zerschlagung des preußischen Staates als Erbsünde deutscher Geschichte ablehnten. In wirtschaftlich schwierigen Zeiten war es nicht leicht, neue Lehrstühle und Forschungseinrichtungen durchzusetzen, aber am Beispiel des Bonner »Instituts für Geschichtliche

Landeskunde der Rheinlande« konnte gezeigt werden, wie willig die preußischen Behörden Mittel bereitstellten, um die regionale Identität der weitgehend besetzten Rheinlande zu stärken.<sup>342</sup> Es war ja auch keine schlechte Idee, durch das neue Fach die »Brücke vom Heimatsinn zur allgemeinen deutschen Geschichte« zu schlagen, wie das erwähnte Institut in seiner Gründungsphase erklärte.<sup>343</sup> Es existierten und arbeiteten getrennt voneinander die Heimatgeschichtsvereine auf der einen und die Universitätsinstitute für Geschichte auf der anderen Seite – Regionalgeschichte, wurde sie richtig konzipiert, versprach Übersetzung in beide Richtungen und Bündelung des historischen Interesses »auf das ganze Vaterland« hin.

Nun waren die Heimatschutz- und -geschichtsvereine auch Instrumente der völkischen Ideologie, meist rechts angesiedelte bürgerliche Kreise, die Entschädigung für die Entmachtung Deutschlands und der eigenen Klasse suchten. Der um 1900 aufgestiegene Begriff Heimat wurde nach 1918 nicht nur als Gegenmittel gegen die Kräfte der Moderne, sondern auch als Grundlage für eine Wiederherstellung der Volksgemeinschaft in der Zeit der großen Antagonismen umgedeutet: »ein starker, einigender Begriff« werde gesucht, so der Vorsitzende des Westfälischen Heimatbundes Kerckerinck zu Borg, »in dem die getrennten Geister trotz wirtschaftlichen und politischen Haderns sich wieder geschlossen zusammenfinden. Ein solcher Begriff ist das Wort Heimat.«<sup>344</sup> Aber die Heimatbünde waren nicht nur für die ideologische Aufrüstung gut und lauschten nicht nur Sonntagsreden, wie das der einschlägige Forschung zu entnehmen ist, sie waren auch tätig.

## Ein Heimatbuch: Der Kreis Steinburg

Die zwanziger Jahre sind die große Zeit der Kreismonographien gewesen. Die Kreismonographien stehen für den neu erwachenden Regionalismus und entsprechen jenem Interesse am unbekanntem Deutschland, von dem im ersten Teil die Rede war. In der Regel heißen sie Heimatbücher und können auch über die Grenzen eines Kreises hinausgreifen und eine ganze Region darstellen. Was vorher in Fundberichten und Denkmäler-Inventaren rein faktographisch ermittelt wurde und die Monumente der feudalen Epoche versammelte, wurde jetzt auf eine neue formale und konzeptionelle Basis gestellt. In formaler Hinsicht handelt es sich um verständlich geschriebene und oft stark bebilderte Sammelbände, die als Gemeinschaftswerk zustande kamen. Aber nicht nur Kollektive, auch Individuen ließen sich von diesem Impuls mitreißen: Hans Jürgen von der Wense empfing 1932 von einem Tag auf den anderen die Weisung, das Land rund um Kassel bis ins letzte Detail und multidimensional aufzunehmen, ein privates Unternehmen der Inneren Kolonisation, das uns noch

beschäftigen wird. Dies im Kreis Steinburg in Schleswig-Holstein schreibend, habe ich vor mir liegen die drei schweren, in grobes Leinen gebundenen Bände *Heimatsbuch des Kreises Steinburg*, die 1924 herauskamen. Gedruckt und verlegt wurde das Werk bei J. J. Augustin in Glückstadt, einem Unternehmen, in dem die Welt in über 120 Fremdsprachenalphabeten drucken ließ. Es dürfte die breiteste und gleichzeitig expressivste gotische Schrifttype sein, die Max Kahlke, ein Glückstädter Künstler, für den Umschlag entworfen hat. Auf Rücken und Vorderseite prangen nordische Hauszeichen (Abb. 23).

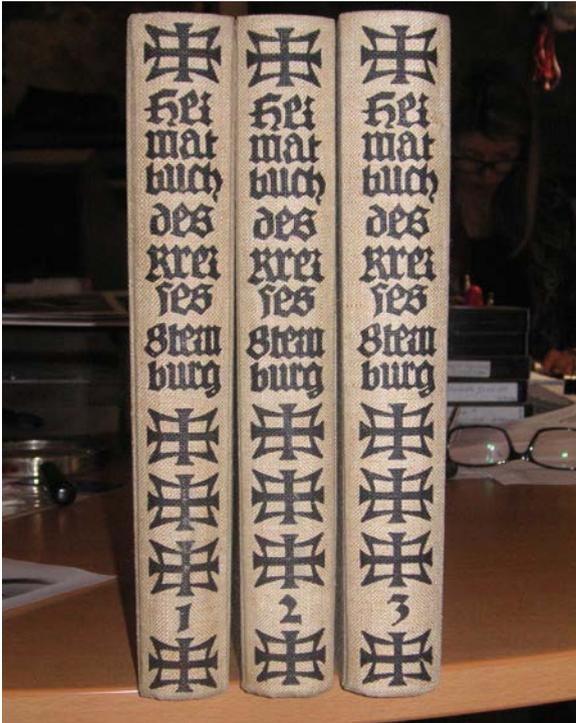


Abb. 23. *Heimatsbuch des Kreises Steinburg*, 1924

Die Bände haben 1 600 Seiten mit über 100 Beiträgen und insgesamt 667 Abbildungen und mehreren Karten. Ein vergleichbar umfangreiches und detailliertes Kompendium ist vorher und nachher nicht wieder erstellt worden. Auch das ist Weimarer Republik: der Sammelband als ein Stück angewandte Demokratie, als Ergebnis arbeitsteiliger, multidisziplinärer Anstrengung, ein enzyklopädischer Ansatz auf kleinstem Terrain. Besonders überzeugt der Gemeinschaftsaspekt: Künstler, Heimatdichter, Professoren, Lehrer, Museumsdirektoren, Geistliche, Beamte, Richter, Vereinsvorsit-

zende, Bürgermeister, aber auch der »Gärtner H. M. Rave in Itzehoe« walten sozusagen schreibend ihrer Ämter.

Oder sie wurden speziell zu einem Beitrag eingeladen, wie etwa Oskar Schwindrazheim, der eine Wandertour durch den Kreis machte.

Ein schönes Bild am andern in allerlei Wechsel. Hügelige Geest hier, Moor und Marsch dort, – alte Moräne, Sanddünen, Heide, Wald hier, Ackerland, Gemüseland, Weide, Wiese dort, – hier sich windende kleine Bäche, dort gerade Gräben oder ein breiterer Fluss, Rhyn oder Stör oder gar die Elbe – hier Haufendorf, dort Straßendorf, Dorf am Elbdeich, Einzelhof oder Stadt oder Städtchen [...].<sup>345</sup>

Der Autor stimmt also das an dieser Stelle noch lange nicht abbrechende Loblied deutscher Mannigfaltigkeit an, wie sie modellhaft sich eben auch im Kleinen wiederfindet. Schwindrazheim vergisst dabei nicht, dass er im Jahr 1923 unterwegs ist. Am »drolligsten« fand er, wie sich Natur und Kultur kreuzen, »an einem kleinen Flecken bei Huje«: »über dem blumenbunten Moor die Drähte der elektrischen Hochspannung und die der Drahtseilbahn der Itzehoer Zementfabrik, deren Wägelchen unaufhörlich mit regelmäßig sich wiederholendem Knacken hin und her glitten – und im Busch des kleinen Knicks darunter am Moorrand schlug die Nachtigall!«<sup>346</sup> Der Wanderer, der Natur und Idylle sucht, muss sich das neuzeitliche Bild erst zurechtlegen.

Es wurde ein anderes Bild, ja –, aber vielleicht ein gewaltigeres [...], es kam etwas packend Gewaltiges dazu, gewissermaßen mit ein paar Strichen wirkungsvoll hingezeichnet: unsere ganze ›Eisenzeit‹ von heute, die Zeit der Technik, die Zeit der weltumspannenden Drähte, die große Zeit des Eindringens der Menschheit in ungeahnte Naturkräfte und -wunder und ihre Erfassung und Dienstbarmachung! Und dabei doch wieder in den starren Gerüsten und ihren Drähten und im mechanisch eintönigen Auf und Ab der Wägelchen sprechende Sinnbilder für die Vergeltung dieser Dienstbarmachung der Erde: die Maschine als Herrin für Tausende und Abertausende von Mitmenschen, deren Leben sie mechanisiert, deren Arbeit sie freudlos, stumpfsinnig, unnatürlich macht! – und hier draußen strahlt die Sonne über lachendem Grün und Blumenpracht und jubelt die Nachtigall.<sup>347</sup>

(Nachtrag 2015: Das Zementwerk und damit die Drahtseilbahn, die das Werk mit Ton belieferte, seinerzeit mit 13 Kilometern die längste in Deutschland, gibt es nicht mehr, aber in unmittelbarer Nähe ist ein anderes Zementwerk in vollem Betrieb. Nicht von der beschriebenen Stelle aus, aber weiter westlich positioniert, hat man den einzigartigen und unverbaubaren Blick auf zwei Atomkraftwerke. Dementsprechend hat sich

die Zahl der »weltumspannenden Drähte« stark erhöht. Von der Nachtigall wurde bei einem Ortstermin nichts gehört.)

Der Beiträger Schwindrazheim war genauso ein Spezialist wie der Oberförster, der über »Forstliches aus dem Kreis Steinburg« schrieb. Er hatte sich als Zeichner, Maler und Schriftsteller die Aufgabe zu eigen gemacht, in »Künstlerspaziergängen« den Norden zu erwandern, zu skizzieren und zu beschreiben: Publikationen wie *Schlendertage in Cuxhaven* oder *Dithmarscher Wanderungen* stehen für ein vielbändiges Lebenswerk. Schwindrazheim kam aus der Kulturreform der Zeit um 1900; er war als Kunstpädagoge und Erforscher der Volkskunst hervorgetreten. Die Heimatbewegung trug ihn, trug das ganze Unternehmen *Heimatchbuch des Kreises Steinburg* weiter in die zwanziger Jahre. Was wurde anders? Die Einbeziehung moderner Technik wie in der zitierten Stelle und wie am Schluss des Textes ist vielleicht nur äußerliche Aktualisierung – der Autor weiß aber sehr gut, dass die ganze Landschaft, die Marschen, Produkt des Menschen sind, dass ihr Hauptort Glückstadt als strikte Planstadt seinesgleichen sucht. Er nennt den Elbdeich, der das alles erst möglich macht, »das größte bedeutsamste Kunstwerk des Landes«. Er bedarf im Grunde also der »drolligen« Begegnungen nicht, um die Natur als Artefakt zu erkennen. Heimat ist jetzt nicht mehr (nur) der Gegenbegriff der Moderne, nicht mehr allein »Kompensationsraum« (Hermann Bausinger), man könnte sie den Raum einer Werkgemeinschaft nennen.

Zur selben Zeit gab es aber noch viel weiter entwickelte Ansätze eines konsequent modernen und planungswissenschaftlichen Regionalismus. Ich verwies schon auf die Publikation *Der Rhein-Mainische Städtekrantz mit seiner Zentrale Frankfurt am Main im südwestdeutschen Wirtschaftsgebiet* von 1924. Dies war das Projekt, einen Wirtschaftsraum als einen neuen Gliedstaat zu etablieren. Die Publikation kam genauso wie unser Heimatchbuch als Sammelband zustande; 33 Einzelbeiträge, von Fachmännern verfasst, bilden die Region um Frankfurt aus Perspektiven ab, die das Konzept Heimat ebenso weit hinter sich lassen wie alle dynastischen Grenzen, die den Raum störend durchziehen. Es gibt noch zwei Beiträge zu Forst- und Landwirtschaft, der Rest widmet sich Themen wie »Verkehrs- und wirtschaftliche Zusammenhänge Südwestdeutschlands«, »Die Industrie des Rhein-Mainischen Städtekrantzes« oder »Frankfurt und das südwestdeutsche Radiowesen«. Auch wird Frankfurt als »internationaler Verkehrsflughafen« gewürdigt. Es schreiben jetzt auch keine Künstler, Liebhaber oder Heimatforscher mehr: Es tritt eine Riege von Räten, Direktoren und Inspektoren an.

Der Flughafen macht sinnbildhaft deutlich, dass in ihm und in dem neuen Raum die »Stimmen der Erde« nicht tönen werden. Im *Heimatchbuch des Kreises Steinburg* hingegen tun sie es – auf eine merkwürdige, schon gebrochene und schließlich in der Erde verstummende Weise. Anfang und Schluss des Gesamtwerks setzen einen zeitgenössischen Rahmen: Am Anfang steht der Satz: »Die Not der Zeit hat auch bei uns im meerumschlungenen Land ein tiefes Besinnen auf den Wert der Heimat

geweckt.« Das wird so selbstverständlich dekretiert, dass kein weiteres Wort nötig scheint. Dann folgen über sechszeinhundert Seiten, in denen geradezu opulent die Heimat in all ihren Aspekten dargestellt wird. Stichwort opulent: Man bedenke, dass im Jahr 1923, als das Heimatbuch geplant und geschrieben wurde, die Lägerdorfer Zementfabrik, die zweite Produktionsstätte dieser Art im Kreis, Löhnungsnotgeldscheine in Höhe von 20 000 bis fünf Millionen Reichsmark herausgab. Eine Kartoffel kostete 20 000 Reichsmark. Von dieser Misere ist in den dickleibigen Wälzern nichts zu spüren, bis ganz am Schluss des Buches viele Seiten einer Ehrentafel die 3399 Kriegstoten auflisten, welche die Steinburger zu betrauern hatte: mit Namen, Geburts- und Sterbedatum, Beruf und militärischer Stellung. Es mag zynisch klingen, aber festzuhalten ist, dass die Bände bis zur letzten Seite ihrem Modus treu bleiben: die vielen Autoren, die vielen Namen, Zahlen, Orte, die Fülle der Ansätze und Sichtweisen – und schließlich die vielen Toten. Die Provinz als Pluraletantum. Aber es gilt auch, was Benjamin über Borchardts *Der Deutsche in der Landschaft* sagte: Dieses Buch »wäre kein deutsches, käme seine Fülle nicht aus der Not«.

Heimat definierte man in diesen Jahren wie folgt: »Heimat ist in Gefühl und Geist verwandelte Bodenständigkeit. Durch den Heimatsinn ist der Einzelne, die Familie, die Gruppe einem Stück Erde schicksalhaft verfallen und seelisch unter ihrer Gewalt.«<sup>348</sup> Vermutlich hätten die Mitarbeiter unseres Heimatbuches einem solchen Begriff von Heimat sofort zugestimmt, aber lange aufgehalten hätten sie sich damit nicht. Es hätte sie auch nur abgelenkt von der Aufgabe, die der gerade zitierte M. H. Boehm selbst nie erfüllt hat: Heimat konkret werden zu lassen und das Einzelne so intensiv wie möglich zu durchdringen, statt auf die »Stimme der Erde« zu hören, statt ins »chthonische Dunkel« (Boehm) zu tauchen. Heimat ist längst ein kulturräumliches Konstrukt geworden, und wenn man an die Vielzahl und Heterogenität der Beiträger denkt, darf man wohl auch annehmen, dass Heimat sehr verschieden begriffen wird. Was aber in der Kreismonographie nicht geleistet wird, ist »die Kluft zwischen regionaler und nationaler Zugehörigkeit im Konzept der ›Heimat‹ zu überbrücken.«<sup>349</sup> Der Kreis Steinburg scheint gar keinen Umkreis zu haben, er wirkt merkwürdig autochthon. Seine Stellung in Schleswig-Holstein, in Preußen, im Reich wird nicht erörtert, und dass er nun Teil einer Republik ist, dass es Parteien gibt, soziale Konflikte, davon erfährt der Leser nichts. Dabei durchlebte dieser Kreis wie kaum ein anderer die Höhen und Tiefen der Weimarer Zeit mit dramatischen Zuspitzungen. Er galt schon vor 1914 als »sozialistischer Sonderfall« und kippte später ins rechte Lager um.<sup>350</sup> Über das »Beidenflether Ochsenfeuer«, bei dem an die 200 Bauern die Pfändung von zwei Ochsen verhinderten, indem sie durch das Entfachen eines Feuers die Ochsen so wild machten, dass sie die Vollzugsbeamten in die Flucht jagten, sowie über die Serie von Bombenanschlägen in Itzehoe und anderswo war man im ganzen Reich unterrichtet; wir jedoch wissen heute über diese Aktionen der Landvolkbewegung von 1928/29 vor allem noch durch Falladas *Bauern, Bonzen und Bomben*, das Heimatbuch schweigt da-

gegen über diese Vorfälle.<sup>351</sup> Und dass sich schon 1923 in Lägerdorf, einer KPD-Hochburg, Arbeitslose und Partei-Aktivisten bewaffnete Auseinandersetzungen mit Polizei und Reichswehr lieferten – mit Todesopfern auf beiden Seiten, mit zahlreichen Verurteilungen und Vergeltungsattentaten in der Folgezeit –, wurde damals gleichfalls deutschlandweit wahrgenommen, ist heute jedoch nicht mehr bekannt und wird auch in dem Artikel Lägerdorf des Heimatbuches mit keinem Wort erwähnt.<sup>352</sup> So lasten die drei Bände des Heimatbuches im Grunde wie Beschwersteine auf dem Deckel, unter dem das Unruhepotenzial einer zutiefst gespaltenen Region rumort.

## Geschichtliche Landeskunde II

Die gleichzeitig mit dem Steinburger Heimatbuch aufgekommene neue Landeskunde war anders. Sie unterschied sich von herkömmlichen heimatkundlichen Werken dadurch, dass sie den multidisziplinären Ansatz interdisziplinär integrierte und nicht die einzelnen Aspekte eines Themas arbeitsteilig auf Fachvertreter übertrug. Die moderne geschichtliche Landeskunde tat das in ihren großen Sammelwerken auch, aber typischer für sie ist doch, dass sich ein und derselbe Autor nacheinander mehrere Disziplinen umfassende Fragen wie »Dialekte und Stämme«, »Ortsnamen und Stämme«, »Bauernhausformen und Stämme« widmet und die Befunde der Archäologie für die Objektkultur seiner Zeit und Region mit heranzieht. Alle diese Themen wurden auch im Steinburger Heimatbuch behandelt, aber in Einzelbeiträgen, während in diesem Fall Franz Steinbach in seiner Habilitationsschrift mit dem Titel *Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte* (1925) die aufgeführten Gegenstände in einen großen Problemzusammenhang einbezog. Die Darstellungen des Heimatbuches haben kein Prinzip – Heimat ist kein Prinzip, sondern ein Oberbegriff, ebenso aufgeladen wie vage. Die geschichtliche Landeskunde umgeht das Prinzip Stamm, obwohl sie es als Ordnungskriterium oft nennen muss (siehe Steinbach), sie lehnt das Prinzip Rasse ab (bis 1933). Steinbach, um bei ihm zu bleiben, argumentiert als überzeugter Kulturalist, der alle naturalistischen Ansätze zurückweist: »der kulturelle Habitus einer Menschengemeinschaft, ihr ganzes kollektives Handeln, Denken und Empfinden, auch ihre Sprache« seien »unter keinen Umständen« mit »erbbiologischen Veränderungen« zu erklären, sie seien »ein Ergebnis sozialer Umweltwirkung«, wie er Willy Helpach zitiert, den Begründer der Umweltpsychologie, dem Steinbach konzeptionell sehr verbunden ist.<sup>353</sup> Landeskunde der neuen Art ist also, um noch einmal Aubin zu wiederholen, die Kunde der historischen Aspekte, »welche sich aus der jeweiligen Gestaltung des menschlichen Gemeinschaftslebens ergeben«. Ihr »Kultursubjekt« ist das Volk.

Den Unterschied zwischen der Landeskunde und der Heimatkunde stellt man am einfachsten an den Illustrationen fest. Die Monographie über den Kreis Steinburg ist stark bebildert; in objektbezogenen Einzelaufnahmen und Totalen illustriert sie die Sachverhalte mit Fotografien und Zeichnungen. Die klassische landeskundliche Monographie arbeitet überwiegend mit Statistiken und Geschichtskarten. So wie die narrative Darstellung überwunden wurde, so trat an die Stelle des Abbildes die analytische Karte und das Schaubild. Der Künstlerspaziergänger Schwindraheim wird durch den Datensammler ersetzt. Das Maßstäbe setzende Werk über den »Raum Westfalen« erfasste diesen durch 48, zum größten Teil völlig neu erarbeitete Karten, die geographische ebenso wie ökonomische, administrative ebenso wie kulturelle Daten und Phänomene erschlossen. Diese Karten generieren Wissen, sie illustrieren es nicht. Sie haben die Fülle der Daten und Aspekte auf eine höhere Stufe umgewandelt, auf der sinnvolle Aussagen und Vergleichbarkeiten hergestellt werden können. Es entsteht eine Konkurrenz zwischen Geschichtsatlas und Geschichtsschreibung. Wie Letztere vorgeht, soll an einem Werkbeispiel, an der sicher programmatisch verstandenen Einleitung demonstriert werden, die Hermann Aubin zu »Der Raum Westfalen« verfasste.

Aubin lässt die Landesgeschichte Westfalens mit dem »dritten Teil« des sächsischen Stammes beginnen, der sich zwischen den Regionen der Friesen im Norden, der Franken im Westen, der Hessen im Süden und der anderen Sachsen im Osten ansiedelt:

So wichtig wie die Grenzen ist die Frage, was das abgegrenzte Gebiet darstellte. Sicherlich keine Einheit gleicher Abkunft und eigener Art. Sind ja die Sachsen nur ein Konglomerat verschiedener Völkerschaften [...]. Auf dem Boden des späteren Westfalen waren nicht minder verschiedene Völkerschaften ansässig gewesen.<sup>354</sup>

Aubin nennt die Brukterer und die Angrivarier und kommt angesichts dieser »Melting Pot«-Ausgangssituation zu dem Schluss, dass Westfalen sich nicht auf »uralten ethnischen Zusammenhängen« gründe. Von daher kann man verstehen, dass der Autor keinen Versuch unternimmt, aus ethnischen Wurzeln Stammescharakteristika zu erarbeiten; im Gegenteil hat man den Eindruck, dass er mit Freuden diese Frage nach den Ursprüngen verlässt, um ein Westfalen aus Städtebünden, Rechtsbezirken, Münzgemeinschaften, Kirchenorganisationen, Ober- und Unterhoheiten, Adelskreisen etc. zu konstruieren. *Ein* Westfalen gibt es sowieso nicht: So wie das Land verschiedene Ethnien aufnahm und mischte, so zerfiel es nach Aubins Rechnung auch in vier Westfalen – er sagt nicht: in vier Phasen seiner Geschichte, sondern in vier Westfalen, denn jede dieser historischen Einheiten setzte Westfalen auch geographisch anders zusammen. Im Grunde ist Westfalen also wie Deutschland beschaf-

fen: ethnisch, geographisch, kulturell divers – selbst die deutsche Glaubensspaltung machte das Gebiet mit, insofern kann Aubin nicht einmal aus dem angeblich so katholischen Westfalenland eine Konstante ableiten. Die Qualität deutsche Vielfalt wird also auch an der Region abgelesen. Deutschland besteht aus kleinen Deutschlandkopien, wir denken an eine fraktale Struktur, aber den Begriff gab es damals noch nicht. Beim Heimatbuch des Kreises Steinburg fiel das Motiv der kleinen Welt schon auf; Ernst Robert Curtius hat das Land seiner Geburt, das Elsass, ganz ähnlich gesehen. So wie das Reich die Mitte Europas, so nehme das Elsass die Mitte zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen den »großen Potenzen unserer Geschichte«, zwischen Germania und Romania ein, und so wie Deutschland in geographisch und kulturell distinkte Zonen im Norden und im Süden zerfällt, so erkennt Curtius auch das nördliche und das südliche Elsass an seinen Eigentümlichkeiten.<sup>355</sup> Es ist bekannt, dass die Züge kleinerer Lebensbereiche modellhaft auf größere übertragen werden; umgekehrt funktioniert das Analogiedenken aber auch: Die Strukturen der höherrangigen Einheit werden in den niedrigeren wiedergefunden. Die große Welt spiegelt sich in der kleinen.<sup>356</sup>

Westfalen und das Elsass gleichen aber auch darin Deutschland, dass die Geschichte es nicht immer gut mit ihnen meinte. Tomi Ungerer hat über seine Heimat, das Elsass, den treffenden Witz gemacht, Elsass sei wie die Toilette in einem Provinzbahnhof: »Toujours occupée.« Als Aubin mit seinem »Raum«-Werk begann, standen Engländer und Franzosen im Revier an Rhein und Ruhr, das zu einem Teil zu Westfalen gehört – das Reich war nur beschränkt souverän. Westfalen aber hatte im 19. Jahrhundert nacheinander schon einmal zu zwei Großmächten gehört: zuerst als Königreich Westfalen zu Frankreich und dann seit 1815 zu Preußen. Pure Kontingenz hatte es diesen Machtsphären zugeschlagen. Sicher ein Grund, sich der Gemeinsamkeiten des Raumes Westfalen zu vergewissern; sicher kein Material für geopolitisches Denken. (Aubin wechselte nach 1930 dezidiert in eben dieses Lager; er wurde zu einem der wichtigsten Organisatoren der deutschen Ostforschung, die als praktische Wissenschaft die Landnahme nach 1938 vorbereitete und begleitete.<sup>357</sup>)

Was wäre dann das Gemeinsame, das aus guten Gründen Westfalen zusammenhält? Aubin hätte von Kulturboden sprechen können, wäre dabei aber vermutlich nicht auf sehr viele Eigentümlichkeiten gestoßen, die das Land von seinen Nachbarn, zum Beispiel von Niedersachsen, unterscheiden. Viel zeitgemäßer war es, eine *gewollte* Gemeinschaft zu hypostasieren – ein Ansatz, der damals sehr aktuell war (und an dessen Verwirklichung es die meisten deutschen Staatsbürger fehlen ließen). Bei Aubin klingt das so: »Wieder müssen wir im Kampf um die Sonderstellung dieses Raumes einen westfälischen Gemeingeist vermuten.«<sup>358</sup> Heute heißt dieses Konzept »situational community« – wir werden im Zusammenhang mit Ostpreußen und dem Allensteiner Abstimmungsdenkmal noch darauf zu sprechen kommen. »Situational community« will sagen: Es kann sich anbieten und loh-

nen, Gemeinschaft zu werden und zu bleiben. Der Zweckverband rangiert vor der Abstammungsgemeinschaft.

Aubins Text lässt in seiner kühlen und unbeirrten Disposition an keiner Stelle erkennen, dass er von einer Region handelt, deren Heimatverbände ein »tribalistisches« Konzept mit großer Überzeugungskraft durchsetzen wollten. Der Terminus kommt aus einer Untersuchung der westfälischen und lippischen Heimatschutzbewegung von Willi Oberkrome, aus der ersichtlich wird, wie z. B. der Begriff Stamm, den Aubin als ersten verabschiedet, ein Glaubensartikel der Verbände blieb.<sup>359</sup> Das Aubin'sche Großunternehmen *Der Raum Westfalen* in diese von Ideologie triefende Nachbarschaft einzuordnen, geht an konstitutiven Unterschieden vorbei.<sup>360</sup> Selbstverständlich konnte man als Institut ein solches Projekt der westfälischen Klientel aus Regierungsstellen, Vereinen und privaten Geldgebern gut verkaufen, aber das entließ einen nicht – nicht in diesem Falle – aus der Verpflichtung auf die Kriterien der Wissenschaftlichkeit. Aubin jedenfalls hat sich »tribalistischen« Tendenzen bis 1930 nicht unterworfen, sondern einen modernen Begriff von raumbezogener Geschichte, einen geschichtlich und kulturell determinierten Begriff, seiner Untersuchung zugrunde gelegt. Bereits die geradezu neusachlich reservierte Formulierung *Der Raum Westfalen* bestätigt diese Einschätzung.

## Volksboden – Kulturboden: Neue Wege der deutschen Geographie

In Versailles verlor nicht nur Deutschland, sondern auch seine Landeskunde, die Geographie. Diese international so hoch angesehene Wissenschaft war nicht vorbereitet auf das, was kam: die Abtretung von Gebieten im Norden, im Westen und im Osten. Genauso wenig wie die deutschen Unterhändler und das Volk hatten die Geographen das Kriterium der territorialen Neuordnung, die politische Selbstbestimmung der Völker oder das Prinzip der geographischen und historischen Einheit vorhergesehen und in irgendeiner Weise abändern oder abwehren können. Im Gegenteil: Die Geographen und die zuständigen Behörden hatten im Grunde dem großen Abtrennen vorgearbeitet, als sie nach streng wissenschaftlicher Methode in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg die ethnische Zusammensetzung der Grenzgebiete statistisch erfassten und kartierten. Dass der geographische Einschluss und die Beherrschung anderer Völker gegen einen souveränen Staat gewandt werden konnten, von innen und von außen, darauf hatte das 19. Jahrhundert die Territorialmächte im Grunde vorbereitet, aber das Deutsche Reich war nicht Russland und nicht Öster-

reich-Ungarn, die Gebiete, die es 1919 verlor, waren seit langem immer auch deutsch besiedelt gewesen – Betonung auf auch –, sie waren keine Kolonien, Protektorate, »Kronländer«. Und selbst das konnte im Zeitalter des Imperialismus nicht als Malus gelten – Großbritannien beispielsweise regierte 1919 noch 25 Prozent des Erdkreises, ein Viertel der Weltbevölkerung.

Die Geographie tat sich aber auch aus anderen Gründen schwer. Konkurrenten entstanden in der Geopolitik und in der Geschichtlichen Landeskunde. Die Weltanschauungsliteratur zog alle Aufmerksamkeit auf sich und auf die Frage, mit der Geographie hätte anfangen müssen: Zu keiner Zeit war so unbestimmt und umstritten, wo Deutschland eigentlich lag. Deutschland ist Teil der Welt, hätte Eugen Diesel auf die Frage geantwortet:

Immer noch handelt Alteuropa, als lebten die Völker flächenhaft nebeneinander. Aber genauso wie einst Pflug und Webstuhl in diesen alten Flächen von der Menschheit Besitz ergriffen, so haben nunmehr unwiderruflich Maschine, Funkspruch und Flugzeug überationale Räume geschaffen, der Luftozan ist politisch, und kaum ein politischer Gedanke aus der alten Zeit kann in unseren Tagen noch einen brauchbaren Maßstab abgeben.<sup>361</sup>

Diesel hatte als einer der ersten die Internationalität des Wirtschaftens und Produzierens, des Kommunizierens und Reisens in die Ortsbestimmung seines Landes aufgenommen – er nennt dieses neue Gefüge das »Überreich«. Darunter lagen drei weitere »Größenordnungen«, denen Deutschland sich zurechnen ließ: Europa, Abendland, Reich. In Sachen Europa hatte Nietzsche den folgenden Generationen das Schlagwort und die hypertrophe Lösung eingegeben. Wer sich unter »Wir Heimatlosen« wiederfand, erhielt den Bescheid: »Wir sind [...] gute Europäer.« Das Thema fördert(e) eine geradezu zwangsläufige Tendenz zu Sonntagsreden: »Nur, dass der Weltteil [Europa] nicht warten kann. Wer hilft? Einzig wir selbst. Wir müssen unsere eigene Kirche gründen. [...] Der Glaube ist Europa. Die Heilslehre seine Einheit.«<sup>362</sup> Das war Heinrich Mann; sein Neffe Klaus wurde etwas konkreter: »Wahrhaft europäisch ist nur, was sich zugleich öffnet und bewahrt, was in sich aufnimmt, ohne sich zu verlieren.«<sup>363</sup> Weiterhin gab es die »Abendländler«. Der Abendlandgedanke wurde zwar massiv erst nach 1945 in Stellung gebracht, aber einflussreiche Vordenker gab es in der Weimarer Republik bereits wie etwa Oswald Spengler (*Der Untergang des Abendlandes*) und Henri Massis (*Die Verteidigung des Abendlandes*).<sup>364</sup> Der Reichsgedanke schließlich gehörte Deutschland allein. In der Weimarer Zeit wurde er andächtig hochgehalten, weil seine Bannkraft von den Miseren »Kleindeutschlands« ablenkte: den Miseren der Uneinigkeit, der territorialen Verluste, der verlorenen Weltgeltung. In der Präambel der Weimarer Verfassung, der »Verfassung des Deutschen Reichs«, heißt es:

Das Deutsche Volk, einig in seinen Stämmen und von dem Willen beseelt, sein *Reich* in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuern und zu festigen, dem inneren und dem äußeren Frieden zu dienen und den gesellschaftlichen Fortschritt zu fördern, hat sich diese Verfassung gegeben.

Dichter ließen sich die großen Worte wohl nicht packen: Volk, Stämme, Reich, Einigkeit, Freiheit, Gerechtigkeit, Frieden, Fortschritt – alles in einem Satz. Allerdings war die Fortführung des Reichsgedanken umstritten. Der maßgebende Verfassungskommentar verteidigte die Wortwahl der Präambel wie folgt: »In dem Wort Reich steckt nichts, was auf die monarchische Staatsform hindeutet. ›Reich‹ ist, nach deutschem Sprachgebrauch, eine quantitative Potenzierung des Begriffes Staat: ein ›Reich‹ ist eine weite Länder umfassender großer Staat, ohne Unterschied der Regierungsform [...]«<sup>365</sup>

Wenn das nur so einfach wäre: vor allem das Wort »quantitativ« lenkt massiv davon ab, dass wir mit »Reich« einen Inbegriff des Qualitativen vor uns haben. 1932 veranstalteten die *Münchener Neuesten Nachrichten* eine »Aussprache unter Deutschen« zum Thema »Was ist das Reich?«. Beiträge, unter anderem von Rudolf Borchardt, Eugen Diesel, Hans Grimm, Friedrich Reck-Malleczewen, Wilhelm Schäfer wurden in einem kleinen Band unter dem gleichnamigen Titel zusammengefasst und publiziert. Diese Autoren waren vielleicht die letzten, die das Potenzial einer Vorstellung nutzten, die ein Jahr später für alle Zeiten ruiniert wurde. Das Reich denken hieß, Deutschland als einen Staat mit einer Idee denken. Manche dieser Ideen waren falsch und gefährlich, aber ein Staat ohne Idee, das konnten sich vielleicht Soziologen wie Max Weber und Helmuth Plessner damals schon vorstellen – Stichwort: der rationale Staat als »Anstaltsbetrieb« oder »Staatsanstalt« (Weber)<sup>366</sup> –, die meisten Deutschen aber konnten es nicht. Dem Herausgeber und Initiator der »Aussprache«, Fritz Büchner, gelang es, eine Formulierung des schwierigen Begriffs zu finden, die wohl viele akzeptieren konnten:

Das Reich ist die große und tragische Bestimmung der Deutschen. Denn es verbietet ihnen, sich auf einen Staat zu beschränken, und verpflichtet sie, im Raum und im Geist eine Einheit über sich selbst hinaus zu wollen und in sich selbst nicht zu finden. Sie tragen das Schicksal Europas auf ihren Schultern und den Zwiespalt Europas im Herzen. Von Anbeginn.<sup>367</sup>

Das trifft den Kern der Reichsidee, wie sie sich seit der Romantik herausgebildet hatte und in den Tagen von Weimar extrem aufgeladen wurde. Das Reich als das einzigartige Mehr, als Transzendenz aller politischen und geographischen Ordnungen – und, weil ein deutsches Phänomen, ein »Überstaat« von tragischer Konsequenz. Das Reich ist danach die unvollendete, unvollendbare »Großaufgabe« der Deutschen – heute würde man Projekt sagen.

Bei diesem Wettlauf der Weltanschauungen konnte die Geographie nicht mithalten. Aber die Situation Deutschlands zwang ein Fach, das einmal sein Gespinnst so universal und korrekt über alle Länder der Erde ausgeworfen hatte wie auf der ersten Illustration von Schlemmers Raumlehre, sich auf neue Aufgaben und Fragestellungen einzustellen. In der Weimarer Zeit überlegte sie:

Die Jahre nach dem Kriege stehen im Zeichen des Kampfes um den neuen Stil in der Geographie. Es geht um die Frage: genügen die Mittel der Wissenschaft (zergliedernde Untersuchung und Beschreibung), ein Land zu schildern, oder muss das Rüstzeug der Kunst (Einfühlung, Zusammenschau, Gestaltung) zu Hilfe genommen werden, um ein Land lebendig werden zu lassen?<sup>368</sup>

Man kann sich die Antwort vorstellen. Formuliert wurde sie in ihrer prägnantesten Form von Ewald Banse, einem in den Zwanzigern sehr populären Autor und Begründer der »gestaltenden Geographie«:

Untersuchung ist Betrachtung eines Gegenstandes auf seine äußere Erscheinung und seine Entstehung hin; dabei bleibt völlig außer Frage, welche persönliche Einstellung der Untersuchende zu dem Gegenstande hat. Gestaltung hingegen umschließt nicht nur die Betrachtung der äußeren Erscheinung und der Entstehung, sondern auch (und zwar ganz besonders) des eigentlich Wesentlichen des Gegenstandes, das ihn zu allerinnerst von sämtlichen anderen Gegenständen unterscheidet.<sup>369</sup>

Der Geograph tritt ins Bild, in die Karte mit ein. Banse schließt sich dem Konzept von Schlemmers zweiter Illustration an, ihm geht es wie Borchardt um den »Deutschen in der Landschaft«, er will aber dadurch die eigentliche Wesensschau des Gegenstandes erreichen – eine sehr typische Weimarer Denkfigur. Wesen kann sich im modernen Gestaltbegriff vollenden, kann aber auch anderen, sehr viel konservativeren Interessen gehorchen. Wichtig ist, dass diese Geographie auch darin das »Allerinnerste« anstrebt, dass sie als deutsche Wissenschaft Deutschland sucht, um das Weimarer Credo aussprechen zu können: »Wo in aller Welt hat ein Land – ich frage: auch nur ein einziges Land! diese Fülle der Gesichte aufzuweisen?«<sup>370</sup>

Die deutschen Geographen konnten also mit Banse nach gänzlich neuen Wegen suchen oder sich, um »nationale Erdkunde« zu schreiben, als »kämpfende Wissenschaft« oder als »politische Wissenschaft« in Stellung bringen, wie eine Berliner Tageszeitung ganz zu recht in ihrem Bericht über den Geographentag formulierte, der 1931 demonstrativ in Danzig abgehalten wurde. Die deutsche Geographie wurde so zu einem politischen, weltanschaulichen Organ, vergleichbar etwa der Rolle, die heu-

te die Archäologie in Israel spielt. Der alte Streit zwischen Land und Leuten, zwischen geozentrischem und ethnozentrischem Paradigma, dieser Natur/Kultur-Dualismus musste jetzt anders beantwortet werden. Als Naturraum ließ sich Deutschland nicht eindeutig definieren und als politisches Territorium erst recht nicht – mehr. Keine natürlichen Grenzen, keine physische Gestaltgrundlage halfen als Argument gegen Versailles. Wer das Deutschland von 1914 wiederhaben wollte oder gar ein neues Großdeutschland anstrebte, musste den weichen Faktor Kultur adoptieren, konnte sich aber nicht auf das ebenfalls kulturell definierte Kriterium der Wilson-Doktrin, nämlich die Kongruenz von Sprachgebiet und Staatsgebiet, einlassen. Wobei die alte, aber jetzt neu betonte Größe Volk in sich ein Mischkonzept darstellte, das Naturalisten mehr zur Seite Rasse, Kulturalisten dagegen mehr zur Seite Kulturleistung gewichten konnten.

Es galt also neue Modelle von Deutschland zu entwickeln und durch diese zu beweisen, dass Deutschland größer war – größer als das Zweite Reich und seine kleindeutsche Lösung, größer erst recht als das in den Grenzen von Versailles geschrumpfte Deutschland, größer aber auch, als es die ohnehin nur spärlich vorhandenen »natürlichen« Grenzen festlegten. Diese Modelle waren von nationalen Interessen getragen, aber sie waren deswegen nicht alle von vorneherein ideologisch verblindet. Es stimmt auch nicht, dass sich unter dem Signalwort Volk alle Forscher in die gleiche Richtung einreihen würden. Michael Fahlbusch unterscheidet in seinem Buch über die Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung, einer wichtigen Organisation der Volkstumsarbeit, zwischen etatistischen, geozentrischen, ethnozentrischen und völkisch-rassistischen Paradigmen der deutschen Geographie.<sup>371</sup> Guntram Henrik Herb, der ein aufschlussreiches Buch über die Deutschlandkarten nach 1919 geschrieben hat, differenziert drei Ansätze aus, die im Folgenden kurz vorgestellt werden sollen: das Konzept einer geo-organischen Einheit, das Konzept Volks- und Kulturboden und das Konzept territorialer Insuffizienz.<sup>372</sup> Zur Erklärung des zuletzt genannten genügen wenige Sätze, da es rein strategisch ansetzte: Diesem Konzept zufolge besitzt das Reich in seinem aktuellen Zustand keine »gute Gestalt« im Sinne einer militärischen Gestalttheorie – es sei nicht kompakt, sondern zerrissen, offene Flanken anbietend, mit ganz ungleichen Entfernungen von der Hauptstadt zu den Grenzen. All das waren Mängel, wie sie mit anderer Akzentsetzung auch auf der Malusliste der Geopolitiker geführt wurden. Diese Betrachtungsweise sagte nichts über den Inhalt, den diese unglücklich gezogenen Grenzen umschlossen, sie avisierte den nächsten Krieg und konnte schon deshalb nicht auf Gehör bei der Gegenseite hoffen. Das an erster Stelle genannte Konzept des geo-organischen Staatsgebildes griff auf das in der Reformperiode um 1900 so beliebte Organismus-Denken zurück, gab ihm aber ein sehr viel moderneres, ja neusachliches Gepräge. Sprache und ethnische Zugehörigkeit spielten keine Rolle, für diese Forscher zählten andere Kriterien: Sie folgten einem im Grunde dynamischen und energetischen Raumkon-

zept, wie es zuerst der Psychologe Kurt Lewin 1917 entwickelt hatte. Wenn diese Landeskundler die ökonomische, verkehrs- und energietechnische Struktur eines Gebietes beschrieben, ist von Kraftzentren, ja Kraftherzen, und von Kraftlinien die Rede. Am Beispiel Oberschlesien, das entgegen dem Votum des Plebiszits 1921 zum gewichtigeren Teil Polen zugeschlagen wurde, konnten die Forscher zeigen, wie eine Region sich intern als lebensfähiger Organismus strukturiert und durch ein dichtes Netz an Verbindungen aller Art kommuniziert (Abb. 24).

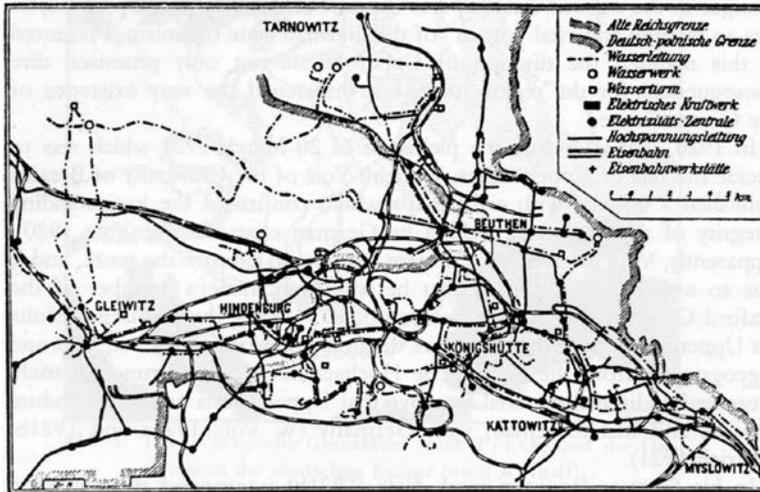


Abb. 24. Fritz Jäger, »Eisenbahnen, Wasser- und elektrische Hochspannungsleitungen im oberschlesischen Industriegebiet«, 1928

So waren nach 1921 70 Prozent der Roheisen- und Rohstahlproduktion im neuen polnischen Sektor angesiedelt; die Industrie aber, welche diese Erzeugnisse verarbeitete, lag über das ganze oberschlesische Gebiet verteilt. Und was einmal aufs engste aufeinander angewiesen war, lenkte vor 1918 fast den gesamten Output in eine Richtung – und das war die Richtung hin zum Reich und nicht über die alten Grenzen in Richtung Polen oder Österreich. Dass ganz und gar konforme geographische Gegebenheiten einen dynamischen Zusammenhang bilden und Richtung haben können, hatte Lewin zuerst aus der Erfahrung der Front im Westen abgeleitet. Die Kartographie des Krieges hatte sich gleichzeitig, im Widerspruch zum Faktum des Stellungskriegs, eine enorm dynamische Ausdrucksform zugelegt: Scharenweise ziehen massive Pfeile in verschiedene Richtungen, Vektorenräume entstehen, um den Begriff nicht ganz mathematisch korrekt anzuwenden. Energie und ihre Kanalisation, »das zentrale Telos der Planung« (Dirk van Laak), ließ sich aber auch auf Wirtschaftsströme übertragen. Jetzt sollte dieser Ansatz Kriegsfolgen abwehren helfen.<sup>373</sup>

Das oben an zweiter Stelle von Herb genannte Konzept, das Konzept Volks- und Kulturboden, ist so verschieden vom ersten nicht, aber es setzt noch grundsätzlicher, man könnte sagen: deutscher an. In seiner reinsten Form stammt es von dem auch im Ausland hochgeachteten Berliner Geographen Albrecht Penck (1858–1945), einem Mann, der eigentlich ganz andere Herausforderungen und Dimensionen seiner Wissenschaft gewohnt war: Die Morphologie, die Geologie der Alpen, die Klimakunde, die Meeresforschung, die Erstellung einer neuen Weltkarte – das waren seine Betätigungsfelder. Wenn er die Erdoberfläche als Energieumsatzfläche definierte, positionierte er seinen Ansatz weitab von nationalen Interessen und kulturwissenschaftlichen Fragestellungen. Aber der deutschen Geographie und Geopolitik eilte er dann nach 1918 doch zur Hilfe und nahm als einziger der vielen Vordenker in Sachen Deutschland auch die Existenzform des »Auslandsdeutschen« an, indem er im Alter von 70 Jahren an die Deutsche Universität in Prag wechselte. Pencks Beitrag zur Deutschlandfrage firmiert unter der Überschrift »Volksboden – Kulturboden«. Dazu ist zu sagen, dass der Text zum ersten Mal 1925 publiziert wurde, aber in Begrifflichkeit und Titel wiederholt, was schon 1922 im Namen der »Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung« zumindest angelegt und auch in der sog. Ostforschung vor 1925 eingeführt war.<sup>374</sup>

Das Stichwort Volksboden war ebenfalls vor Penck und vor 1920 geläufig. Es konnte neutral das deutsche Sprachgebiet bezeichnen, es konnte aber auch im Sinne völkischer Ansätze die schicksalhafte Verklammerung von Volk und Boden meinen. Für Penck war Volksboden die Einheit von nationaler Geschichte, Sprache und Kulturleistung, die sich geographisch und ethnisch als homogenes Territorium darstellte. Zu diesem, auch von den Alliierten unangetasteten Kernbestand Deutschlands kam nun in Pencks Theorie der Kulturboden hinzu. Er bezeichnete jene Gebiete und Grenzbereiche, wo Deutsche nicht unter sich lebten, aber wo durch ihre Arbeit, ihr Brauchtum, ihre Kultur die Natur eigentümlich, eben deutsch gestaltet wurde. Das bezog sich auf Größen wie Landgewinnung, Landwirtschaft, Flur-, Siedlungs- und Friedhofsformen, Haus- und Wegebau oder Objektkultur. »Der deutsche Kulturboden ist das Werk deutscher Intelligenz, deutschen Fleißes und deutscher Arbeit. Er spiegelt das eigenartige Schaffen unseres Volkes, den Grundzug seines Wesens und Könnens.«<sup>375</sup> Indem Penck wiederholt darauf verweist, dass die Deutschen immer bereit waren, auch ungünstige Lagen und Böden, auf den Bergen, in Moor und Marsch, auf steinigem und trockenem Grund, zu besiedeln und zu bebauen, wertet er den Faktor physische Geographie stark ab. Er bezieht hier in die Geographie ein, was die Forschung spätestens nach 1918 als Volkstum definierte: »Das Volkstum ist der gegenständliche Ausdruck der Volkheit. An der Struktur des Volkstums kann ich, als an einem realen Objekt, das Wesensgesetz eines Volkes untersuchen, um es begrifflich zu bezeichnen.«<sup>376</sup> Der hier zitierte Wilhelm Stapel spricht in diesem Zusammenhang von Sprache, Kunst, Staatsverfassung, Sitte, Wirtschaftsform als dem »objektivierten

Leben« eines Volkes, von seinem »Lebensgesetz als Struktur«. Stapel amtierte seit 1919 als Herausgeber der Monatszeitschrift *Deutsches Volkstum*.

Das ist ein deutlich weiterer Rahmen als ihn der dem Erdboden verhaftete Geograph aufspannt. Penck hatte noch in einem zweiten, ebenso stark rezipierten Aufsatz von 1926 »Deutschland als geographische Gestalt« zu erfassen versucht, so als müsse der weicheren Volksboden-Kulturboden-Theorie doch noch ein naturwissenschaftlich erhärtetes Pendant beigegeben werde. Er kam aber nicht weiter als viele vor ihm und nach ihm und beschrieb die geographische Landeinheit Deutschland als Dreiklang von »Alpen, Mittelgebirge und Tiefland«, Formationen allerdings, wie sie in Europa nicht so ungewöhnlich sind (Frankreich, Italien und – mutatis mutandis – Polen und Großbritannien), als dass sich damit eine deutsche Eigenart begründen ließe.<sup>377</sup> Die Volkstumforschung suchte diese dagegen in einem bis dato kaum bekannten Maße interdisziplinär zu erfassen – dazu werden wir noch kommen, wenn wir ihre Arbeit auf dem Gebiet der regionalen Kulturforschung betrachten.

Nicht mehr die physische und erst recht nicht die etatistische Geographie und die biographische Geschichtsschreibung haben von nun an das Vorrecht, Deutschland und Deutschtum zu definieren. Penck und die Volkstumstheoretiker waren vor allem nicht mit der Einwirkung der politischen Geschichte auf die Volkwerdung der Deutschen einverstanden. Die Rede ist von der »Ohnmacht des deutschen Kaisertums«, von der Zersplitterung der deutschen Territorien und vom deutschen Absolutismus, der »rein dynastisch und nicht national orientiert« war. Dass kein Fürst seine Untertanen »im deutschen Sinne« erzogen habe, wirke noch heute nach. Penck konstatiert: »Nur mit Bitterkeit kann man diesen Verlauf der deutschen Geschichte überblicken.«<sup>378</sup> Zusammengefasst heißt das: Das Nationalgefühl (und damit abgeleitet der territoriale Besitzanspruch) ergibt sich im Fall Deutschland nicht aus Geographie und Geschichte und im Übrigen auch nicht aus der Zugehörigkeit zu einer Rasse – davon handelt Penck gar nicht –, »erwachsen kann es nur angesichts uneingeschränkt großer Leistungen«. »Solchen begegnet man leider nur selten genug in der deutschen Staatengeschichte, aber sie liegen vor in der Schaffung eines deutschen Kulturbodens.« Damit ist der Geograph wieder im Spiel: die bodenverbundenen Kulturtechniken sind es, Acker-, Haus-, Wege- und Landesausbau, welche das Siegel Deutsch dem Boden aufprägen.

Penck macht in diesem Sinne einen der damals so obligaten Grenzgänge. Er behandelt in kürzester Form alle Gebiete des deutschen Kulturbodens außerhalb der neuen, aber auch der alten Staatsgrenzen. Pencks kulturgeographische Bestimmung deutscher Anteile mag in Einzelheiten revidierbar sein, als Gesamtbild ist sie stimmig. Zwar enthält der Text viele aperçuhafte Festlegungen dessen, was deutsch und was fremd ist, aber damit hat es auch sein Bewenden – es spricht der Kenner, der wie ein Biologe oder ein Kunsthistoriker das »charakteristische Gepräge« seiner Objekte auf einen Blick identifiziert: »Eupen ist deutsch, Verviers wallonisch nach Bauweise

und Bewohnern.« »Er [ein »junger« Geograph] konnte die Grenze zwischen dem Memelland und Litauen an den Feldern erkennen«, also sorgfältig bearbeiteter Boden im Reich, die Steine am Rand der Felder aufgeschichtet, gepflegte Straßen, ordentliche Dörfer, in Litauen dagegen offenbar nichts dergleichen.

So gerne an dieser Stelle auch an Friedrich Ratzel und noch weiter zurück an die deutsche Romantik erinnert wird, das Volksboden-Kulturboden-Konzept lässt seine zeitgenössische Gebundenheit nicht verkennen: Die deutsche Leistung will berücksichtigt werden, nicht das deutsche Sein, sprich: Territorium, Sprache und Rasse. Diese Akzentsetzung ist vielleicht immer möglich, aber sie ist auch Neue Sachlichkeit, ist Effizienzdenken unter dem allgemeinen Vorzeichen der nicht unbedingt Goldenen, aber enorm tüchtigen zwanziger Jahre. Und der enttäuschte Blick auf die politische Geschichte impliziert einen demokratischen Ansatz in versuchsweise demokratischer Zeit: Dem Volk ist es zu danken, dass gegen alle Widerstände von innen und außen und vor allem von oben ein Rechtstitel auf nationale und territoriale Identität geschaffen wurde. Natürlich wird so ein alter aufklärerischer Gedanken zu neukonservativen Zwecken umgeformt, und sicher haben die Nationalisten, die ganze rechte Szene diese Gedanken gerne aufgenommen und verarbeitet, das sei überhaupt nicht bestritten, aber zunächst einmal ist es wichtig festzuhalten, dass Pencks Konzept nicht auf einer Rassentheorie fußte und verspätet zwar, aber nicht ohne Gründe auf deutsche Kulturleistungen im Ausland verwies. Es lässt auch »jede teleologische Spekulation« außen vor. Der Doyen der deutschen Geographie war sich vielleicht zu fein, aber er zog aus seinem Konzept keine konkreten politischen Forderungen. Bei einigen seiner Adepten erkennt man das Weiterdenken in eine pragmatische Richtung – bei M. H. Boehm zum Beispiel:

So dürfen wir abschließend Volkssiedelboden und Volkswirkungsraum als Volkslebensraum im umfassenden Sinn zwar nicht zur Deckung, aber in einen sinnvollen Zusammenhang miteinander bringen. Ein Volk lebt seinen Raum, wenn man so sagen darf, zur Einheit zusammen nicht nur durch Besiedlung, sondern durch Erwanderung, die sich im ursprünglichen Wortsinne mit Erfahrung deckt.<sup>379</sup>

Volkssiedelboden statt Volksboden, Volkswirkungsraum statt Kulturboden, »ein Volkslebensraum« statt Raum des Volkes, das sind geringfügige Verschiebungen in einem Satz, dessen Schluss zunächst ratlos lässt, bis das Ende des Abschnitts mehr Klarheit bringt: »Die Forderungen der Stunde und das Gebot des Raumes verschmelzen zu einer Einheit, in der die Stimmen der Erde wie ein leiser Unterton mitklingen.«<sup>380</sup> Der Raum, bei Penck vom Volk erarbeitet, »gebietet« bei Boehm, und das Volk lebt ihn, »lebt ihn zusammen«. Dies ist geradezu feinsinnig formuliert in einer Zeit, da die Geographen ihr Fach und die Öffentlichkeit mit Postulaten anschrärfen

wie »Wehrpflicht des Geistes«, »Rückhalt gegen Entvorkungsversuche«, »Schulung des kundigen Blicks für alles Fremde«. »Unser Volk«, so führte Heinrich Fischer auf dem Geographentag 1921 aus, »befindet sich in einem Stande der Erniedrigung, Verarmung und – man kann wohl das Wort wagen – Versklavung durch auswärtige Mächte, der, solange wir irgend ein an seine Lebensfähigkeit glauben, ihm für die Dauer unerträglich erscheinen muss.«<sup>381</sup> Penck vertiefte diese Kerbe nicht. Er kümmernte sich als guter Geograph um neue Karten.<sup>382</sup>

Bereits 1919 hatte er eine Karte zum Thema »Deutsche, Polen und Kassuben in Westpreußen und Posen« veröffentlicht. Diese Karte kam, was Versailles angeht, zu spät, aber sie kam zur dortigen Volksabstimmung rechtzeitig und setzte ihn auf die Bahn zu seinem wichtigsten ethnogeographischen Statement, der Karte »Der deutsche Volks- und Kulturboden in Mittel- und Osteuropa«, die er seinem Aufsatz beifügte (Abb. 25).

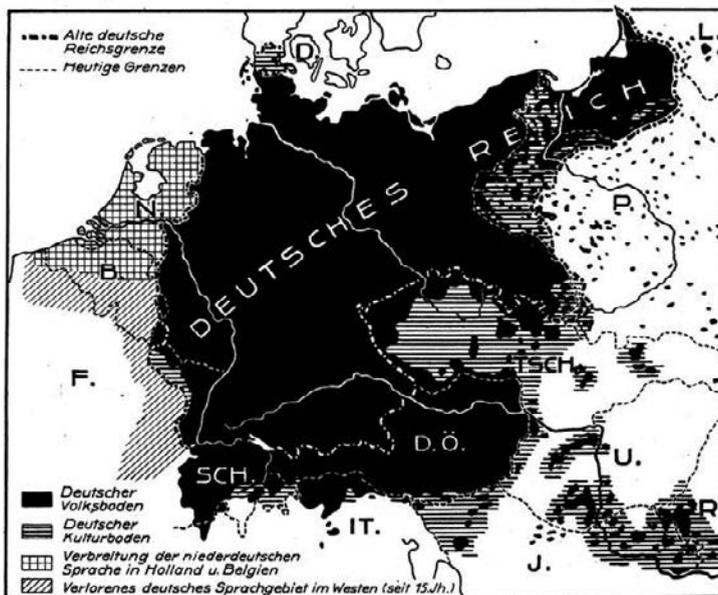


Abb. 25. »Karte des deutschen Volks- und Kulturbodens«, nach Albrecht Penck, vereinfacht, 1930

Wie der Text breit rezipiert, ging sie auch in Schulbücher ein. Auffällig ist zunächst die Graphik. Die nach 1918 publizierten Deutschlandkarten lassen den Körper des Reiches weiß, und bilden die abgetretenen oder gefährdeten Gebiete schwarz ab und stellen auf diese Weise die Verluste überdeutlich an den Pranger. Das Problem dieser Kontrastierung besteht darin, dass das neue und das alte Reich gar nichts ge-

mein haben, sie sind sozusagen nicht vom selben Fleische. Penck dreht das Verhältnis um, weil er Gradationen, ausstrahlende Übergänge vom inneren Reich aus darstellen will. Der deutsche Volksboden ist schwarz gegeben. Seine Fläche deckt außer Schweiz (teilweise) und Österreich relativ präzise das Territorium des Zweiten Reiches ab, greift aber auch an einigen Stellen über: im Westen ins Elsass, im Osten ins Sudetenland. Nun braucht man nicht als Sprecher der Vertriebenenverbände aufzutreten, um diese Länder für deutsches Siedlungs-, Sprach- und Kulturgebiet zu erklären. Die eigentliche Herausforderung der Karte bestand in den schwarz-weiß schraffierten Flächen, welche deutschen Kulturboden anzeigen: die an Polen abgetretenen Gebiete und die größten Teile von Böhmen und Mähren. Die Frage ist hier, wann und nicht wo man die deutsche Kulturarbeit beginnen lassen will. Dass die tschechischen Regionen vom deutschen Volksboden Österreich aus beherrscht und sicher auch mitgestaltet wurden, ist historisches Faktum. Aber das reicht nicht, denn die Slowakei und Ungarn sind nicht vergleichbar schraffiert. Es müssen also ältere Schichten sein, welche die Qualität deutscher Kulturboden garantieren. Aber ältere Schichten haben die Eigenschaft, dass sie sich gerne überschichten lassen – siehe noch einmal Tschechien, wo sich Kelten, Germanen, Slawen und deutsche Kolonisten ablösten bzw. mischten. Oder man denke an die frühe Geschichte der Preußen, eines baltischen Volkes, das slawisch und germanisch überschichtet wurde und später slawischen und baltischen Volksboden seinerseits überschichtete, um in letzter Instanz 60 Prozent des Reiches an sich zu ziehen. Sieger geben der Schlacht einen Namen, und sie entscheiden auch, auf welcher historischen Schicht ihre Ansprüche ruhen sollen. Bevölkerungen können eigene Wege gehen. Als das südliche Ostpreußen (Bezirk Allenstein) sich 1920 für Ostpreußen, also für das Reich, oder für Polen entscheiden sollte, stimmten 97 Prozent für die Angliederung an Ostpreußen. Von diesen fast 100 Prozent fielen über 40 Prozent auf die polnische bzw. masurische Bevölkerungsgruppe. Das Klima war 1920 durch nationalistische Propaganda angeheizt genug, aber deren Parolen und die Prinzipien von Versailles spielten offenbar nicht die entscheidende Rolle. Hier wurde nicht nach Sprachgruppe und ethnischer Affinität, sondern nach der Situation entschieden. »The nation«, sagt die aktuelle Forschung zu diesen Nationalitätenfragen, »is not a real or ongoing entity, but at best a situational community.«<sup>383</sup> »Nicht die Rasse entscheidet über das Volkstum«, so Wilhelm Volz, der nach Penck wichtigste Vertreter der Volksboden-Kulturboden-Theorie, »[...] sondern der Wille und das Volksbewusstsein.«<sup>384</sup>

In gewisser Weise belegen dies auch die lapidaren Flächensignaturen von Pencks Karte. Da gibt es jede Menge Mosaik- und Fleckenteppiche deutscher Siedlungsinseln. Man kann sie als Vorposten verstehen und dem deutschen Wandertrieb zuschreiben, aber auch ihre Existenz als Beweis dafür nehmen, dass »fern der Heimat« Umgebungen, Situationen für ein auskömmliches Leben sich anboten. Staat und Volk können sehr wohl auseinanderfallen, das hatte schon Fichte festgestellt, und die

deutsche Geschichte hat dies oft belegt: das Land wurde zur neuen Heimat für französische Hugenotten, portugiesische Juden, polnische Arbeiter etc. Und schaut man darauf, dass von dieser Siedlungsspreu aus deutscher Kulturboden sich in schraffierte Ausstrahlungen fortsetzt, dann kann man das ganze Kartenschema nach diesem Modell verstehen: Zentrum und Ausstrahlung – und nicht: Kern und Rand.

Niemand wird die Korrektheit von Pencks Eintragungen in diesen Außenregionen des Reiches überprüft haben, aber wenn man den Cluster, diese kleine Milchstraße der Signaturen sieht, welche die Territorien von Ungarn, Rumänien und Jugoslawien übersprenkeln und die sich mit dem Begriff Donauschwaben verbinden, dann denkt man daran, was vor Erfindung des Nationalismus möglich war und was dieser zerstört hat: erst durch die neuen Nationalstaaten nach 1918, dann durch die Donauschwaben selbst, als sie sich zu Hitler bekannten und sich schwerer Kriegsverbrechen schuldig machten, dann durch die kommunistischen Folgeregime und schließlich durch die Exzesse des Nationalismus in unseren Tagen. Die Karte deutschen Volks- und Kulturbodens wäre in diesen Regionen nur noch mit dem Mikroskop zu studieren.

Fachgeschichtlich gesehen besteht das Manko der Karte in ihrem Beharren auf Fläche und Punkt – »als lebten die Völker flächenhaft«, wie Diesel den überkommenen Auffassungsweisen der Geographie vorwarf. Was schon Carl Schmitt dem Geopolitiker Haushofer entgegenhielt, dass die neuen Territorien, die nationalen wie die internationalen, durch Verkehrswege sich definieren, trifft auf Pencks Karte genauso zu: Fläche gleich Volksboden, Punkt gleich Insel, Schraffur gleich Überformung, das gibt inerte Räume, von keiner raumüberwindenden Aktivität belebt. Verkehrstechnik, Nachrichtenverbindungen, Handelsbeziehungen – alle Angaben zu moderner Lebenswirklichkeit des Landes fehlen. Martin Heidegger sah das wie Schmitt, als er im Wintersemester 1933 ein Seminar zum Thema »Über Wesen und Begriff von Nation, Geschichte und Staat« veranstaltete. Dort handelte er vom »Im-Raum-Sein des Volkes« und formulierte bei dieser Gelegenheit das vorsichtige Konzept »Kulturboden« in eine totalitäre Theorie des »Volksbodens« um: »Wir können also zusammenfassend sagen, dass der Raum eines Volkes, der Volksboden, so weit reicht, als Glieder eines Volkes eine Heimat gefunden haben und bodenständig geworden sind, dass der Raum des Staates, das Territorium, mit dem Verkehr, mit der Wirkung in die Weite seine Grenze findet.«<sup>385</sup>

# Die Grundlagen des Deutschseins: Deutsche Grenzlandkunde

Unbedingt Erwähnung verdient der Kontext von Pencks Studie und Karte. Es war ein schwerer, mit grobem Leinen und einem Adlerkopf verzierter Band, den der »Deutsche Schutzbund für das Grenz- und Auslandsdeutschtum« aus Anlass seines fünfjährigen Bestehens 1925 herausbrachte, ein buchgewordenes Machtwort, das aber aus der Machtlosigkeit kam. Karl Christian von Loesch, der Vorsitzende des Bundes, konstatierte: »Fünf Jahre lang hat er [der Schutzbund] Reichsdeutschtum und Außendeutschtum zu einer Gefühlseinheit zu verbinden versucht.«<sup>386</sup> Ähnlich schwer wie der Sammelband fallen die Begriffe aus: Reichsdeutschtum, Außendeutschtum, Gefühlseinheit, weiterhin: Daseinskampf der Deutschen, Binnendeutsche, volkliche Zukunft usw. Zusammengefasst wird alles im Begriff Deutschtumsarbeit, den dieses Buch definiert als Arbeit »für die Erhaltung des Volkstums in seinen angestammten Siedlungsgebieten, der politischen Unabhängigkeit, wirtschaftlichen Lebensfähigkeit und seiner inneren Lebensart«<sup>387</sup>.

Man merkt: Die extreme Rechte ist hier nicht am Werk. Es geht um den Versuch, in die Öffnung der deutschen Außenpolitik im Sinne Stresemanns auch eine Berücksichtigung der Belange des Auslandsdeutschtums zu integrieren. Und es geht um dreißig Millionen Deutsche außerhalb der Grenzen des Reiches. (Von Loesch diente Stresemann als Berater in Volkstumsfragen und nahm an der Konferenz von Locarno teil.) Ein einfacher Lackmuestest in Bezug auf die Positionierung im völkischen Spektrum ist der Faktor Rasse. Der Schutzbund lehnte nach den Worten seines Vorsitzenden eine ethnographische und rassische Begründung der Volkstumsarbeit ab: »Rassengemeinschaft im Sinne einer naturwissenschaftlichen Gleichheit der Abstammung und daraus folgender körperlicher und geistiger Eigenschaft fehlt freilich.« Man unterschätzt leicht den kritischen Umgang rechter, völkischer Denker in Bezug auf das Thema Rasse. M. H. Boehm, Deutschlands führender Volkstumstheoretiker, verglich die Rassentheorie sogar mit der für ihn negativen Wirkung der Psychoanalyse, welche die Einheit der Seele zersetze. So würde auch die Rassentheorie mit ihrer Forderung nach Reinheit die gewachsene Vielfalt des Volkscharakters verneinen. Boehm kann sich eher mit dem Konzept der »sekundären oder historischen Rasse« anfreunden, das der führende Rassentheoretiker der Zeit um 1900 Ludwig Woltmann entwickelt hatte: »Diese sekundären Rassen bilden die organische Grundlage des Völkerlebens und des Nationalcharakters, der durch soziale Tradition und eigenartige Geschichte zur Ausbildung gelangt.«<sup>388</sup> Dem »Blutdeterminismus« der Rassenkunde ist damit eine klare Absage erteilt. (Boehm musste dann im Dritten Reich kräftig zurückrudern und stilisierte sich als von Kindheit an rassebewusster Deutscher und Feind des Judentums, wovon aber in den Schriften bis 1933 keine

Rede ist.<sup>389</sup>) Aber um noch andere Stimmen gegen das Kriterium Rasse aufzurufen: Spenglers ätzende Abrechnung mit diesem Konzept hätte ihm nach 1933 Kopf und Kragen kosten können. Karl Haushofer, der wichtigste Exponent der Geopolitik, »des geographischen Gewissens des Staates«, setzte auf den Einflussfaktor Umwelt, nicht Rasse; für ihn war das Volk »erdgebunden«, nicht »blutgebunden«.<sup>390</sup> Moeller van den Bruck, den Schutzbund-Leuten ein wichtiger Verbündeter, dachte Deutschsein ganz ökumenisch:

Die geistige Rassenzugehörigkeit gehorcht heute anderen Gesetzen als die biologische Rassenzugehörigkeit. Die Rassenanschauung darf nicht zu einer deutschen Problematik führen, indem sie die Menschen, die ihrer Rasse aus geistigen Gründen angehören, aus biologischen Gründen ausschließen.<sup>391</sup>

Deutschsein ist also etwas Geistiges und gleicht so dem Reich, der Idee deutscher Staatlichkeit. Rasse ist krasser Materialismus, tiefstes 19. Jahrhundert. Moellers große Sätze, publiziert in der Zeitschrift des konservativen Juni-Klubs, hätte man gerne Adolf Hitler ins Stammbuch geschrieben. Dieser war 1922 Gast im Juni-Klub, konnte aber niemanden zum Beitritt in seine Partei überreden. 1928 bagatellierte ein führender deutscher Volkstumspolitiker das Konzept als Ganzes. Er erklärte bei einer Rede in Nürnberg:

Zu 99 Prozent sind wir keine germanischen Menschen mehr. Zahllose andere Völker sind im Laufe der Zeit aufgesogen worden. Die deutsche Seele ist heute das Ergebnis einer Vermengung dieser Volksteile mit uns.<sup>392</sup>

Der Redner war derselbe Adolf Hitler.

Die »Volkseinheit«, welche die Schutzbündler imaginierten, wird als »geistiger Gedanke« angesprochen – tautologischer und vorsichtiger ging es nicht. Die Deutschen in der Fremde müssten »eine Einheit bilden, eine Einheit der seelischen Struktur, bei aller Wahrung gegenüber den Pflichten des Herbergsvolks«. Die letzte Klausel lässt aufforchen: In der Tat verfolgte der Deutsche Schutzbund keine aggressiven Ziele, weder Irredenta noch gewaltsame Wiederherstellung der Grenzen von 1914: »Der Kampf, der heute geführt werden muss, ist auf geistigem Gebiete auszufechten.«<sup>393</sup> Der Bund wollte weder Propaganda noch blinden Eifer und Leidenschaft, er suchte das »richtige Abstandsgefühl«, »welches die sachliche Arbeit von Gefühleinflüssen fernhält«.

Der »geistige Zusammenhang« ist nun nicht einfach gegeben, er entsteht »als Identifizierung des Einzelnen mit seinem Volk«, er ist Bekenntnis und Einordnungswille. In dieser Hinsicht bedeutet Volk das positive, das gewollte Kollektiv – das klingt modern, nach Volk als Konstruktion, und lässt sich sogar anschaulich machen.



Abb. 26. Postkarte des Allensteiner Abstimmungsdenkmals, 1920

Ich verweise auf das Abstimmungsdenkmal in Allenstein, das zur Erinnerung und Feier der »Abstimmungstreue« beim Plebiszit von 1920 errichtet wurde (Abb. 26). Damals hatten sich die Bewohner von Teilen des Regierungsbezirks Allenstein zu entscheiden, ob sie zu Ostpreußen oder zu Polen gehören wollten.<sup>394</sup> Im Inneren des schmucken Allensteiner Denkmals fand man alles angeschrieben, was man über den Anlass wissen musste: »Heimat in Gefahr – dies Land bleibt deutsch« und »Es stimmten im südlichen Ostpreußen: 363 209 für Deutschland – 7 980 für Polen.« Auf den vier Seiten des Altarsteins in der Mitte stand »Volk und Vaterland – Selbstbestimmung – Einigkeit und Recht und Freiheit – Heimat«. Kompletter ließe sich die Widmung eines Monuments nicht formulieren, doch der Urkundencharakter unterminiert etwas die ebenso klare Aussage der tragenden Struktur, welche die Architekten Walter und Johannes Krüger der Gedenkstätte gegeben hatten. Es ist eine Art konstruktiver Kreis, innen glatt und rund, außen spitz bewehrt durch die elf Pfeiler, welche für die elf Abstimmungskreise Masurens stehen und mit deren Wappen im Inneren bestückt sind. Dies war ein fortschrittlicher Denkmalentwurf, der Abstand nahm von hilflosen Allegorien und Symbolfiguren und sich auf die Aussagekraft von architektonischer Struktur verließ. Von dieser Art waren die großen Denkmäler der Republik: das Denkmal für die Märzgefallenen, das Walter Gropius 1922 in Weimar schuf, das skulpturale Bauwerk über den Gräbern von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, das Mies van der Rohe 1926 auf dem Friedhof Berlin-Friedrichsfelde hatte aufmauern lassen, aber auch, um in Ostpreußen zu bleiben, das Tannenberg-Denk-

mal, das von denselben Berliner Architekten entworfen wurde wie das Monument in Allenstein, eine sehr viel trutzigere Anlage, wie eine große Wagenburg zusammengestellt. In Allenstein sind die Glieder immerhin einzeln mit Wappen belegt, aber sie würden auch so visualisieren, wie sie die »Volkseinheit« als geschlossenen Kreis tragen. (Das Abstimmungsdenkmal haben die Polen 1945 demoliert und 1972 durch ein extrem hässliches Gegenstück für die »Helden des Kampfes für die nationale Befreiung und ein sozialistisches Emsland und Masuren« ersetzt. Die Denkmäler von Gropius und Mies wurden von den Nazis abgetragen, Tannenberg sprengte die Wehrmacht, bevor die Polen den Rest entsorgten.)

Das abstrakte Bild des Denkmals in Allenstein wird bei Moeller van den Bruck zur handlungsfähigen Eigengröße der Grenzlande, zu einer Instanz des »nation building«:

Überall an den Grenzen empfinden sich die Landschaften mit einem Mal als Marken und von den Grenzen her dringt in das Innere allmählich das Bewusstsein, dass Deutschland selbst heute eine einzige Mark ist, gegen die eine geborene und verschworene Feindschaft von Völkern anbracket, die in einer Fortsetzung des Unfriedens von Versailles unser deutsches Volk dauernd zu verkümmern suchen. Eben dies macht uns als ein Volk zur Nation.<sup>395</sup>

Den Grenzlanddeutschen maß Moellers Gefolgsmann Boehm »einen politisch überhöhten Wert« bei, denn im Sinne der Freund-Feind-Steigerung des Politischen nach Carl Schmitt bedeutete Grenze »unmissverständlich« Stellung nehmen, Klarheit schaffen in Bezug auf eigen und fremd, Grenze als ein Tonikum des Deutschseins erfahren. Dieser aufgeladene Grenzbegriff entspricht genau den Gedanken, die Martin Heidegger schon früh gehegt, aber definitiv erst nach dem Krieg auf die Formel gebracht hat: »Die Grenze ist nicht das, wobei etwas aufhört, sondern, wie die Griechen es erkannten, die Grenze ist jenes, von woher etwas *sein Wesen* beginnt.«<sup>396</sup> Die Grenzdeutschen, so Boehms Mitstreiter von Loesch, »waren in Wirklichkeit die besseren ›Deutschen‹. Sie hatten nämlich ihr Deutschtum im Kampf erlebt und unter großen Opfern Verbindung mit dem geistigen und dem Gefühlsleben des Reiches aufrechterhalten, das in ihnen doch höchstens ›Auch-Deutsche‹ sah [...]«<sup>397</sup> Boehm, der Verfasser von *Die deutschen Grenzlande* (1925), spricht von der »magnetischen Kraft der neuen Grenzmarken«, sie seien die Etappe des »Grenzkampfes« und ein Katalysator deutschen Identitätsstrebens. Grenze sei »ein Organ des Volksganzen«, vergleichbar in ihrer Bedeutung nur mit der Hauptstadt, welche nach Boehm auch nicht eigentlich dem Binnenland angehöre, sondern eine »Mittelstellung« zwischen Grenze und Binnenland besetze, ein Drittes, in dem die »Grenzverantwortung« aufgehoben sein müsse. Auf keinen Fall dürfe geschehen, dass sich die Grenzlande diesseits

und jenseits der politischen Grenze von Deutschen entleeren. Der Druck muss also erhalten bleiben.

Politisch ist Boehms »Grenzlandkunde« sehr geschickt positioniert, aber was erfahren wir über diese Gebiete? Es fällt auf, dass die Beiträge seiner Zuarbeiter, die zum Beispiel in der Zeitschrift *Deutsche Grenzlande* veröffentlichte wurden, über die Standards einer biederen Heimatkunde nicht hinauskommen – abgesehen von den Leitartikeln. Es geht um Brauchtum, Trachten, Typen, Erinnerungen, Chroniken. Der Tenor ist antimodern, Grenzland heißt zunächst einmal bäuerliche Kultur und kleine Stadt. Wenn aber Boehm selbst zur Feder greift und etwa in seiner Monographie *Die deutschen Grenzlande* einmal die Außenbezirke des Reiches abschreitet, dann ist von den ganz spezifischen Qualitäten eines Landstrichs, und sei es von seinem bäuerlichen Erbgut, keine Rede mehr. Grenzlandkunde nimmt jetzt die Züge einer Denkschrift an, doch ist dies weniger eine Ge-Denkschrift an alte, vielleicht bessere Zeiten, als vielmehr ein Appell an die Deutschen, aber auch an das Ausland, die Rechte der Deutschen zu wahren und die von ihren neuen Herren ausgeübte Drangsal zu erkennen. Die Deutschen haben sich durch Siedlungstätigkeit Ansprüche erworben, um diese geht es und mit keinem Wort um die Qualitäten, die das Land von sich aus besitzt oder durch deutsche Kulturarbeit hinzugewonnen hat. Boehm suggeriert eine Art Transnationale der Grenzlande: überall die gleiche Misere, derselbe Druck, der von den »Wirtsvölkern« und im Gegenzug von den Schutzbänden ausgeübt wird.

Wir haben uns den Teil über das Sudetenland vorgenommen, ein in sich ökologisch und ökonomisch vielgestaltiges Gebiet, das damals immerhin die Heimat von 3,5 Millionen Deutschen war. Ein Land um vieles größer und bevölkerungsreicher als die Mehrzahl der deutschen Bundesstaaten. Der Autor befasst sich viele Seiten lang mit den destruktiven Maßnahmen der Tschechisierung, die in der Tat zu den traurigen Kapiteln der Geschichte des Krieges nach dem Krieg gehören. Was auch immer Präsident Wilson über die Präsenz so vieler Deutscher auf dem neu zu schaffenden Staatsgebiet wusste oder nicht wusste – siehe die Anekdote am Anfang dieses Teils –, die Tschechoslowaken hatten in Versailles ihre Staatsgründung 1918/19 als eine Art Schweizer Modell empfohlen, an dem mehr oder minder gleichberechtigt Tschechen, Slowaken, Deutsche und Ungarn teilhaben konnten. Und sie hatten bis 1938 planmäßig gegen dieses Ideal verstoßen. Es häuften sich die Klagen vor dem Völkerbund. Boehms Gleichsetzung von Grenzland mit »Grenzschicksal«, mit einem »Raum des Kämpfens und Leidens« besteht schon zu Recht. Umso wichtiger wäre es dann gewesen darzustellen, welche Werte die Grenzlanddeutschen mit ihrem Land verbanden, um dort bleiben zu wollen. Es ist selbstverständlich, dass Boehm von den tschechischen Übergriffen berichtet, aber er tut es aus der Perspektive eines Verbandspolitikers, nicht eines Zeitzeugen und Beobachters. Den Völkischen fehlte schlicht der Wille zur engagierten Reportage, die Offenheit gegenüber dem sprechenden Detail, die Bereitschaft zum Dialog mit den betroffenen Menschen – literarische Umgangs-

weisen, wie sie zur gleichen Zeit Egon Erwin Kisch, Heinrich Hauser, Josef Roth, aber auch die Arbeiterschriftsteller Max Barthel und Alexander Graf Stenbock-Fermor beherrschten und zu einem Epochenstil erhoben, von dem im nächsten Teil zu sprechen sein wird. Unter eine Fotografie des Marktplatzes im böhmischen Eger schreibt Boehm: »Noch vor einiger Zeit stand am Marktplatz der Gasthof zur Sonne, in dem Goethe auf seinen Reisen nach Böhmen abstieg. Heute ist auch diese deutsche Stadt der Sudetenlande von Überfremdung mit tschechischem Beamtenpersonal bedroht.« Konkreter wird Boehm an keiner Stelle seines Buches als in dieser Bildunterschrift, und dabei sieht man auf dem Foto weder den Gasthof noch Goethe noch die tschechischen Beamten und die von ihnen angeblich ausgehende drohende Überfremdung. Aber auch das, was man sieht, die höchst auffällige Stilvielfalt der Häuser am Markt von Eger, wird nicht gewürdigt – vielleicht weil Boehm sich da nicht auskennt, vielleicht weil das Gepräge nicht deutsch genug ist, auf jeden Fall aber, weil den Autor die Qualitäten und die Eigenart der verlorenen oder umkämpften deutschen Länder gar nicht interessieren. Er ist ein Rechthaber, und ein Land ist ein Rechtstitel, ein Spielstein auf dieser fatalen Karte, die Wilson zuerst in seiner Pariser Wohnung auf dem Boden ausgebreitet hatte. Dieser hochgradig abstrakten Sicht von oben auf das Land werden wir wiederbegegnen, selbst dort, wo Schriftsteller eigentlich gehalten wären, die deutschen Landschaften, die Schauplätze ihrer Wahl anschaulich und reizvoll zu gestalten.

Dabei fehlte es nicht an Gelegenheiten zur genaueren Kenntnisnahme. Viele vaterländische Verbände organisierten regelmäßig Fahrten an die »blutende Grenze«, und Vereine und Gesellschaften aus allen möglichen Wissenschaftsfeldern hielten ganz bewusst ihre Tagungen in Königsberg oder Danzig ab. 1930 soll die Zahl jugendlicher Ausflügler aus dem Reich nach Ostpreußen die 400 000 erreicht haben.<sup>398</sup> »Travel in Germany was increasingly travel to a neglected, but recoverable Germany.«<sup>399</sup> Dieser Grenztourismus, die sogenannten Ostgrenzfahrten, wurde sowohl Jugendgruppen als auch Ausländern und einflussreichen Gruppen wie Journalisten und Lehrern angeboten: »Man zeigte den Teilnehmern unterbrochene Eisenbahnlinien und blockierte Straßen, erzählte ihnen vom ökonomischen Chaos, das die ›sinnlosen‹ Grenzen verursachten, und erinnerte daran, wie viele Deutsche unter fremder Herrschaft jenseits der Grenze verblieben. In einer weiteren Stufe dieses Bewusstmachungsprozesses sollten die Teilnehmer ihre Eindrücke einem größeren Publikum durch Zeitungen, Vereinsmitteilungen und Vorträge mitteilen.«<sup>400</sup> Es bedürfte einer eigenen Untersuchung, um herauszufinden, ob und wie das geschehen ist.

Aber um noch einmal zum Schutzbund und seiner ersten Bestandsaufnahme von 1925 zurückzukommen: Wie sah denn die Nationalitätenpolitik praktisch aus – sechs Jahre nach Versailles? Was der Schutzbund anvisierte, war ein »überstaatliches Körperschaftsrecht der Nationalitäten«, mithin ein »doppeltes Bürgerrecht«: »ein territoriales Zugehörigkeits- und Staatsbürgerrecht, das nach dem Staatsraum

bestimmt ist, und ein völkisches, das alle Menschen eines Volkes umschließt.«<sup>401</sup> Das Thema Minderheitenrechte wurde damals in vielen Kreisen diskutiert; es war das zentrale Anliegen des »Europäischen Nationalitätenkongresses«, der sich ab 1925 in Genf und ab 1932 in Wien traf.<sup>402</sup> Häufig wird hingewiesen auf Paul Schiemann, den Führer der deutsch-baltischen Volksgruppe in Lettland. Schiemanns Ideal war die postnationale Staatsgemeinschaft, in der eine Volksgruppe, also etwa eine Minderheit, von einem doppelten Verantwortungsgefühl getragen wird: von einem historischen, ihrer Herkunft und Eigenart gegenüber, und einem aktuellen, dem Staat gegenüber, in dem sie lebt. Die Historikerin Margarete Dörr fasste Schiemanns Staatsauffassung prägnant mit den Worten zusammen: »Der Volksgemeinschaft als geistiger Gemeinschaft, als Personalgemeinschaft, stellte Schiemann die Staatsgemeinschaft als Tatsachengemeinschaft gegenüber. Als solcher kommen ihr die auf Tatsachen begründeten Rechtswerte des Raumes zu, die Ordnungsfunktionen und die Wirtschaftshoheit.«<sup>403</sup>

Auch Schiemann setzte auf den »Geist von Locarno«. Dort wurden 1925 zwar keine Minderheitenrechte ausgehandelt, aber die Friedensgarantien hätten einen Rahmen für solche schaffen können. Forderungen in diese Richtung gingen nicht so weit wie das heute aktuelle Modell der doppelten Staatsbürgerschaft, sie richteten sich auf ein modernes Minderheitenrecht, wie es nach dem Zweiten Weltkrieg in vielen Demokratien durchgesetzt wurde. Im Fall der deutschen Siedlungsgebiete im Ausland hätte das als Minimum bedeuten können: Zweisprachigkeit in Schule und Schrift und angemessene Vertretung der Minderheit in öffentlichen Ämtern und Gremien. Die Schutzbündler verwiesen darauf, dass die »Herbergsstaaten« den Auslandsdeutschen ohne Umstände das Recht auf Religionsausübung gewährten – nach diesem Vorbild ließen sich, ihrer Meinung nach, auch andere Rechtstitel einräumen. Und so wie die Katholiken in letzter Instanz von Rom geführt würden, so sollte den Deutschen im Ausland eine »special relationship« zu ihrem Vaterland gestattet sein. Die Instanz eines überstaatlichen Rechts der Volksgemeinschaft hat man oft ungeprüft in die rechte Ecke der Revisionisten und Nationalisten gesteckt, aber tatsächlich gilt es die Gedanken des Schutzbundes als einen Entwurf von Minderheitenrechten anzuerkennen, wie er heute als politisch korrekt gilt. Boehm lehnte wie auch Penck und viele andere »nationale Geographen« das italienische Irredenta-Modell ab – eine »Torheit« –, die zur gleichen Zeit in der italienischen Schweiz von Italien aus angestachelt wurde. Keine Gewaltanwendung also, kein bewaffneter Widerstand gegen die Siegermächte und gegen die neuen Staaten im Osten, keine Schwächung der dortigen Obrigkeiten durch Propaganda, Attentate, Anschläge. Sehr viel mehr als die »innerliche Nichtanerkennung, die »seelische Überwindung« der neuen Grenzen forderte er nicht.

Dass die Nationalsozialisten nach 1933 dieses Konzept übernahmen – Volksrecht neben Staatsrecht hieß die Losung –, zumindest solange sie nicht Größeres vorhatten und überhaupt unsicher in ihrer Außenpolitik waren, entwertet die Forderung

gen des Schutzbundes nicht. Im Gegenteil: Man darf so kühn sein und einen Moment lang daran denken, dass München 1938 (und damit letztlich der Zweite Weltkrieg) zu verhindern gewesen wäre, hätten die Sudetendeutschen solch einen zweiten rechtlichen Status besessen. Aber selbst wenn wir in Rechnung stellen, dass Karl Christian von Loesch eine politische Instrumentalisierung der Volkstumsarbeit ablehnte und als Anhänger der Männer des 20. Juli verdächtigt wurde, so ließ sich sein Einsatz für die Deutschen im Ausland doch leicht politisch umwidmen, und man wundert sich nicht, dass dann nach 1933 Buchtitel wie *Der befreite Osten* (1940) von ihm zu verzeichnen sind. Boehm, seit 1918 hauptamtlicher Deutschtumspolitiker, wurde überzeugter Nationalsozialist und gehörte nach 1945 zu den führenden Köpfen der bundesrepublikanischen Vertriebenenbewegung – ein Leben im Dienste der »Grenzlande« und nicht zuletzt mitschuldig an ihrem endgültigen Verlust.

## Regionalismus mit Sendungsbewusstsein I: Die Rheinlandbewegung

Nicht Westfalen, sondern das Rheinland brachte einen Regionalismus mit einem Sendungsbewusstsein hervor, das alle frühere Heimatbegeisterung vielleicht nicht emotional, aber gedanklich und politisch, sozusagen regiopolitisch, in den Schatten stellte. Anders als Heimat ist Region nicht mehr nur Nahwelt, sondern ein merkwürdiges Zwischenreich mittlerer Größenordnung, eine vertraute und eine gehobene Territorialität zugleich.<sup>404</sup> Die Rheinlandbewegung, die größere politische Unabhängigkeit erreichen wollte, berief sich bisweilen auf Wilsons Selbstbestimmungsrecht der Völker. Auf jeden Fall waren nach ihrem Verständnis die Grenzen der Region nicht identisch mit den politischen Binnengrenzen, die Region konnte auch die Außengrenzen überschreiten. 1926 erklärte Alfons Paquet auf der Gründungsversammlung des »Bundes rheinischer Dichter«: »Weder die Rheinprovinz im preußischen, hessischen, pfälzisch-bayrischen oder badischen Sinne ist das Rheinland, sondern nur die ganze vielgestaltige Landschaft, die der durch tausendfache Arbeitsbeziehungen, durch kostbare Erbschaft ehrwürdig gewordene Strom [der Rhein, W. K.] durchfließt. Dieser Strom ist eine Einheit. Er ist eine zusammenhängende Biographie von den Alpen bis an das Meer.«<sup>405</sup> Dies hieß aber auch für Paquet und viele Gleichdenkende, dass die Region, die hier Land heißt, nur selbst, aus eigener Kraft, also autochthon, ihre Zukunft in die Hand nehmen kann, selbst wenn, wie in diesem Falle, »das politische Schicksal der ganzen Welt auf das Schicksal des Rheinlandes zurück[wirkt]«: »Niemand wird ihm von außen die Heilung gebracht werden können; in sich allein trägt

es die Möglichkeit der Heilung.« Solches Anspruchsniveau hat Heimat nicht. Das konnten auch die Kleinstaaten der Republik nicht für sich in erheischen – Schaumburg-Lippe, Birkenfeld waren keine Regionen. Region ist also ein Gebiet mittlerer Größe, das sich wechselweise über ethnische, geschichtliche, kulturelle oder wirtschaftliche Gemeinsamkeiten identifiziert. Die Forschung spricht heute von »prozessualer Einheit in der Differenz«, wenn sie »regionenbezogene Identifikationsprozesse« untersucht. Ein solcher Prozess wurde nach 1918 im Rheinland angestrengt. Zu keiner Zeit und an keinem anderen Ort in Deutschland stellte man so heftig die Frage, was es hieß, ein »Volk aus Völkern« zu sein.

Da viele Zeitgenossen im Weimarer Reich für patriotischen Eifer kein Betätigungsfeld mehr hatten, lenkten sie ihn um und konzentrierten sich auf die nächstkleinere Einheit und übertrugen den Sendungsgedanken, den unangreifbaren Kern der Reichsidee, auf die Regionen. Voraus gingen Moeller van den Bruck und sein Preußenbuch von 1914, das es aber insofern leichter hatte, einen überregionalen Anspruch anzumelden, als Preußen für ganz Deutschland einstand – selbst wenn der Autor das nicht wollte. Preußentum begreift Moeller als eine »gelebte Philosophie, eine bestimmte Sittlichkeits- und Sachlichkeitslehre«<sup>406</sup>, Potenzen, die – wundersamerweise – preußisch sind und alles Preußische weit hinter sich lassen. Die Preußen hätten, so Moeller, niemals daran gedacht, etwas nur für sich zu erfinden, ihr Tun sei Altruismus, ihr Wirken eine Mission. – Im Rheinland sah man das freilich anders.

Ob in Preußen oder im Rheinland: Es grassierte damals allerorten ein bindendeutscher Rassismus. »Wir sind rheinisch nach unserer Art«, erklärte einer der vielen Pamphletisten, »rheinisch und deutsch, deutsch bis auf die Knochen und ins Mark, deutscher als die berlinischen Russen, Polen, Galizier, Wenden, Tschechen und, weiß Gott, was für sonstige Angehörige östlicher Volksstämme [...].«<sup>407</sup> Das könnte man als Spitze gegen das multikulturelle Berlin verstehen, mitgemeint ist aber der Verdacht gegen die andersrassigen, die halbslawischen Preußen. Das ließ sich auch zuspitzen. Der Ministerpräsident der kurzlebigen Rheinischen Republik, Josef Friedrich Matthes, gab 1923 die Losung aus: »Deutschland liegt heute am Rhein, Berlin in Asien!«<sup>408</sup>

Am 4.12.1918 las man in der *Kölnischen Zeitung*: »An die politischen und geistigen Führer der Länder am Rhein ergeht aus ihrem ganzen Volk die stürmische Aufforderung: Es geschehe nunmehr, was geschehen muss.« Was musste geschehen? Die Rheinlandbewegung setzte unmittelbar nach dem Zusammenbruch von 1918 ein. Sie trat, was die politischen Ziele anbelangt, mit verschiedenen Programmen auf: es gab Separatisten und Föderalisten, Partikularisten und Autonomiebefürworter, Strömungen, die hier nicht im Einzelnen auseinandergehalten werden. Eine der vielen Programmschriften trug den Titel *Preußen-Deutschland oder Deutsches Deutschland* und stammte von dem Kölner Professor Benedikt Schmittmann. Er forderte die Neugliederung des Reichsgebietes auf »organischem Unterbau«:

Nicht ein verpreußtes Deutschland wollen wir, sondern ein deutsches Deutschland, geeint in seinen Stämmen und Ländern, die aber ihrerseits frei sind in der Auswirkung ihrer Kultur- und Gemütswerte. [...] Die preußische Vorherrschaft muss sterben, damit das neue Deutschland lebe! Es lebe das deutsche Deutschland!<sup>409</sup>

Rumort hatte es natürlich schon lange im Rheinland, das ganze 19. Jahrhundert hindurch. Man sah sich im Westen als Mutterland der deutschen Reichsgeschichte und musste es hinnehmen, dass nun der Osten die zentrale Macht an sich gerissen hatte. Man war gewissermaßen von Natur aus katholisch und musste mit ansehen, wie erst der Protestantismus und dann der Säkularismus quasi zur Staatsreligion erhoben worden war. Man wusste sich im Bund mit den Künsten und musste erleben, wie diese sich in Berlin sammelten. Man war in sich partikularistisch angelegt und musste einem zentralistischen Einheitsstaat angehören. In der Stunde Null des November/Dezember 1918 fühlte man sich dem Ziel Autonomie näher als je zuvor und musste erkennen, dass man nicht allein war, nicht allein mit sich und Preußen. Ein Großteil der Rheinlande war bald von Franzosen, Engländern, Amerikanern und Belgiern besetzt, was zweierlei bedeutete: einer dreifachen Oberhoheit aus Reich, Preußen und Siegermacht zu unterstehen und bei allen Eigeninitiativen auf einer weltpolitischen Bühne zu stehen. Ganz gewiss betrachteten die Franzosen das Rheinland und das Ruhrgebiet als Unterpand ihrer neuen Rolle als europäischer Hegemon. Sie hatten seit 1914 die verschiedensten Szenarien für die Aneignung von Elsass-Lothringen, Pfalz, Saar und Rheinland entwickelt. Was in Versailles beschlossen wurde, war sicher die kleinfranzösische Lösung, aber sie war entwicklungsfähig. Die Weltordnung von Versailles setzte auf das Konzept der Pufferstaaten. Gen Osten und Südosten hatte man jede Menge von ihnen angehäuft, gen Westen jedoch bestand das Glacis nur aus der Besatzungszone entlang des Rheins: eine temporäre Maßnahme, die weder für Deutschland noch für Frankreich geographisch und staatspolitisch zufriedenstellend war. Eine Rheinische Republik als Pufferstaat wäre ganz im Sinne der Franzosen gewesen. Das wussten natürlich auch die Kämpfer für die rheinische Unabhängigkeit, und das war das stärkste Argument, das ihnen sowohl im Rheinland selbst als auch im Reich vorgehalten wurde: Mit einer Rheinischen Republik spiele man den Franzosen in die Hände, und das Bestreben nach Unabhängigkeit sei als Hochverrat zu werten. Der andere Vorwurf, den man ihnen machte, war der des Partikularismus, wobei man sich nicht einig war, ob Partikularismus eine genuin deutsche oder eine angelernte deutsche Untugend sei: »Ich habe stets den Standpunkt vertreten, dass der deutsche Partikularismus [...] nichts echt Deutsches, kein deutscher ›Instinkt‹ sei, sondern Erziehungssache; dynastische, obrigkeitliche, familiäre Erziehung«<sup>410</sup>, so einer der vielen Pamphletisten der Nachkriegsjahre. Die Anhänger der rheinischen Autonomiebewegung hingegen wollten deutsche Eigenart für ihre

Sache, die Unabhängigkeit, instrumentalisieren. Der anonyme Verfasser der Schrift *Rheinländer, wachet auf!*, die 1919 in Köln erschien, nähert sich dem deutschen Wesen wie folgt: »Der Individualismus charakterisiert am besten die Deutschen. Während andere große Völker schon früh politisch einheitlich und geistig straff zentralisiert wurden, [...] beobachten wir in Deutschland von jeher ein äußerst mannigfaltiges Bild politischer, kultureller Sonderentwicklung.« Das Argument ließe sich an dieser Stelle gabeln: Weg von der Zerrissenheit, hin zum Unitarismus einer in Notzeiten einigen Nation! Oder: Weg von Berlin, hin zu einem Deutschland der Eigenarten und Eigenrechte! Der Pamphletist schlägt die zweite Richtung ein. In einer Zeit, da überall Völker ihre Rechte durchsetzten, »müssen auch die deutschen Stämme, müssen auch die deutschen Bundesstaaten in der Wahrung ihrer Eigenart und Rechte [...] unter allen Umständen das kostbare Erbe der Vorzeit hüten.« Zu Preußen zu gehören bedeute »Verflachung«, Erniedrigung zur »Provinz«, Unterordnung unter eine »we-sensfremde« Macht.<sup>411</sup>

Das Rheinland war bei weitem nicht die einzige Region, die nach relativer Unabhängigkeit strebte. In seiner grundlegenden Darstellung ›*Los von Berlin*‹: *Die Rhein-staatbestrebungen nach dem Ersten Weltkrieg* hat Martin Schlemmer auch die gleichzeitig an anderen Orten aufbrechenden Separatismusbewegungen skizziert. Er fand sie in Westfalen, Bayern, der Pfalz, Oberschlesien, Hessen, Birkenfeld, Hohenzollern, Baden, Schleswig-Holstein, Hannover und in der Lausitz.<sup>412</sup> Und damit sind noch nicht einmal die monströsen Pläne höchster Militärs und Regierungsstellen angesprochen, die einen deutschen Oststaat gründen wollten, von dem aus der Krieg weitergeführt werden konnte, wenn das Reich Versailles nicht akzeptierte. Schlemmer hat auch die rheinischen Zeitungen der Umbruchsjahre 1918/19 ausgewertet und konnte feststellen, dass man am Ort des Geschehens über noch sehr viel mehr »Parallelaktionen« unterrichtet war und sich voll im Trend sah: »So berichteten rheinische Zeitungen seit Anfang November [1918] beinahe täglich von mehr oder minder erfolgreichen Projekten zur Schaffung einer Republik in Bayern, Württemberg, Holland, Braunschweig, Hessen, Polen, Luxemburg, Baden, Thüringen, Oberschlesien und Schleswig.«<sup>413</sup>

Was auch immer vorausging und wie gerechtfertigt die Loslösung von der Übermacht Preußens auch war, 1918/19 öffneten sich neue und alte Möglichkeiten. Wie gesagt: Im Rheinland und an vielen Orten des Reichs stand nichts anderes zur staatspolitischen Entscheidung als unser Thema, hier in Frageform formuliert: Wie viel Vielfalt brauchte das Deutsche Reich? Wie viel Vielfalt vertrug das Deutsche Reich? Im Grunde kehrte man, intendiert oder nicht, zur alten Struktur des Reiches zurück, zur »föderativen Vielgestaltigkeit« (Dieter Langewiesche). »Die staatenbündisch-föderale Tradition des alten Reiches endete erst mit dem Nationalstaat«<sup>414</sup>, also 1871, jetzt hätte sie wieder auferstehen können, ebenso bunt und zufällig wie einst. Aber auch ein neues Antriebsmittel war aufgetaucht, ein Schlagwort, das selbst

auf internationale Anerkennung hoffen durfte. Das Schlagwort hieß »Selbstbestimmungsrecht der Völker« und ging auf Woodrow Wilsons »Vierzehn Punkte« zurück. Es wurde 1919 zugunsten jener Länder angewandt, die im weitesten Sinne zur Partei der Sieger gehörten. Auf der Verliererseite galt das hehre Prinzip nicht: Südtirol und das Sudetenland zum Beispiel konnten ihr Recht auf staatliche Zugehörigkeit nicht selbst bestimmen. Es ließ sich dieses Recht nun auch auf innerstaatliche Konflikte übertragen, etwa wenn man das Recht der Völker auf Selbstbestimmung auf die Volksgruppen oder »Stämme« ausweitete. Man kann Wilson vieles vorwerfen: Das war nicht seine Absicht gewesen. Das Stammesprinzip feierte nach 1918 fröhliche Urständ, und dies nicht nur in der Politik: Es wird noch zu zeigen sein, wie es in den Geisteswissenschaften, vor allem in der Literatur- und Kunstgeschichte, zu einer Leitkategorie aufrückte. Die Separatisten und die Befürworter einer föderativen Umgestaltung Deutschlands setzten genau hier an: »Gerade das Stammesmäßige, welches seine Berechtigung hat, wurde [...] durch die dynastischen Grenzen niedergehalten oder in unnatürliche Teile zerlegt. Und hier ist ein Moment idealistischen Strebens durch die Revolution neu ausgelöst worden; die alte Stammeskraft regt sich über die Grenzen hinüber und bedroht sie.«<sup>415</sup> In den Worten eines »Rheinlandbewegten« hieß das: »Die Stammeseigenart soll Grundlage für die Länderbildung werden. Berlin darf nicht Deutschland sein; wir wollen eine Reihe von wirtschaftlichen und kulturellen Mittelpunkten behalten.«<sup>416</sup> Die Berufung auf das Stammesprinzip geschah zur gleichen Zeit, da Geschichte und Landeskunde sich von ihm trennen wollten – siehe die Ausführungen zu Aubin und zur Geschichtlichen Landeskunde. Aber es gab auch im politischen Lager Einwände gegen den Stammesgedanken. »Wir schätzen die berechtigten Forderungen der Stämme hoch«, schrieb der katholische Publizist und Föderalist Franz Xaver Hoermann 1920, »aber wir überschätzen sie nicht. Der Stammesbegriff ist heute vielfach ein fiktiver; reine Stämme gibt es nicht.«<sup>417</sup> Es muss dazu vermerkt werden, dass Hoermann Bayer war und so die Ansprüche der Rheinlandbewegung auf die bayrische Rheinpfalz zu entkräften versuchte. Der Stammesgedanke ließ sich also wie das Paar Unitarismus – Partikularismus drehen und wenden, je nach Gebietsanspruch oder Gesamteinschätzung der Lage. Hoermann machte, sicher nicht ohne gute Gründe, auf die gemischte Bevölkerung der Rheinpfalz aufmerksam, die sich »nicht nur aus alemannischen und fränkischen Elementen, sondern auch aus einer sehr erheblichen Zahl eingewanderter fremder Volksgruppen« zusammensetzte. »Der Stammesbegriff ist heute vielfach ein fiktiver«, bemerkt er zu Recht. Ließ sich aus ihm also keine rheinische Zugehörigkeit ableiten, so aber ganz bestimmt keine bayerische. Das weiß auch Hoermann und deswegen dekretiert er: »Die Pfalz gehört historisch und rechtlich zu Bayern [...]«. Nun ging es ja gerade um die Prüfung der angeblichen Rechtsansprüche, und 1919 wurden, bei der Reichverfassung angefangen, überall neue Gesetze geschrieben. Und wer sich auf historische Rechte beruft, muss sich der Frage stellen, ab wann man sie dauerhaft

erwirbt. Hermann Lübke hat den Regionalismus einen politischen Historismus genannt, und das ist für ihn eine Bewegung, die sich auf kontingente Titel der Herkunft beruft. Oft seien Gebietserschöpfungen »politische Kunstprodukte aus der Raison eines dominanten politischen und administrativen Willens«, was aber nicht hieße, dass sie sich nicht unterscheiden: »gleichwohl sind sie, in sich heterogen, Regionen politisch höchst wirksamer Zugehörigkeitserfahrungen geworden und geblieben«. »Kurz: es gibt Sinnevidenzen politischer Gründung, die nicht wegen ihrer Herkunftsbildung, vielmehr ihrer Zukunftsfähigkeit wegen zukünftige Herkunftsbindungen zu stiften vermögen.«<sup>418</sup> Wir sind diesem Gedanken schon im Zusammenhang der Theoriebildung der Kulturraumforschung begegnet: Westfalen wurde von Aubin nicht so sehr als historisch und geographisch ableitbare Größe und erst recht nicht als ethnische Einheit, sondern als Produkt eines Gemeinschaftswillens erkannt. Dann allerdings griff von außen der »politische und administrative Willen« nach ihm, schuf eine höchst kontingente Zugehörigkeit, war aber seinerseits auch nicht untätig. Reichten 100 Jahre preußische Rheinprovinz, reichte eine Phase nachhaltigster Entwicklung, um das Land endgültig Preußen zuzuschlagen? Die Tschechen haben das Sudetenland gefordert und bekommen, weil sie behaupteten, die deutschen Ansprüche gingen gerade mal bis Maria Theresia zurück. Kann sich Kontingenz überhaupt je in Rechtmäßigkeit umwandeln? Fest steht: Die Evidenz der bleibenden oder neuen Unterschiede der Regionen untereinander lässt sich nicht tilgen. Damit ist implizit auch die Maßstabsfrage aufgeworfen. Birkenfeld, Lippe, Schaumburg-Lippe und im Grunde auch Oldenburg waren niemals von ihrer Umgebung unterschieden und besonders genug, um als Zwergstaaten weiterbestehen zu dürfen. Exklaven und Enklaven brüten gleichermaßen Unglück aus, so haben wir oben zu zeigen versucht. Es trug, so schreibt Dieter Langewiesche zum Zweiten Kaiserreich,

der föderative Nationalismus nun wesentlich dazu bei, dass der neue Nationalstaat in der deutschen Gesellschaft breit und schnell akzeptiert wurde. Man wuchs in den Nationalstaat hinein, indem man sich als Föderalist oder Regionalist bekannte. Die Heimatbewegungen stritten nicht gegen den Nationalstaat, sondern machten ihn annehmbar, weil sie ihn föderativ ausstatteten.<sup>419</sup>

Wenn man diese Aussagen umkehrt und für Nationalstaat Republik einsetzt, ist man in Weimar. Die föderativen Strukturen, die 1919 übernommen wurden, trugen nicht mehr dazu bei, die Republik »annehmbar« zu machen. Zu den vielen Paradoxa deutscher Geschichte gehört freilich, dass Preußen, das 1919 so viel blockiert hatte, noch am längsten die damals beschlossene Verfassung garantierte.

Es bleibt die Frage zu beantworten, warum es der Rheinlandbewegung nicht gelang, wenn schon nicht ein eigener Staat, dann doch wenigstens ein eigener Glied-

staat innerhalb des Reiches zu werden, was ja als ein durchaus berechtigtes Anliegen angesehen werden kann. Einer der Aktivisten von damals hat viel später die Gründe glasklar dargelegt:

Wenn etwa die rheinische Bewegung nach dem ersten Weltkrieg nicht zur Zerschlagung Preußens [gemeint ist: als Landesherr] führte, kam das nicht aus einer Anhänglichkeit des Rheinlandes an Preußen, sondern es spielte erstens die Zentralisierungsvorliebe der Siegermächte für die Durchführung der Friedensverträge eine wichtige Rolle und zweitens die Zentralisierungsbegehren der Arbeiterpartei. Letzteres gab den nationalen preußischen Kräften den Auftrieb, dass sie mit der separatistischen Diskreditierung die preußengegnerischen Strömungen niederhalten konnten.<sup>420</sup>

Anstelle von »der Arbeiterpartei« müsste es heißen: der Arbeiterparteien, denn alle drei, SPD, USPD, KPD, stimmten letztlich in ihrer unitaristischen, wenn nicht supranationalen Grundeinstellung überein, selbst wenn sich viele Lokal- oder Regionalpatrioten in ihren Reihen befanden. Und ganz richtig ist auch, dass die Alliierten ein kompaktes Deutschland als Gegenüber und vor allem als Empfänger ihrer Diktate sehr praktisch fanden, ungeachtet der französischen Pläne zur Abspaltung des Rheinlandes. Wir handeln von der Epoche des Großmachtdenkens, der zunehmenden Zentralisierungstendenzen, des Monopolkapitalismus und der »Monotonisierung der Welt« (Stefan Zweig): große Einheiten waren Trumpf, deswegen scheiterten im Rheinland Föderalismus und Regionalismus exemplarisch (und scheiterte das Reich exemplarisch an seinen Kleinstaaten).

1923, im Oktober und November des Jahres der Ruhr-Krise, wurde aus der Rheinlandbewegung blutiger Ernst.<sup>421</sup> Damals wurde nach fehlgeschlagenen Versuchen im Jahr 1919 zum wiederholten Male die Rheinische Republik von separatistischen Zirkeln ausgerufen. Es kam in vielen größeren Orten des Rheinlandes zu Kämpfen zwischen den Aufständischen auf der einen und den deutschen Ordnungskräften Polizei und Feuerwehr (deutsches Militär war in dieser Zone ja nicht stationiert) sowie dem lokal organisierten Selbstschutz der Bevölkerung auf der anderen Seite. Die Franzosen unterstützten eine Zeitlang zögerlich die Kämpfer für die rheinische Unabhängigkeit, erkannten die Republik sogar an, aber wie so oft, war auch diese kleine deutsche Revolution zum Scheitern verurteilt. In Arnolt Bronnens Drama *Rheinische Rebellen* bricht aus einer Akteurin die Verzweiflung über den verlorenen Kampf um die Unabhängigkeit und über die fortdauernde Besatzung durch Franzosen und Engländer heraus:

Wer hat uns verraten, Preußen oder wir? Wer war hier untreu, wir oder das Reich? Sind etwa in Berlin die Marokkaner oder die Schotten in Hamburg?

[...] Niemand kann sich rühren, niemand sich aufrichten, täglich werden Leute erstochen, man weiß es schon gar nicht mehr, wie Sklaven leben wir, hungrig, schmutzig, getreten, wie Mastvieh, zum Tode bestimmt, wie Gewürm verachtet. [Reißt ihre Brust auf.] Hier meine Brust, von Marokkanern zerstoehen, und so sind tausend Brüste in diesem Land, und tausend Jungfrauen, die beschmutzt werden, und tausend Kinder werden verdorben, das Elend wächst, der Zwang wächst, das Grauen wächst, die Gräueltaten überschwemmen uns. Wir haben genug, wir wollen nicht mehr, wir wollen Frieden, Frieden, Frieden, –<sup>422</sup>

1925 kam das Stück auf die Bühnen, in einem spätexpressionistischen Stil verfasst, der freilich gut zu den Emotionen der Stunde Null der Rebellion passt, aber auch zur Konfusion, welche in den Ad-hoc-Befehlszentralen des Aufstandes herrscht. Der männliche Gegenpart, der oberste Revolutionär mit dem merkwürdigen und vermutlich etwas bedeutenden Namen Occc, redet ganz anders, programmatisch, grundsätzlich:

Auch Deutschland wird uns nicht fehlen, welches ein kleines Vaterland war. Wir haben ein größeres. [...] Wohl aber spreche ich von der alten Erde, auf der wir gewachsen sind: wir, das Herz Europas, wir, die Ader der Welt. Hier begann das große Europa. In Aachen saß Karl der Große, der Kaiser zweier Völker, der Schöpfer der neun Nationen. Damals regierten im Rheinland die vereinigten Staaten von Europa, von denen heute nur Phantasten träumen.<sup>423</sup>

Bronnen hat in diesem Stück nicht nur das neue Phänomen des Telefonterrors untergebracht, er vermag auch auf der höheren Ebene der Strategie die unlösbaren Widersprüche der Situation darzustellen. Gegen Frankreich und Preußen und das Reich ankämpfend, müssen die Rebellen mit den Besatzern einen Geheimvertrag schließen und scheitern, als dieser auffliegt. Tucholsky hat dieselben Vorgänge mit bitterer Ironie bedacht:

Das Rheinland stand damals, geschlossen wie ein Mann, zu dem, der besser zahlte. Die Beamten, die Großbanken, die Geistlichen warteten auf ihren Augenblick. Zu Frankreich hinüber wollte keiner, bei Preußen bleiben wenige. Was sie wollten und wozu sie damals auch ein Recht hatten, war Befreiung aus der Hölle der Inflation und Schaffung einer eignen Währung, einer eignen autonomen Republik.<sup>424</sup>

Das ist alles richtig oder verständlich. Aber das Scheitern war letztlich weder von Paris noch von Berlin noch vom rheinischen Großkapital oder der Kirche, sondern

von den Aufständischen selbst herbeigeführt. Als sich die separatistischen Kräfte vor allem auf Zerstören und Plündern konzentrierten, wehrte sich die Bevölkerung massiv und die Franzosen zogen ihre Beihilfe zurück. Kontingent war die Zuordnung der Rheinlande zu Preußen, kontingent war das Scheitern dieser »Los von Berlin«-Bewegung.

## Regionalismus mit Sendungsbewusstsein II: Alfons Paquet

Der deutsche Vordenker aller rheinischen Belange hieß Alfons Paquet (1881–1944). Paquet war einer der vielseitigsten und bestinformierten Schriftsteller der Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg: Er hatte mehr von der Welt gesehen als alle seine Kollegen, durfte als einer der besten Kenner des revolutionären Russland, aber auch Asiens und Amerikas gelten; er arbeitete und publizierte auf den Gebieten Reisebericht, Roman, Lyrik, Essay, Tagespolitik, und doch fühlte sich dieser Weltbürger leidenschaftlich dem Rhein verpflichtet. Von 1926 bis 1933 stand Paquet dem von ihm gegründeten »Bund Rheinischer Dichter« vor.<sup>425</sup> Auf deren Tagung im Jahr 1927 führte er aus:

Denn die Leiden dieses ganzen Festlandes, das jetzt in 35 einander eifersüchtig bewachender, unerträglich verschuldeter und bis an die Zähne sich bewaffnender Staaten getrennt ist, finden ja in den Erfahrungen des Rheinlandes ihr Abbild. Und das Rheinland, das aus einer inneren Gebundenheit herausstrebt, ist ein Abbild unseres ganzen reichbevölkerten, von Tradition durchflochtenen Festlandes, das neue Ziele, ein Wunschbild seiner Zukunft braucht, um zu zeigen, wie jünglingshaft sein wirkliches Wesen ist.<sup>426</sup>

Hier ist es wieder: das pars pro toto, der Teil als »Abbild« des Ganzen, hier sogar eines europäischen Ganzen. Der Rhein wird zum »Schicksalsstrom«, zum »Ganges Europas«, ja zum »Sehnsuchtsstrom der Erde« befördert, wie es Paquets rheinischer Dichterkollege Josef Winckler tat, 1921, in seinem Gedicht »Klage am Rhein«.<sup>427</sup> Eine Klage stimmt das Gedicht an, weil es still geworden ist am Fluss der Sänger: »Kein hoher Rufer wie in alten Zeiten/ kein hehrer Rühmer, wortgewaltger Kündler/ Des Rechts, der Freiheit – niemand – niemand.«

Dass hier übertrieben wird, das bewiesen Winckler und vor allem Paquet durch intensives Bemühen, das »Wort rheinisch mit einem neuen Inhalt [zu] füllen«. Eine

Kölner Rede vom November 1919 zum Thema »Der Rhein als Schicksal: das Problem der Völker« brachte Paquet 1920 als Buch heraus, drei Jahre später publizierte er *Der Rhein: eine Reise*, 1928 erschien der Sammelband *Antwort des Rheines: eine Ideologie* (1928), schließlich, schon im Krieg *Die Botschaft des Rheins* (1941). Es wurde zunehmend schwieriger, einen kräftigen Titel mit Rhein zu bilden. Carl Maria Weber gab 1919 eine kleine Anthologie unter dem Titel *Der ekstatische Fluss: Rheinklänge ohne Romantik* heraus. Josef Winckler, Mitherausgeber von *Das Rheinbuch* (1925), veröffentlichte sein Gedicht als »Der Ruf des Rheins« (1923). Der Band beginnt mit der Rhapsodie »Der Rheinbagger«, ein Gedicht für einen Bagger und hunderte von Nixen, die ihren Fluss apostrophieren als: »Zauberstrom, heilige Pfaffengasse, / Welt-puls, Schiffsfurche, Arbeitsstraße, / Traumherrlich leuchtende Fabelflut du, / Fahre zu, fahre zu!«<sup>428</sup> Der produktivste aller Rheinlanddichter (produktiv nach 1918, nach 1933 und nach 1945), Otto Brües, hatte es zuerst extrem neusachlich versucht mit: *Der Rhein in Vergangenheit und Gegenwart: Eine Schilderung des Rheinstroms und seines Gebietes von den Quellen bis zur Mündung, mit besonderer Berücksichtigung von Land und Leuten, Geschichte, Geistesleben und Kunst, Landwirtschaft und Industrie* – eine Publikation, die 1925 aus Anlass der im ersten Teil angesprochenen Jahrtausendfeier des Rheinlandes herauskam. *Rheinische Sonette* (1924) klingt auch noch streng, aber mehr Salbung wies dann *Der heilige Strom* auf, eine Arbeit, die in der Reihe *Beiträge zur Rheinkunde* publiziert wurde. Für Herbert Eulenburg, in den Augen vieler der Prototyp des rheinischen Schriftstellers, blieben dann nur noch so lahme Titel wie *Das Buch vom Rhein* oder *Um den Rhein*.

Paquets *Antwort des Rheins* antwortete auf die preußische Ideologie, die sich aus Moeller van den Brucks *Preußischem Stil* speiste. Ihr setzte Paquet die rheinische entgegen – »ideologischer« Regionalismus in beiden Fällen, aber mit durchaus verschiedenen Tendenzen und »Stilen«. Und antworten tat Paquet auch dem »Erwecker des Rheines«<sup>429</sup>, dem nationalistischen Schriftsteller Maurice Barrès, der in *Le génie du Rhin* (1921) erklärt hatte, dass der Rhein ein französischer Strom sei. Dieses Manifest einer französischen Kolonisation der Rheinlande verteilte die Besatzungsmacht im Rheinland frei Haus und auf Deutsch. Zwischen den extremen Propheten Barrès und Moeller nahm das Weltkind Paquet eine mittlere Position ein: »Das Rheinland trägt die Aufgabe und die Möglichkeit in sich, der europäischen Regeneration zu dienen. Das von der rheinischen Idee geführte Deutschland wird ein anderes sein als das von der preußischen Machtidée geführte.«<sup>430</sup> In seiner Reflexion des Titels *Antwort des Rheines* evoziert Paquet das Standardthema von Vielfalt und Einheit: »Es gibt viele Fragen an den Strom, doch nur eine Antwort, sein gelassenes Wandern durch die Vielfältigkeit zur Einheit. Mächtiger als der tausendfach gebrochene Wasserspiegel sind die unsichtbaren Flüsse, die sich im sichtbaren Strom ineinander schlingen.«<sup>431</sup>

Geomorphologisch ließ sich das leicht feststellen, die vielen Bäche, die in die Nebenflüsse, die in den Rhein münden, der ins Meer mündet, eine Einheit von höchst-

ter gesetzmäßiger Konsequenz, aber Begriffe wie der Rhein als Genius, als Schicksal, als Aufgabe, als Idee, ja Ideologie verweisen auf die einzigartige Dringlichkeit der geopolitischen Situation.

Ich bin ein Rheinländer, das ist das Eine. Ich habe nicht besonders darauf geachtet, solange das Rheinland nur eine Art Vergnügungspark und Industriewerkstatt im Wilhelminischen Deutschland war und solange es in all dem Glanz des Wohllebens und dem Dröhnen der Arbeit sein eigentliches Gesicht nicht zeigen konnte. Jetzt, wo das Rheinland zum Gebiet des europäischen Hochdrucks geworden ist, weiß ich erst, was es heißt, ein Sohn des Rheinlands zu sein und wie sehr das Rheinland den vielen Übergangs- und Grenzlandschaften, die Europa überall durchziehen, ähnlich ist. Die rheinische Problematik, zwischen Gewaltstaaten zu liegen und das Objekt einer Habgier zu sein, die immer von außen hereingreift, ist die Problematik vieler Landschaften in Europa.<sup>432</sup>

Paquet spricht von Gewaltstaaten – was kann er mit diesem Plural anderes meinen als Frankreich und Preußen? Auch dieser Rheinländer gehörte zu der Weg-von-Preußen-Bewegung; er bezeichnete als »einzige wirkliche Binnengrenze« Europas die Elbe und war der Ansicht, dass die westliche Hälfte Deutschlands kaum anders aussehen würde, wenn es Berlin nicht gäbe. Die östliche Hälfte Europas jenseits der Elbe wäre dagegen ohne Berlin undenkbar. »Das Rätselhafte und Beängstigende von Berlin war immer die Zufälligkeit und Anonymität seiner Wirkungen und seiner Menschauswahl.«<sup>433</sup> Berlin – so könnte man pointieren – ist kein »Stromland«, während die Rheinländer von ihrem Strom die »Gesetze empfangen, die die Farbe unseres Denkens und unseres Weltgefühls mitbestimmen«<sup>434</sup>, denn »die Beherrschung jedes Stromes« begreift Paquet als »das Ergebnis eines auf die letzten Gesetzmäßigkeiten gerichteten Handelns«<sup>435</sup>. Vergleichbar mit der Bedeutung des Rheins für seine Anrainer sei zum Beispiel der Nil und die Kultur des alten Ägyptens. Ströme können »Staatenbildner« sein, sagten die Geopolitiker zur gleichen Zeit – für die Spree, die ja auch nur ein Fluss und kein Strom ist, galt das mit Sicherheit nicht. Aber vor der »Ideologie« des Flusses kommt die Lehre vom Fluss:

Es gibt in Europa keinen Fluss, dessen elementare Kraft noch so mit Werken der menschlichen Hand verbunden wäre wie der Rhein. Ein Strom ist eine meteorologische Tatsache, eine Kondensationserscheinung. Er ist ein Zernager der Berge, ein gleitendes Gewicht, eine flüssige Masse, in der sich die Ruder wie Wanderstäbe bewegen, ein Träger von Gefäßen, ein Spender von Leben und Frische. Er ist ein Brennspiegel, der Licht und Hitze zurückwirft. Er ist eine Gewalt, deren Bändigung eine Kunst ist. Die Flugzeuge

folgen den großen Flüssen nicht anders als die Zugvögel, die Landstraßen und die Schienenwege. Die Reihe der Siedelungen am Strom schließt sich zu einem einzigen architektonischen Zusammenhang. Auf die Tätigkeiten, die den Reichtum an dem Strom bilden, baut sich ewige Bewegung im Leben der Gesellschaft. Das alles lässt sich anschaulich machen.<sup>436</sup>

Die von des Rheines ewiger Bewegung abgeleitete hohe Vitalität und geistige Lebendigkeit des Rheinländers würde aber nicht nur für die Deutschen gelten – das musste man Paquet freilich nicht sagen, der den Einzugsbereich des Rheins sehr weit fasste. Im Rheinland müssten sich alle gleichgearteten Anrainer zu einer »neuen Einheit«, »ja, zu einer charismatischen, sakrosankten Einheit« zusammenfinden, fordert er pathetisch, um dann sehr viel pragmatischer für »einen vielseitig zusammengesetzten rheingenössischen Arbeitskreis«<sup>437</sup> zu plädieren, der als Archiv aller einschlägiger Informationen, als höheres Forschungszentrum und als oberste Planungsbehörde der »Strombaupolitik und Wasserwirtschaft für das gesamte Rheingebiet« fungiere. Paquet wollte eine erste Einigung aller Rheinstaaten auf planerischer, sozusagen auf neusachlicher Grundlage erreichen, er nennt das die »werkmäßige Neugestaltung Europas«. Damit ist Paquet vermutlich der erste gewesen, der symbolische Regionalpolitik nicht allein auf ethnische und historische Werte gründete, sondern sie als Modernisierungsstrategie konzipierte – heutzutage eine Normalität in diesem Politiksektor.<sup>438</sup> Paquets neuer Rheinbund soll beispielhaft zuerst die für »die objektiv beste Ausgestaltung des Rheines brauchbaren Kräfte« zusammenfassen. »Werkmäßig« solle die »Wiederannäherung des Menschen an die Natur« erfolgen, »aber nicht von Rousseau her, sondern mit der Zange der Technik und des Sportes sozusagen«.<sup>439</sup> Also nicht mehr Hölderlin (»Städte und Inseln, sie sind trunken vom Wein!«) und schon gar nicht die »Wacht am Rhein«, sondern als aufmerksamer Beobachter – Alfons Paquet war vielleicht der Erste, der bemerkte, wie die neue Körperkultur den Strom eroberte. Er sah im Rheinland mehr als nur eine »Arbeitslandschaft« und auch wenn er den Rhein als den »durchgearbeitesten« (und »zerrissensten«) aller Ströme beschrieb, erkannte er doch auch dessen Reservoir für Freizeit und Erholung. So hat man den Regionalismus Paquets, die Ideologie des Rheins folgendermaßen summieren können: »Basis seines politischen, gesellschaftlichen und literarischen Programms ist eine Definition von Region als emanzipativer, gegenwartsadäquater Kraft, die ebenso des Pragmatismus bedarf wie einer umgreifenden Vision und Idee.«<sup>440</sup> Er war übrigens nicht allein, wenn es galt, Heimat ohne dieses Wort neu zu definieren, kosmopolitisch fast. Josef Winckler, Begründer der Künstlervereinigung »Werkleute auf Haus Nyland«, schrieb 1923: »Ich will die alte Kulturmission des Stromes wieder wachrufen. [...] Mit allen Hilfsmitteln *neuzeitlicher* Erdbeherrschung und triumphierender Welteroberung durch den menschlichen Geist!«<sup>441</sup>

Für seine übernationale Rheinland-Organisation hatte sich Paquet schon einen Platz ausgedacht, einen Ort nicht ohne Pointe: den Ehrenbreitstein oberhalb des Deutschen Ecks, oberhalb von Koblenz und vis-a-vis des Koblenzer Schlosses, in dem die Verwaltung der französischen Besatzer saß. »[S]obald die fremde Fahne von seinen Zinnen verschwindet«, die Trikolore, würde der Ehrenbreitstein »zur Burg der Zuflucht gegen die Stimmen des alten Unfriedens, zum Sitz einer wahren Akademie, die alle Sachkunde sammelt [...] zum Sitz des überschauenden Ordnertums«. <sup>442</sup> Diese Stelle war sehr gut ausgewählt. Das von Bergen stark eingefasste Terrain am Zusammenfluss von Rhein und Mosel bildete seit 1880/90 den von Franzosen und Deutschen mit höchster Wachsamkeit beobachteten strategischen Punkt des Aufmarschterrains der deutschen bzw. die Einfallsschleuse der französischen Heeresmacht – das Äquivalent des »Fulda Gaps« in den Zeiten des Kalten Kriegs. Dort oben sollte die Akropolis des Rheinbundes zu stehen kommen, um ein Zeichen der »stärksten Hoffnung« auf »nationale Zukunft« und zugleich ein »Sinnbild neuen europäischen Geistes« zu setzen.

Wenn es Paquet zu Ausrufen hinriss: »Macht endlich dieses Land [...] zum Hort der Freiheit, zur größeren Schweiz, zum Asyl aller Kämpfer, deren eigenes Land der Freiheit bedürftig ist!«, dann musste er selbst einräumen: »Das alles klingt gewiss seltsam in einer Zeit, da auf den kleinen Kanonenboten vor Köln und vor Wien die britische Flagge weht.« <sup>443</sup> Oder auf dem Ehrenbreitstein die französische Fahne. (Die Franzosen wollten Ehrenbreitstein schleifen lassen, die Amerikaner verhinderten es.) Paquet musste sich vorwerfen lassen, dass seine Vorstellungen von einem übernationalen Rheinland, von einem neuen »Rheinbund« Wasser auf die Mühlen der Siegermächte wären. Die deutschnationale Seite fürchtete mehr noch als die faktische Besetzung die vor allem von den Franzosen versuchte »pénétration pacifique«, sozusagen die »Entgermanisierung« von innen. Paquet war anerkanntes Mitglied der Rheinland-Bewegung, aber er enthielt sich der Auseinandersetzung sowohl mit seinem französischen Gegenpart Maurice Barrès und der französischen Kulturpolitik als auch mit den rheinischen Separatisten. Es ist auffällig, dass er, der prominenteste deutsche Vordenker der Rheinlande, in der *Revue Rhénane*, der Kulturzeitschrift der französischen Besatzer, zwischen 1920 und 1930 nicht einmal publizierte oder – ohne gefragt zu werden – abgedruckt wurde, was die Zeitschrift gerne tat. Er äußerte im Lauf der Jahre vermehrt seine Enttäuschung über die Entwicklung, die durch eine unglaubliche Partialisierung und Überlagerung der Zuständigkeiten stark behindert wurde. Man muss sich vorstellen, dass im »französischen« Mainz die *Frankfurter Zeitung* nicht vertrieben werden durfte. Das war die Zeitung, zu der Paquet Hunderte von Artikeln beisteuerte und deren Feuilleton-Redakteur er kurze Zeit war. Hatte er immer auf die Bewegung des Flusses als lebensspendende Kraft gesetzt, fragte er 1928: »Gehört zum Rhein auch dieses ewige Fließen, in dem nichts Bleibendes ist?«

Aber Paquet blieb dem Thema seines Lebens treu, auch nachdem er 1933 aus der Preußischen Dichter-Akademie ausgetreten war. Denn der Rhein floss natürlich wei-

ter: Er schrieb, fachlich bestens informiert, über Stromausbau, Verkehrswesen, Kanalbaupläne, Architektur am Strom und vieles mehr. Dichtungen über seinen Fluss hatte er zuerst 1922 unter dem Titel *Die Botschaft des Rheins* veröffentlicht, und ganz am Ende seiner Publikationsgeschichte stand 1941 der Privatdruck *Ode vom Rhein* mit einem Text, der wohl noch in der Weimarer Zeit entstanden war. Paquet pflegte ausnahmslos das Langgedicht, das heute nur noch schwer zu vermitteln ist. Er schien die vielen Verse zu brauchen, um es fließen zu lassen – man kann es nicht anders sagen. Diese Gedichte aber werden im Alter immer besser und immer opulenter: Es sind Prunkdichtungen, von einer geradezu spätantiken Exuberanz. Man fühlt sich sehr bald daran erinnert, dass einen deutschen Fluss zuerst der spätantike Dichter Ausonius in seinem Gedicht »Die Mosel« besungen hat. Um die Erwartungen nicht gleich wieder zu enttäuschen, zitiere ich nur einen kurzen Ausschnitt aus der »Ode vom Rhein« – das ganze Gedicht hat 164 Zeilen:

Das leichte, wie auch das dunkle Blau  
Ruht in dir so wohlgefügt, o du blauer Krug  
Mit dem silbernen Henkeln, und es zergeht im Glanz  
Zauberhaft, wie der Götterstaub,  
Der von Schlangen umwunden ist.  
Immer seh ich mich wieder in dir,  
Der in farbiger Landschaft am milchfarbenen Tag  
Dem Ufer folgt, das unüberschreitbar ist  
Wie die eisengrauen, bergförmigen Walzen der Wolken,  
Flusstäler und Gräben wesenlos still übers Land geschoben  
Die nachdenklich schwere, gerunzelte Stirn der Wolkenzüge.  
Du aber bist spürbar, von Kleinem wimmelnd,  
Lang eingerissene Pflugfurche im Land,  
Eisenblank aufreißend, befreiend die kleinen  
Lebewesen zur Nahrung der großen. So schärfst du  
Auch das geringe Leben zu höherem Glanz.<sup>444</sup>

Wem das zu exquisit und rein, zu hellenisch klingt, den entschädigt vielleicht der Hinweis, dass die Ode weitergeht mit den Versen: »Wie der Schienenstrang, der die Linie zieht/Nicht achtend die rostfarbenen Nebengleise [...]«. Heimatdichtung ist das jedenfalls nicht, der hohe Ton soll der europäischen Mission des Gegenstandes die Waage halten. Den Rhein als flüssiges Fundament unter sich wissend, war Paquet von der »Weltsendung« der Deutschen überzeugt. René Schickele hätte das ähnlich gesehen. Bei den meisten anderen hätte es anmaßend geklungen.

## Regionalismus mit Sendungsbewusstsein III: Die Region Wense

Einer, der anders war und anders vorging als alle, die in diesem Buch zu Worte kommen, nahm sich eine andere Region vor und definierte sie überhaupt erst als solche. Der seit einigen Jahren wiederentdeckte Hans Jürgen von der Wense (1894–1966) hat zu Lebzeiten keine bedeutenden Publikationen veröffentlicht, weder als Komponist noch als Schriftsteller, Übersetzer oder Wissenschaftler, aber er hat ein Lebenswerk hinterlassen, das wesentlich sein »inneres Werk« blieb und erst langsam und unter erheblichen Schwierigkeiten zu Tage gefördert wird. In unserem Zusammenhang muss er als der Konzepteur des ambitioniertesten »Deutschlandbuches« (sein Wort) eingeführt werden, eines Werkkomplexes, das an Tiefe, Eigensinn und Fülle alle anderen Vorhaben, alle zeitgenössischen Versuche in »Landschaftskunde« (Siegfried Passarge) in den Schatten gestellt hätte.<sup>445</sup> Für das 1932 begonnene Projekt waren nach dem Krieg, als es nicht mehr erste Priorität besaß, landeskundliche Mappen mit ca. 15 000 Blättern und »Dinge«-Mappen, die thematischen Schwerpunkten gewidmet waren, mit ca. 3 500 Blättern zusammengekommen.<sup>446</sup> Ein weiterer Fundus waren die regelmäßig geführten Tagebücher, begleitet von einem Dossier täglicher Wetteraufzeichnungen und einer umfangreichen Sammlung von Karten, Messtischblättern zumeist, aber auch von Hand gezeichneten, weiterhin von Fotografien, selbst und von Freundinnenhand angefertigte (Abb. 27). Da Wense stets alle Formate bediente, müssen auch die Briefe als Quellen miteinbezogen werden und ebenso seine Klebebücher, in denen er Ausschnitte aus der Tagespresse und aus Illustrierten zu sinnreichen Tableaus zusammenführte. »Daraus wird jetzt ein Buch« hatte er 1932 einer Briefpartnerin frohgemut angekündigt; es wurde kein Werk, sondern »etwas viel Schöneres als ein Werk: ein Blattwerk« (Reiner Niehoff), man könnte auch sagen, näher am Gegenstand bleibend: Es entstand eine Textlandschaft, die begangen, bestiegen werden muss, im Grunde ein Parallelunternehmen zur realen Landschaft, wie es Borges in der berühmten Erzählung »Von der Strenge der Wissenschaft« schildert, in der Geographen nicht ruhen, bis sie neben dem Reich, das sie kartieren müssen, eine 1:1-Dublette angefertigt haben. Aber: »The map is not the territory«, und konnte es für Wense schon deswegen nicht sein, weil spätestens seit der Romantik ganz entscheidend der Wanderer selbst, das »Erdleben« und das Wetter zur Landschaft gehören, der Wechsel der Stimmungen innen und außen, der biographischen und jahreszeitlichen Einflüsse. In gewisser Weise sprach Wense das bereits 1932 an, als er noch ganz am Anfang stand und sich vornahm: »Biographie der Landschaft schreiben, ihre großen Widersprüche, ihre Talente. Alle 13 km ändert sich die Erde. Zellen der Erde erforschen.«<sup>447</sup> Biographie der Landschaft, das umfasst bei Wense die unendlich langsame, aber aktive Formung eines Landstrichs ebenso wie das momentane Wetter



was stark an einen anderen großen Wanderer und Theoretiker der Vielfalt erinnert, an John Ruskin, der zwischen einer »science of facts« und einer »science of aspects« unterschied.

Das Projekt Deutschlandbuch hatte ein präzises Initialdatum, das einer Epiphanie gleichkam. Am 6. Mai 1932 landete Wense mehr zufällig auf der Reise von Lübeck in Bad Karlshafen, der nördlichsten Stadt Hessens. Bei der Annäherung an den Ort will er vom Fenster der Zugtoilette aus den Desenberg erblickt haben, »den nördlichsten Basaltvulkan Europas, sofort als Vulkan erkenntlich an seinem gegossenen Schwung.«<sup>450</sup> »[E]s war das erste Mal, dass ich mit einer Sache nicht fertig wurde, die mich überbot.«<sup>451</sup> Der Desenberg war bisher noch nicht vielen Menschen als heiliger Berg, als Schicksalsberg begegnet, aber für Wense wurde er ein solcher, ein Fuji im Niemandsland am Rande der Warburger Börde. »Auf dem Desenberg unter einem Stein legte ich ein Manuskript.«<sup>452</sup> Dieses Depositum, erwähnt in einem Brief vom August 1932, erfolgte also sehr früh und sollte wohl als Opfer das Gelingen sichern. Der Desenberg brachte die beiden Qualitäten mit, die seinen Entdecker für die nächsten zehn Jahre faszinieren und in der Spur halten sollten: Einmal das Vulkanische als Index eines Erdlebens, das einmal aktiv war und wieder aktiviert werden will: »Leben muss gezaubert werden. Jede Wanderung ist Beschwörung.« Und zum Zweiten die Unbekanntheit und Verlassenheit einer Szenerie, die Wense gerne mit Wüste oder Urwald assoziierte. »Gott ist in der Öde, nicht in der Fülle.«<sup>453</sup>

Wüsten findet er eigentlich überall in der Region, die er als Revier für sich absteckt und die man mit einem Radius von 100 Kilometern um Kassel herum umzirkeln kann, Nordhessen ebenso umfassend wie das Eichsfeld, Teile des Vogelsbergs und des südlichen Westfalens. Wense hatte dieses Stück Land wie ein Präparat zugeschnitten: der Mittelgebirgscharakter war die große Gemeinsamkeit, aber politisch, historisch, konfessionell gehörte da wenig zusammen.

Im Grunde führt Wense hier nur zur letzten Konsequenz, was die Kulturraumforschung zu seiner Zeit begonnen hatte. Ein Jahr vor Wenses Exkursionsbeginn hatte Aubin, wie oben ausgeführt, »Westfalen« in vier Westfalen aufgeteilt, die sich auf wechselnden geographischen Grundlagen überlappten – und die Wense'sche Region ist sozusagen die Überlappung an sich und deswegen namenlos, aber ungemein gehaltvoll. Wense, der es durchaus fertigbrachte, ein Messtischblatt bis zum Rand zu erwandern und dann umzukehren (»Messtischblatt – die Partitur des Wanderns«), zielte auf die Mikroebene, auf das tiefste Deutschland. Es war ihm kein Anliegen, das ausgewählte Territorium als eigenartige Region oder als die Mitte Deutschlands aufzuwerten. Hessen war für ihn sowieso »Transitus«, ein Übergangsland. Als Wense mit seiner Expedition anfang, hatte man gerade den zukünftigen Ort für das geplante (aber niemals gebaute) Reichsehnenmal in der Umgebung von Bad Berka in Thüringen festgelegt und damit die geographische und symbolische Mitte des Reiches festge-

schrieben. Der Ort lag schon etwas außerhalb des Wense'schen Radius, gehörte aber zum gleichen Typus von Kulturlandschaft, die Wense favorisierte: von der Historie intensiv genug bearbeitet, um gelesen werden zu können, aber mit genügend Raum für die Natur, um den einsamen Wanderer wie eine Wüste anzulocken und den Naturforscher zu beschäftigen. Der von ihm so geliebte Kaufunger Wald, im waldreichen Hessen gelegen, ist heute noch das größte zusammenhängende Waldgebiet Deutschlands. Den »Chattengau«, das Land der Hessen, bezeichnete Wense als »[...] nördlich der Alpen das reichschönste und lebendigste noch antike Land«. <sup>454</sup> Der Rückbezug auf die Geschichte, hier die Antike, ist für Wense typisch: Eine Landschaft ist nie für sich da, immer bringt sie Assoziationen an andere Zeiten und Länder mit sich. Zum »Chattengau« schreibt er an anderer Stelle: »Das ganze Land von Schritt zu Schritt urheiliger und erlebter Boden mit tiefsten Erinnerungen. Jeder Name ist eine Sage. Jeder Acker, jeder Berg hat eine große unbekannte Geschichte. Alleräußerste Kraft und Substanz.« <sup>455</sup> Das könnte an das Schlagwort »Ahnenerbe« erinnern. Wense ist immer auf das Früheste und Älteste aus. Selbst sein Städtebild Göttingen beginnt er mit den Sätzen: »Was an Göttingen fesselt: Die vielen Steinzeitfunde in einer heute noch fast steinzeitlichen Landschaft: Rosdorf-Grone-Eliehausen/Diemarden-Lengden. Orte mit steinzeitlichen Namen.« <sup>456</sup> Aber dieses Deutschlandbuch, das wie gesagt niemals erschienen ist, hätte den Beweis geliefert, dass man über eine deutsche Region schreiben kann, ohne den Begriff Heimat emphatisch einzusetzen, ohne den Völkischen und Stammestheoretikern zu folgen. Heimat, Volk spielen keine Rolle, aber es wird auch nicht klar, welche Art von Ahn da zu beerben gewesen wäre, da auch der Begriff Germane gemieden wird. Wie er die Urbevölkerung und dann die Chatten stammesmäßig einordnen könnte, beschäftigt Wense nicht. Es waren Menschen, die sich diese Landschaft aneigneten, und sehr oft waren es Fremde, wie auch Wense selbst, der aus Ostpreußen stammte. Ein Antidot gegen die rechte Besetzung deutscher Landschaft war die seinen Buchprojekten vorausgegangene kurze Karriere in der Musikszene der Moderne – er schrieb mehrere atonale Kompositionen –, zum anderen aber unterscheidet Wense von den Völkischen das schiere Arbeitspensum, die überlegene Kennerchaft. Die anderen warteten mit abgestandener Poesie und großen Schlagworten auf – Wende ersetzte Bekenntnis durch Kenntnis. Im genauen Hinschauen zog er mit Konrad Weiss gleich, in genauer Lektüre mit Ricarda Huch, die uns im nächsten Teil beschäftigen werden. Unvergleichlich war sein multidisziplinärer Ansatz.

Den Auftrag, den er am 7.5.1932 erhielt und der »zum völligen Zusammenbruch« seines »gesamten Lebens« führte, nahm er mit großer Entschlossenheit und Hingabe an. Noch in Karlshafen beschließt Wense, ein Mensch zu werden, »der unestet ist, namenlos und verloren sein will. Ich lebe dem Himmel. O könnte dies mein Stil sein; jeden Monat in einer andern Stadt in dem unbekanntesten Deutschland und von da ausschwärmen und forschen. Ich rühre die Erde an und sie redet mir. Die Wolken schreiben es mir an den Himmel.« <sup>457</sup> Wense bezog Quartier im zentral

und verkehrsgünstig gelegenen Kassel, was ihn noch nicht zum Strategen machte. Er gehört definitiv zu den Taktikern, um mit Michel de Certeau zu sprechen. Als Taktiker verfolgte er ein Kalkül, »das nicht mit etwas Eigenem rechnen kann und somit auch nicht mit einer Grenze, die das Andere als eine sichtbare Totalität abtrennt. Die Taktik hat nur den Ort des Anderen. Sie dringt teilweise in ihn ein, ohne ihn auf Distanz halten zu können.«<sup>458</sup> Wense »ist nicht unabhängig gegenüber den Umständen«, er will es gar nicht sein. Am ersten Tag in Kassel erblickt er einen Milchwagen mit der Aufschrift eines Rittergutes in der Nähe, »zwei kleine Stunden« entfernt. Er macht sich sofort nach Windhausen auf und findet ein Schloss aus dem 18. Jahrhundert, einen Park im englischen Stil, eine Eremitage, ein Mausoleum, eine Menagerie und ein »Grab des Arminius mit Versen in frz. Sprache«. »Das Seltsamste ist am schönsten Punkt gelegen: ein Affendenkmal«, »eine gebrochene Säule mit Klopstockinschrift« – unter ihr hatte der Erbauer der ganzen Anlage, der hessische Staatsminister von Schlieffen, seine Lieblingstiere begraben.<sup>459</sup> Das alles fand Wense, als er einem Milchwagen folgte. Ein Denkmal für Hermann den Cherusker mit französischer Beschriftung in einem englischen Garten, der aber vom Auftraggeber germanischer Garten genannt wurde, eine Säule zur Erinnerung an tote Affen, das Ganze initiiert durch einen Mann, der mit dafür verantwortlich war, dass die hessischen Landeskinder an die Engländer zum Einsatz in Amerika verkauft wurden – dichter und widersprüchlicher konnte sich der Taktiker seine Einführung in den von ihm vorausgesetzten Reichtum seines Raumes nicht wünschen. Der Taktiker, um noch einmal de Certeau zu zitieren, »muss andauernd mit den Ereignissen spielen, um ›günstige Gelegenheiten‹ daraus zu machen. Der Schwache muss unaufhörlich aus den Kräften Nutzen ziehen, die ihm fremd sind. Er macht das in günstigen Augenblicken, in denen er heterogene Elemente kombiniert.«<sup>460</sup>

Kassel war also der Ausgangs-, nicht der Sammelpunkt. Die »Grundfiguren reiseliterarischer Bewegung« hat Ottmar Ette in fünf Grundtypen unterteilt: den Kreis, das Pendeln, die Linie, den Stern, das Springen.<sup>461</sup> Wense ist eindeutig der Figur des Sterns verpflichtet: Er schwärmt aus in unbekanntes und bekanntes Terrain und kehrt zurück, um am nächsten Tag wieder loszuziehen, fast immer in ganz andere Richtung. Wenn es nicht sehr anachronistisch klingen würde, könnte man sagen: Er scannt seine Landschaft, die hermeneutische Bewegung gilt der Gesamtläche und gleichzeitig der Tiefe in ihr. Städte und Sehenswürdigkeiten gibt es notwendig auch in Wenses Region, aber sie sind nicht im emphatischen Sinne Ziele. Sie können aber Ausgangspunkt neuer, sekundärer Sterne werden wie etwa Eschwege, das er als zentralen Ort und wegen der Nähe zum Meißner schätzte, dem anderen »starken Berg« in seiner Region (Abb. 28).

Wense erbettelte sich eine Netzkarte und legte im letzten Jahr der Weimarer Republik geschätzte 4 500 Kilometer zu Fuß zurück.<sup>462</sup> Seine Gesamtleistung wird mit 24 000 bis 27 000 km angenommen. Er wusste selbst: »[J]ede meiner Wanderun-

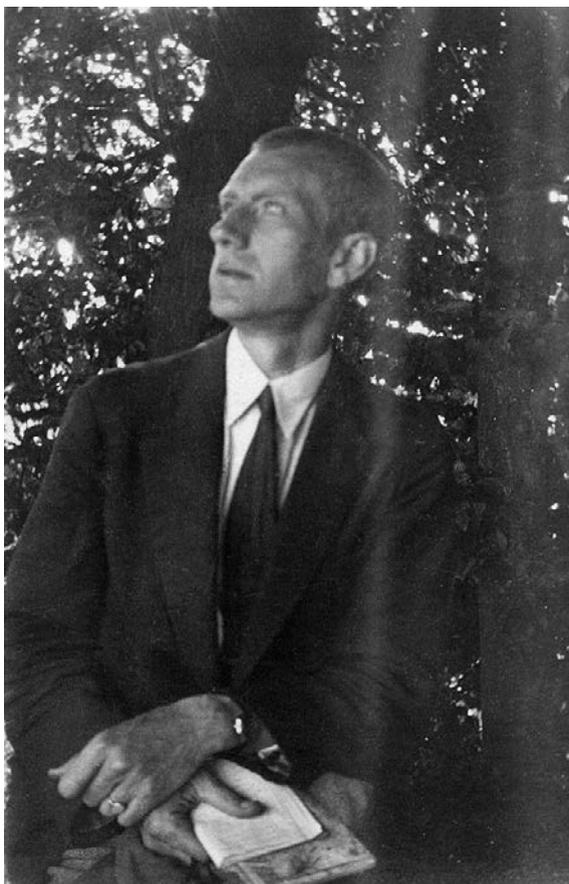


Abb. 28. Hans Jürgen von der Wense auf dem Hohen Meißner, 1934

gen ist ja eine Flucht vor den Menschen, dies ist ja der eigentliche Triumph bei jedem meiner Märsche – ich bin unerreichbar, nur in mir und bei meinem Gott.«<sup>463</sup> Wense war homosexuell, er hasste und fürchtete die Nazis, die zum Glück wohl nie seine Briefe oder gar seine Tagebücher geöffnet haben, und er entkam ihnen und vor allem einer zweiten Einberufung, trotz dreier Musterungen: Nicht ein Emigrant war er, sondern ein Migrant im eigenen Lande, wie sein Biograph Reiner Niehoff es formuliert hat. Erst gegen Kriegsende fand Wense Arbeit in einem Rüstungsbetrieb, die ihn von anderen Einsätzen befreite.

1932 war das Jahr mit der höchsten Vagabundenquote im Reich, es war damals schon und erst recht nach 1933 nicht leicht, sich von diesem Typus des Wanderers zu distanzieren und obrigkeitlichen Nachstellungen zu entgehen – »Frei, daher verdächtig«, nannte das Wense: »Schotten [Vogelsberg, wo Wense aus der Kleinbahn

steigt] – aber peinlich mit vielen anzulangen morgens, alle gaffen, besonders der Gendarm.«<sup>464</sup> Wense vermied zumindest die Gleichsetzung mit dem Landstreicher, indem er Knickerbocker trug, ein langes Jackett, eine Art Herrenfahrermütze, die bestimmt nicht mit einer Arbeitermütze zu verwechseln war, und einen Beutel, nicht einen Rucksack, zum Tragen des Proviantes verwendete – ein Herrenwanderer eben, kein Tramp, kein Ausflügler, kein jugendbewegter Wandervogel.

Und so schlief er auch nicht in Scheunen oder in freier Natur, sondern in Kassel, das er oft erst nach einer Nachtwanderung wieder erreichte, oder in den größeren Orten, aber in der Landschaft allein auf sich gestellt, legte er sogleich seine Fluchtattitüde an den Tag, die aber nicht nur einen psychologischen, sondern auch einen eminent methodischen Sinn hatte: Er verließ sich nicht auf Straßen und Wege, sondern wählte seine Strecke frei, um mithilfe der Landkarte Schnitte durch das Gelände zu legen, wie bei einer archäologischen Grabung, wenn auch auf der Oberfläche bleibend. Seine Funde waren, wie er es nach dem Krieg formulierte, »Einhakungen, Scharniere oder Geflechte«, in geologischer Hinsicht »Verwerfungen« – man denke dazu noch einmal an seine erste Tour, die ihn nach Schloss Windhausen führte. Die Zeitentiefe, die Wense überall suchte, in Natur und in Kultur, bürgt für jene Temporalisierung von Vielfalt, die wir im ersten Teil mit Bloch und anderen ansprachen. Vierdimensional ist Wenses Landschaftsbild. So nahm er zum Beispiel Orts- und Flurnamen sehr wichtig, »Einhakungen« von Geschichtlichem in eine Lokalität. Warum hieß ein Ort Römertod? Aber sein besonderes Augenmerk galt den Wüstungen, waren sie doch unbekannt, noch unbekannter als ihre Umgebung, und bildeten sie doch ein »Geflecht« aus Natur und Kultur. »[H]underte von ›Wüstungen‹ würden ihm ihre Entdeckungen verdanken, schreibt er und übertreibt weiter: »vor langen Jahren aufgelassene Dörfer, ja ganze in Trümmern liegende Städte tief tief im Urwald«. Wüsten, Wüstungen und Urwälder sind die Koordinaten seines Geschichtsbildes, von daher ist seine Region als eminente Geschichtslandschaft qualifiziert: »Die Geschichte – ein Weg und kein Ausweg. Als bauten wir eine Straße im Urwald, die immer als bald hinter uns wieder zuwächst, von neuer Wildnis verschlungen. Jeder Schritt nach vorn bedeutet nur ein weiteres Verlegen des Rückweges, jede neue erkämpfte Lichtung wird uns im Rücken schon wieder zu neuer Wüstung.«<sup>465</sup> Damit ist gesagt, was dem Historiker aufgegeben ist und zu tun übrig bleibt: »Die Geschichte ist Mutung. Man begreift sie voller aus fragmentarischen Einzelheiten, zwischen denen man die Zusammenhänge erahnt, als aus einem geschickt hergerichteten Ganzen. Mehr Mut zur Armut, die uns allein die großen Träume gibt. Der Historiker beutet die Geschichte aus wie einen Steinbruch.«<sup>466</sup>

# Literatur der Landschaft I: Wilhelm Stapel, Josef Winckler und Ernst Wiechert

Wenn wir uns vergegenwärtigen, welche von den deutschen Dichtern heute urbanistisch und welche landschaftlich sind, kommen wir zu einem Ergebnis, das vielleicht manche überrascht: die bedeutendsten Dichter der Gegenwart leben in der Landschaft und ziehen ihre Kraft aus der Landschaft.

Leider jedoch, bedauert der Autor, spiegele sich diese Tatsache nicht in der öffentlichen Wertschätzung wider: »[D]ie urbanistische Literatur ist im Vordringen, die echte Literatur der Landschaft ist in der Verteidigung. Eine Umkehrung dieses Verhältnisses setzt den Aufstand der Landschaft gegen die Urbs voraus.«<sup>467</sup> »Urbs« ist aber identisch mit Berlin, und das macht der Autor in einem zweiten Anlauf deutlich, in dem er gleich einen »hieron gamos«, einen himmlischen Bund zwischen Dichter und Bauer andeutet:

»Wie der Bauer der deutschen Landschaft aufsässig zu werden beginnt gegen das, was in Berlin gespielt wird, so wird der gebildete Deutsche sich dem widersetzen, was die Geistigen Berlins propagieren. Der Geist des deutschen Volkes erhebt sich gegen den Geist von Berlin. Die Forderung des Tages lautet: Aufstand der Landschaft gegen Berlin.«<sup>468</sup>

Der Verfasser ist Wilhelm Stapel (1882–1954), eine der »gefürchtetsten Federn auf der Rechten« (Armin Mohler), ein Berufspolemiker, der die Ende der zwanziger Jahre besonders heftig geführte Kontroverse Berlin-Provinz zu seinem Hauptanliegen machte. Der alte Gegensatz Zentrum – Peripherie, Hauptstadt – Provinz wird hier ideologisch geortet als die Opposition von Stadt und Land – Land, das Landschaft, Region, Boden, Natur bedeuten kann. Irgendwie spielt da auch des Partikularisten Widerstand gegen Hierarchie mit hinein, aber Stapel und die Seinen streben eigentlich nur danach, die »Urbanisten« zu entmachten und die »Regionalisten« zu inaugrieren. Was deren spezifisches Vorrecht sein soll, erfahren wir nicht. Die Rede ist charakteristischerweise von »der Landschaft« im Singular; dieses Sujet, das auch gerne mit »der Boden« gleichgesetzt wird, negiert aber das Potenzial aller Peripherie, ihre charakteristische Heteronomie. »Schöpferische Landschaft« überschrieb Martin Heidegger den Text, in dem er begründete, warum er einen Ruf nach Berlin nicht angenommen habe. Für ihn ist seine Skihütte im Schwarzwald der Ort, wo die Einsamkeit »das ganze Dasein *loswirft* in die weite Nähe des Wesens aller Dinge«.<sup>469</sup> Dass er in der »Arbeitswelt« der Hütte arbeitet *wie* die Bauern und nicht nur *in der*

*Nachbarschaft* der Bauern, dass der »Gang der Arbeit [seiner Arbeit] in das Geschehen der Landschaft eingesenkt« bleibt, will man ihm nicht so recht abnehmen, allen rustikalen Tendenzen seiner Schreibweise zum Trotz. Aber für den Identitätsphilosophen steht fest: Die »Landschaft« und nicht die Stadt ist »schöpferisch«. Deswegen geht er nicht nach Berlin. Wir werden diesem Phänomen des generischen Landes, des Landes an sich wiederbegegnen, in Werken, die Stapel vielleicht gefallen hätten. Er selbst empfiehlt in der Kategorie »bedeutendster Dichter der Gegenwart« nur zwei Namen: Rudolf Huch und Erwin Guido Kolbenheyer, zwei Schriftsteller, die anders als der Hamburger Stapel in kleinen Städten lebten, in Bad Harzburg und in Tübingen, deren Werke aber trotz (oder wegen) der hohen Bewertung Stapels nicht überlebt haben.

Was Stapel aber nicht würdigte, war eine andere Art, Landschaft schöpferisch werden zu lassen. Josef Winckler (1881–1966) gelang dies beispielhaft und mit großem Erfolg. Seine Hinwendung zur »drastisch nackten Fruchtbarkeit« seiner Heimat Westfalen gebar zwei humoristische Volksbücher: den »westfälischen Schelmenroman« *Der tolle Bomberg* (1923) und danach *Pumpnickel* (1925), letzteres ein Buch, das so heimatverbunden war, dass nach seinem Erscheinen niemand im Dorf mehr mit dem Dichter redete. Der »tolle Bomberg«, ein Lügenbaron und Possenreißer, in einer Klasse mit *Simplicissimus*, *Eulenspiegel* und dem Herrn von Schnabelewopski rangierend, repräsentiert das Westfälische so treffend wie Don Quichotte die Provinz Madrid. Winckler hatte eine bemerkenswerte Karriere zurückgelegt. Seine expressionistischen, extrem nihilistischen Dichtungen hätten eigentlich nur eine Konsequenz nach sich ziehen können, den Selbstmord, wie ein Kritiker ohne Übertreibung bemerkte. Man kann fast die Wochen zählen, in denen der Umschwung geschah, der Umstieg »aus der Hölle des europäischen Krieges und Zusammenbruchs« in ein Szenario, das nicht »heimatsüß«, sondern exuberant, karnevalistisch, subversiv ausgerichtet war. Er habe, so Winckler, »den Zusammensturz der Menschheit jahrelang so mitdurchlitten und endlich im ›Tollen Bomberg‹ mich von Herzen so freigelacht [...] über die schauerlich dumme Komödie, die Welt heißt«. <sup>470</sup> Stapel hätte nicht akzeptiert, wie die Mächte schicksalhafter Bindung an Land und Stamm – ja, man kann schon sagen: von Winckler ausgetrickst werden. Wie so viele hielt er das Thema für sehr ernst und dringlich genug, um an ihm die Machtfrage zu stellen. Gegen den Strategen Stapel agiert Winckler wie ein Taktiker. Er legt durchaus ein Bekenntnis ab, das dem »Geist des deutschen Volkes«, vertreten durch seine Westfalen, Genüge tun würde: »Ich steh vor meiner Heimat wie vor einem neu entdeckten Wunder: welch ein strudelnder Trichter von Leben und Gestalt ist dies amüsische Land!« Er sei »zurückgesunken in den Schoß meiner Heimat, noch tiefer untertauchend, mich vollsaugend wie ein durstiger Vampir aus Scholle und Mark des Münsterlandes, überschauert all die ewigen Kräfte zu erforschen, all diejenigen Instinkte zu be-

lauschen, die mich selbst einst in der Frühe gebildet, um wiedergeboren zu werden aus klarem Born«. <sup>471</sup> Scholle, Schoß, Mark, ewige Kräfte, Born: Das Vokabular ist kaum zu überbieten, aber dann stören Worte wie amüsisch oder Vampir doch den Heimatfrieden, und das ist typisch für einen Autor, der sich nicht so eindeutig positionieren kann, denn schließlich muss der Born ja nicht das Epos des bäuerlichen Lebens und das große Landschaftspanorama ausspucken. <sup>472</sup> Was ihm entspringt, ist nicht »Erdmythos« (Bloch), der sich mit Titeln wie »Neue Erde«, »Brot«; »Geist und Pflug« melden würde, es sind Geschichten, nacherzählte und zum Nacherzählen angelegte Geschichten, man ist versucht »Stories« zu sagen, Stories, die sich aus einem erstaunlich reichen Typenvorrat speisen: In *Der tolle Bomberg* etwa der gleichnamige Baron als Hauptperson und eine Schar sonstiger Adliger, ein jüdischer Viehhändler, eine durchreisende Feministin, ein Likörreisender, »Pfaffen« in großer Zahl, ein französischer Koch und »Kunstabäcker«, der Zoologe und Theologe Landios usw. Die Landschaft als solche ist nicht eigentlich »schöpferisch«. »Ich hör' in ganz Münster die Totenwürmer klopfen vor Stille«, schimpft der Baron über die Provinzhauptstadt: »Wenn der Gott auf die Stadt herabschaut, kriegt er vor Gähnen den Mund nicht mehr zu.« <sup>473</sup> Die Landschaft ist eine Spielfläche, auf der ein Trickser entweder auf lauter festgelegte Typen oder auf ihm ebenbürtige flamboyante Gestalten trifft. »Summa: Bei den geistlichen Herren war der Baron ein Besessener, bei den Adligen ein Trottel, bei den Spießern ein Hundsfott, bei den Militärs ein Saufgenie, bei den Damen ein Wüstling, aber beim Volk ein ›Kerl.« <sup>474</sup> Winckler sieht darin nichts Schlechtes, im Gegenteil: Wie Bomberg »überpersönlich zum Symbol zu wachsen« erscheint ihm »als der höchste Gipfel, den der Mensch überhaupt erreichen kann«. Das Volk macht im Roman Bomberg, den »monströsen Menschen«, zur Legende, aber die Legende lebt bei genauerem Hinsehen genau von dem Umstand, dass alle in ihm etwas anderes sehen und ihn demgemäß verschieden behandeln und er darauf reagiert: seine ihm angetragene Rolle spielend und übertreibend, die Rolle wechselnd und seine Gegenspieler übertölpelnd. Die Landschaft als Spielfläche, Bomberg, der Spieler, der deutsche Vielfalt verkörpert und durchspielt – ob das als typisch westfälisch gedeutet werden kann, darf füglich bezweifelt werden. In der Vorrede zu seinem Roman zeigt sich Winckler jedenfalls optimistisch, dass er in »den Geist Westfalens«, den »Volksgenius« seines Heimatlandes wiederauferstehen lassen kann:

›O Großer Gott von Soest!‹ – bis heute bleibst du spurlos verschwunden! So scheint mir auch der Geist des Westfalenlandes, nachdem er viele Jahrhunderte im Lande gewaltet als ein riesenhafter Kerl, mit dem sogar Karl der Große gefährlich ringen musste, ganz und gar gestohlen zu sein von heimattümelnden Dilettanten, die einen rührseligen Quaterkopp [Quatschkopf] aus ihm gemacht haben!

Großer Gott von Soest, hilf mir also, dass ich deinen noch größeren Wunderbruder, den Volksgenius meines Heimatlandes, endlich wieder saftig und urtümlich ans Licht bringen helfe; amen!<sup>475</sup>

Wincklers Roman wurde ein großer Erfolg – allein bis 1942 wurde er über 250 000 Mal verkauft. Als klassisches Heimatbuch wäre eine solche Auflagenhöhe nicht möglich gewesen. Fast unnötig zu sagen, dass der Roman auch bei weitem mehr Leser fand als die Bücher jener Autoren, die Wilhelm Stapel als »bedeutendste Dichter der Gegenwart« apostrophiert hatte.

Als Letzterer 1930 sein Pamphlet *Literatenwäsche* publizierte, ließ er das Bändchen durch einige Graphiken seines nationalrevolutionären Gesinnungsgenossen Paul A. Weber illustrieren. Eine zeigt einen Riesen, den wir als die mächtige Verkörperung des Aufstands des Landes, der aufständischen Bauern verstehen sollen, einen Berserker, der eine Gabel oder Schaufel voll dampfendem Mist in eine unbestimmte Ferne schleudern will (Abb. 29).



Abb. 29. Graphik von Paul A. Weber in Wilhelm Stapels Schrift *Literatenwäsche*, 1930

Aus dem Text erfahren wir, dass der Riese die Stadt Berlin auf die Schaufel genommen hat, um sie in die Ostsee zu schleudern: »Das Loch in der Mark wühlte er mit reinlichem Sande wieder zu. Von Stund an begann Deutschland zu genesen.«<sup>476</sup> Eine Gewaltphantasie, wie Weber sie sein Leben lang gezeichnet hat, die Stoßrichtung immer auf »Zivilisation«, auf Moderne gerichtet. So auch in der Illustration zu Hjalmar

Kutzlebs *Der Zeitgenosse* von 1922: Hier kämpft der Riese im Wald gegen ein Automobil an (Abb. 30).



Abb. 30. Graphik von Paul A. Weber in Hjalmar Kutzlebs *Der Zeitgenosse*, 1922

Sujet und Duktus beider Graphiken erinnern an den Roman *Der Totenwolf*, dessen Autor Ernst Wiechert (1887–1950) eigentlich einen vorderen Rang in Wilhelm Stapels Liste »landschaftlicher« Dichter verdient hätte. Wiechert lebte zwar in Großstädten (Königsberg und Berlin), darf aber als *der* Anti-Urbanist der deutschen Literatur schlechthin gelten.<sup>477</sup> Dabei war die Konkurrenz gewaltig: Gerade nach dem Krieg blühte das Genre der Bauern- und Kleinstadtromane wieder auf. Romane und Erzählungen erschienen, die einerseits versuchten das *Licht der Heimat* (ein Roman von August Hinrichs, 1921) zum Strahlen zu bringen, andererseits aber auch dem »deutschen Schicksal« der Nachkriegszeit gerecht werden wollten.<sup>478</sup> Der Held von Hinrichsens »Heide-Roman« absolviert das genretypische Erzählprogramm: Die geliebte Heide ernährt den Helden nicht, er geht in die große Stadt, wird dort unglücklich, wandert nach Amerika aus und kehrt als reicher Mann in die Heide zurück, um dort Kraftwerke zu bauen! Wiechert übernimmt das Schema, belastet es aber mit mehr Drama, mehr Weltanschauung und mehr Weltverneinung. Den Helden seines Romans *Der Totenwolf* (1924), Wolf Wiedensahl, einen ostpreußischen »Kraftmenschen«, lässt er »gegen das stadtgeborene Geschlecht und den Leichenatem der Zeit« ankämpfen: »Eure Städte muss man zerstampfen in Schutt und Scherben, eure Herzen zerbrechen, euren Gott muss man vernichten [...]. Was wisst ihr, was ein Deutscher ist? Der Kampf war sein Gott, der Hass war sein Pfeil, der Wald sein Haus [...] ... ach, ausrotten wird man euch, mit Gott und Haus und Weib und Kind [...].«<sup>479</sup> Der Entwicklungspro-

man erzählt von einer Figur, die in einer Art Einöde in Moor und Wald aufwächst. Bemerkenswert ist die Vorgeschichte dieses Wolf Wiedensahl. In geradezu stakkatohafter Folge verabschiedet der Autor die Generationen Urgroßvater, Großvater, Vater, um mit dem jungen Wiedensahl fortzufahren. Man fragt sich nur, warum er die Geschichten der Vorfahren erzählen muss, wenn es um den völlig anders gearteten jüngsten Spross der Familie geht, der ja auch von seinen Eltern ferngehalten wird. Die Antwort gibt indirekt der erste Satz des Romans:

Als die Wiedensahls ihr raschlebiges, hochfahrendes Geschlecht aus der raumlosen Ebene Niederdeutschlands in das hügelige Land zwischen den östlichen Wäldern verpflanzten, um eine Scholle zu bebauen, die nicht ihre Mutterscholle war, hatten sie bereits etwas leise Kränkelndes, Unbeständiges und Haltloses in ihrem Blut.

Durch Einheirat in ein ostpreußisches Gut wurden die Ebenenmenschen, die Wiedensahls, »Landfremde«; man sah es ihren Augen an, »die nicht mehr über hemmungslose Flächen gleiten konnten«. »Es war, als ersterbe langsam der Glanz dieser Augen von der Mühe, über alle Hügel der neuen Heimat hinwegzuschauen und durch den dunklen Vorhang der Wälder zu dringen [...]« Wir kommen noch zu dem Germanisten Josef Nadler, der die deutsche Literatur bodenständig auf die Formel Flachland gleich Romantik und Mittelgebirge gleich Klassik zu bringen versuchte. Bei Wiechert geht es aber um den Wechsel von einem Landschaftstypus in den anderen und um die pathologischen Effekte des Verlustes der angestammten Umgebung: Die ersten drei Generationen verschwenden am neuen Ort Leben und Gut, bis ihr Spross in einer Art Experiment und Radikalkur in das Land hineinwächst, in dem er geboren wurde und in das er gehört und aus dem er eigentlich nicht mehr herauswill: als »Moormensch«, der im »Totenwinkel« lebt – so der Name der Moorlandschaft, die sein Zuhause wird. Er regrediert in die Kulturstufe vor der Landwirtschaft; nicht einen Bauernroman, sondern einen Urmenschenroman hat Wiechert geschrieben, wie schon der Titel zu erkennen gibt.

Es fällt heute schwer, die Folgen eines Heimatverlustes als das Hauptmotiv eines Romans anzunehmen. Die Deutschen haben nach 1945 ganz andere Ortswechsel als die zwischen Tiefebene und Mittelgebirge absolvieren müssen, und Mobilität ist eine Grundvoraussetzung zeitgenössischer Lebens- und Arbeitswelt. In der Miniatur dieser Familiengeschichte spiegeln sich aber epochale Vorgänge wie Entwurzelung und Landflucht in der Zeit der Industrialisierung sowie Vertreibung und Umsiedlung nach den Gebietsverlusten von 1919ff., also der ersten und zweiten Phase der Völkerwanderung, die in noch viel größerem Umfang 1945 einsetzte und an die man sich in gewisser Weise gewöhnt hat. In der Gestalt des Moormenschen begegnen wir auch dem Phänotypus des Rücksiedlers und Selbstversorgers, wie er nach

1918 überall auftaucht und in wenigen Jahren zum Ziel eines staatlichen Förderprogramms wird.

Doch zurück zur Geschichte: Der Einsiedler Wiedensahl muss in den Krieg, er kommt beinahe darin um, als er im Schützengraben verschüttet wird, aus dem er sich nur mit letzter Kraft herausgraben kann – der Torfstecher hier im Kampf mit der feindlichen Erde, die ohne Segen ist. In den Totenwinkel zurückgekehrt, merkt er, dass er den Auftrag hat, »die Welt vom Totenwinkel aus zu erneuern«. Manchmal geht es auch nur darum, Deutschland zu retten. Man erwarte kein Programm. Wie so vielen Zeitgenossen der Nachkriegszeit hat sich dem Wolf eingebrannt, was er bekämpfen muss: die Kirche, die Stadt, die »Zivilisation«, die »Politik«, die Parteien. Brandreden hält er in politischen Versammlungen und in Kirchen. Die »Wahnsinnigen«, wie er seine Mitbürger anspricht, reagieren belustigt bis aggressiv, stecken ihn ins Gefängnis. Dem Erzähler fällt es nicht schwer, aus der entsetzten Perspektive des Waldmenschen und des vom Krieg Traumatisierten die Nachkriegskultur der frivolen Zerstreuung verächtlich zu machen. In der Stadt – wir denken an Königsberg – findet ein Ball statt, ein »Osterball der erwerbstätigen Bevölkerung«. Schon diese Formulierung soll als Hohn empfunden werden, ebenso wie der angekündigte Programmpunkt eines lebenden Bildes, »Die Witwe Germania auf dem Sarge des Vaterlandes«. Geworben wird für die Festivität durch ein »grelles« Plakat mit einem »Tänzerpaar im Taumel des Rausches«. »Das rote Kleid des Weibes ließ Brust und Knie frei und erschien wie ein Blutfleck zwischen den roten Flammen der Lampen und dem Schwarz der übrigen Gestalten und Schriftzüge.« Im Grund ist damit das Signal gegeben: Wiedensahl dringt in die Hinterbühne des Festsaals ein, findet dort ein Bündel Fackeln, die wohl später am Abend angezündet werden sollen, vertreibt das Orchester von der Bühne, hält seine »Brandrede« vor wütendem Publikum und zündet mit den Fackeln das Lokal an. Selbst wenn das Buch kein typischer Bauernroman ist – zum Genre des Zivilisationsflüchterromans gehört, dass der Mann zur Tat schreitet, zur einfachen Lösung des Problems. Walter Delabar, der sich mit diesem Motiv in den Romanen der späten Weimarer Zeit am intensivsten befasst hat, schreibt dazu: »Handlungs- und Wirkungswege werden verkürzt, zugleich wird die individuelle, physische Handlungsmacht aufgeladen. Wenn das Individuum einen Wert hat und zu sich selbst kommt, dann in der körperlichen Aktion.«<sup>480</sup>

Der »Totenwolf« »kommt am nächsten Tag zu sich«, gelangt in sein Moor zurück und wird dort am nächsten Tag in einem Feuergefecht erschossen. In den Armen der herbeigerufenen Großmutter, die ihn großgezogen hatte, stirbt er: »in seiner Mutter Schoß« und hingebettet auf »Mutter Erde«. Dieses finale Tableau ist wie alles in diesem Roman durch ein Gegenstück vorbereitet. Das Erdloch, in dem der Soldat beinahe umkam, wäre der Ort des falschen Todes gewesen. In seiner langen Abschiedsrede kündigt Wiedensahl an, dass sein »Blut« in seinem noch ungeborenen Kind schreien wird, »bis die Städte stürzen, das Kreuz, die Käfige«. Wiedensahl weiß, dass »er nicht vollende[t]«, genauso wenig tut es sein Erfinder, der seine Figur

opfert um vagester Vorstellungen von deutscher Wiedergeburt und deutscher Religion eher germanischer Ausrichtung willen. Ob nun alle wieder in den Wald, ins Moor, auf die Güter zurückkehren sollen, bleibt offen. Die Erde, in die hineinzulassen er die Festgesellschaft auffordert, ist heilig, weil dort so viele Tote ruhen, aber ist sie auch fruchtbar genug, um das neue Deutschland zu tragen? Man ahnt, wie inhaltsleer man diese Formel »Blut und Boden« weiterreichen wird. Es gelingt dem Autor nicht ein einziges Mal, das Bild der Landschaft sinnfällig zu machen, für die der Totenwolf lebt und stirbt. Generische und anonyme Landschaft – der Kollektivsingular Stapels regiert. Dies verwundert umso mehr, als ja die Ausgangsfrage lautete, ob die genetische Konditionierung eines Menschen mit einer fremden Landschaft in Übereinstimmung gebracht werden kann. Aber was Wiechert gelingt (ohne es zu wollen), er setzt 1924 ein ominöses Vorzeichen: 20 Jahre später brannte die ganze Stadt nieder, und ein Jahr später wurde die »Festung Königsberg« völlig zerstört. Aber der in den Wäldern Ostpreußens groß gewordene Autor hatte das Land und seine Hauptstadt im Grunde schon dadurch ausgelöscht, dass er sie nicht einmal bei ihren Namen nannte.

## Literatur der Landschaft II: René Schickele

Der Autor, um den es in diesem Unterkapitel geht, und die beiden Schriftsteller, denen wir uns später zuwenden, Hans Grimm und Manfred Hausmann, erfüllten Stapels Kriterien: Sie schrieben »Literatur der Landschaft« und anders als Wiechert lebten sie auf dem Lande. Ob sie auch Stapels hohen Erwartungen an »echte« deutsche Dichtung genügten, steht auf einem Blatt, das wir noch füllen müssen. Wie Stadt war Land in dieser Epoche ein Thema von existenzieller Dringlichkeit. Nur weil Stapel es politisch gegen Berlin ausspielte und weil Wiechert es mit Einöde und Primitivismus gleichsetzte, ist das Thema Land noch lange nicht politisch rechts oder anti-modern markiert. Es galt das Land als Habitat und Lebensgrundlage zu erfahren und nicht nur als das Andere der Stadt. Es galt ein neues oder altes Gefühl für das Land zu entwickeln, nachdem sich die Wahrnehmung der Landschaften, geprägt durch die Erfahrungen des Stellungskriegs, des Luftkriegs und der Artillerie, wahrhaft grundstürzend verändert hatten. Wiechert erzählt von dieser Schule des Neuen Sehens, die der Krieg auch war:

Langsam wurden sie [die im Stellungskrieg kämpfenden Infanteristen] heimisch auf der ganzen Welt. Sie verlernten es allmählich, über Strom und Wald und Hügel wie über Dinge zu blicken, aus denen ein Menschenherz Wärme oder Sehnsucht trinken konnte; sie prägten der Erde die harte Linie

des Krieges ein, und ihr mildes Antlitz wurde ihnen langsam ein nach Zwecken zu beurteilendes Etwas, wurde ihnen zum Begriff des ›Geländes‹.<sup>481</sup>

Das Überlebenstraining in dem auf äußerste Funktionalität reduzierten »Feld« verändert die Sprache, bringt neue Einträge im Wörterbuch der Neologismen, Ausgabe Krieg und Nachkrieg, hervor: »Gelände«, das ist wie »Der Raum Westfalen«, wie »Freifläche«, das ist – um mit Broder Christiansen zu sprechen: »unpersönlichste Gleichform«. Der Schriftsteller und überzeugte Pazifist René Schickele (1883–1940) hat einmal erzählt, wie er in den frühen zwanziger Jahren einen jungen Dichter und Artillerieleutnant a. D. an seine Lieblingsstelle am Abhang des Schwarzwaldes führte, mit Blick »über die Rheinebene, die Vogesen, die Weinberge, die dem südlichen Schwarzwald vorgelagert sind«. Schickele wollte seinen Begleiter »entrücken«, merkte aber sehr bald:

Sein Artilleristengehirn begann nach Deckungen, Richtpunkten zu suchen, in einer Art Schwärmerei führte er Krieg mit Kanonen in dem gewaltigen Garten, der sich seinen Blicken darbot. Er verließ uns, ohne etwas andres von hier mitzunehmen als die Erinnerung an eine etwas phantastische Reliefkarte eines Kriegsschauplatzes, in die er allerhand Einzeichnungen gemacht hatte.<sup>482</sup>

»Seitdem weiß ich«, fährt Schickele fort, »auf ihrem langen und vielfältigen Rückzug aus dem Krieg werden die Jungen nur mühsam und mit stockenden Pulsen zur Landschaft, zu ihrer Kindheit zurückfinden.« Schickele, der 1915 als dienstuntauglich eingestuft wurde und dem Krieg durch Umzug in die Schweiz entkam, hatte, wie er im gleichen Zusammenhang beschreibt, selbst große Schwierigkeiten, nach 1918 diesen Anschluss an die Landschaft wiederherzustellen. Es war freilich nicht nur der Krieg, sondern der lange Aufenthalt in den großen Städten, der ihn ihr entfremdet hatte:

Sie [die Landschaft] sprach zu mir, ohne dass ich es hörte, kaum, dass ich nachts im Hochwald den Laut der kleinen Wasser vernahm. Ich schien nicht zu hören, und jedenfalls lauschte ich nicht. Ohne es zu merken, öffnete sich mein Wesen weiter und weiter, die äußeren Bilder durchfluteten mich, wie ich, weit aufgeschlossen, durch die Jahreszeiten schritt. Ich ahnte nicht, dass diese äußern Bilder, wie der körperliche Blick sie streifte, Gestalt und Farbe meiner tiefsten Erinnerungen waren, die sich anschickten, von meinem ausgehöhlten Menschen Besitz zu ergreifen. Und langsam aufwachend, bildete sich mein zerstörtes Inneres neu nach dem Bilde der Landschaft, die meine Wahrheit war, Wurzel und Krone des Lebens, sie und nichts andres.<sup>483</sup>

Der Umbruch kommt wörtlich über Nacht, als er sich todmüde nach einem langen Tag seinem Haus nähert und einer Epiphanie teilhaftig wird, die ihn wieder zu dem macht, was er nicht ohne Stolz »lebendiges Gewissen und lebendiges Lied dieser Landschaft« nennt – gemeint ist grenzübergreifend der Oberrhein. »Meine Romane sind wie die Landschaft, aus der ich stamme, das Rheintal zwischen Schwarzwald und Vogesen: ein breiter Garten, aus dem, fast unvermittelt, die Berge aufsteigen.«<sup>484</sup> Eine gesegnetes Stück Erde, aber hin und hergerissen zwischen den Mächten und im Krieg schwer gezeichnet. Schickeles wichtigster Essay über »sein« Land, vielleicht sein bedeutendster Essay überhaupt und einer der ganz großen Texte aus dieser Ära, heißt »Blick vom Hartmannsweilerkopf« – das ist ein Berg in den Vogesen:

»Ich war beim Kreuz auf dem Gipfel, und die Sonne brannte. Ich war in diesen Gedanken doch anderswo, so wie man in einem Traum ist. Steine und Asche regneten – sie kamen von fern. Aber sie schlugen mich, brannten und wollten mich zudecken. Was war das?« Die Antwort lautet: »Da erinnerte ich mich an den Vulkan, der in meiner Welt arbeitete [...]: Dostojewski.«<sup>485</sup>

Es folgt ein langer Essay im Essay über Dostojewski. Warum Dostojewski? Nicht »Vorbildlichkeit« biete der Russe an, »sondern Notwendigkeit im Sinne von: »Durch dies müssen wir hindurch, dies ist unser Schicksal.«<sup>486</sup> So hatte Hermann Hesse in der Dostojewski gewidmeten Sammlung »Blick ins Chaos« geurteilt. Schickeles große Phantasie über Dostojewskis Welt, über »Menschenqual und sprengende Lust«, leistet genau dieses »Durch-Hindurch«. In den Worten des Essays: »Was ist mit Dostojewski? Ich muss es mit mir ins Reine bringen.« Dostojewskis Werk ist Ersatz, Vorbereitung, Abhärtung für das, was kommt, und annonciert, dass es in seinem Essay um sehr viel mehr geht als um Schlachtfeldtourismus. Dann wird der Anfang wiederholt: »Ich stand auf dem Hartmannsweilerkopf, Heimat um mich, Edelkastanien, Nussbaum und Rebe.« Die sich andeutende bukolische Szene wird durch ein mächtiges »Et in Arcadia ego« unterbrochen:

Ich wusste, wo ich war: auf dem Gipfel des Friedhofs von sechzigtausend Männern, die einander hier getötet hatten und in ihrer sechzigtausendfachen grausigen Umarmung unter meinen Füßen lagen, wie der Tote von morgen den von gestern begraben hatte. Ich wusste es, und der Berg um mich war blutrot von den blühenden Weidenröschen und offen wie ein geplatzter Leib, der seine letzte Scham in der Tiefe seiner Risse und Höhlen verbarg.<sup>487</sup>

Aber Schickele repetiert nicht den Verlauf der Kämpfe am Hartmannsweilerkopf, die nach heutigen Schätzungen 30 000 Mann das Leben kosteten. Wie furchtbar der Krieg gerade im Elsass und in Lothringen gewütet hatte, war ohnehin jedem Zeitgenossen

bekannt. Schickele bleibt auf dem Gipfel sitzen und stellt wie im Höhenrausch eine Art Rundflug über Europa an – er nennt das: »Rundreise des fröhlichen Christenmenschen« –, beim Rhein anfangend, Schwarzwald und Vogesen hinter sich lassend, eine Bodenseetour absolvierend, dem Rhein bis zu den Ursprüngen folgend und von dort die Alpen hinabgleitend ins südliche Frankreich und so weiter. Der Ausflug in alle Welt, den der Essayist unternimmt, ist mehrfach motiviert: Zuallererst natürlich durch den hohen Ausgangsort, dann durch den Anspruch, grenzüberschreitend gehört zu werden, eine Postur, die dieser Autor immer wie selbstverständlich annahm, und weiterhin durch die Tatsache, dass in dieser Erde Vertreter aller europäischen Völker, nicht zu schweigen von den Soldaten aus Nordafrika, begraben waren. Dieser Krieg wurde ja nicht umsonst *Weltkrieg* genannt. Schickele liest die »schematische Familienchronik, wie die Landkarte sie darstellte«; er entdeckt, auf einem Steinklotz des Berges sitzend, überall »die Gleichheit Europas in der Geschichte seiner Völker und seiner großen Gestalten. [...] Wir Europäer hatten alle das gleiche Schicksal, nur wechselten wir einander ab in seiner Gestaltung; es war wirklich immer dieselbe Geschichte ...« Schickele schreibt über Dostojewski, dass dieser »die Katorga [das Arbeitslager, zum dem der Dichter nach seiner Scheinhinrichtung verurteilt wurde] nur verließ, um sie in aller Welt wiederzufinden«. Ähnlich geht es Schickele. So wie Dostojewski das Leid, das er in der Katorga erfuhr, später überall auf der Welt wiedererkannte, die Welt also zu einer Katorga im Großen wurde, so begriff Schickele den Hartmannsweilerkopf und seine Geschichte als stellvertretend für Europa, seine Krisen und Kriege.

Insbesondere durch die langen Stellungskämpfe hatte der Weltkrieg, der damals noch nicht der erste hieß, völlig neue Landschaften geschaffen. Schickele sucht sich den naheliegendsten Berg, den von seinem Haus jenseits des Rheins aus sichtbaren Berg, an dem sich die neue Art von Landverbrauch dokumentiert hat: von Gräben durchzogen, zersprengt, durchbohrt und über und über beschriftet, von den Bataillonen, die ihre Position markierten, ihre Gefallenen notierten, Botschaften an die Nachwelt schrieben. Wenn es einen Berg gab und immer noch gibt, der durch und durch historisch geprägt ist und sich jedem unschuldigen Landschaftsgenuss entzieht, dann ist es der Hartmannsweilerkopf. Schickele besetzt eine Spitze, die früher einmal Feldherrnhügel geheißten hätte und die zuletzt nur noch als Höhe Soundsoviel in einem erbitterten Stellungskrieg gezählt wurde. Schickele war vorher und ist 1922 kein Frontbeobachter; immer muss er in die Materialität und Sinnlichkeit seiner Sujets eintauchen, so wie er gleich zu Anfang, als er noch mit Dostojewski, dem »kämpfenden Denker«, ins Reine kommen will, »Stellung« bezieht in den Schützengraben der deutschen und der französischen Frontsoldaten. Denkbar, dass er, der den Krieg dank seines Aufenthaltes in der nahen Schweiz nicht mitmachte, ihn schlicht nachholen, nachfühlen muss. Den strategischen Blick seines Gastes, des Artillerieleutnants a. D., beherrscht er nicht. Seine Annäherung, die Annäherung des Intensi-

tätssüchtigen, ist immer die gleiche: der Direktkontakt und das tiefste Erleben, dann die Gedankenflucht und durchgehend das gleichsam experimentelle Aushalten der Gegensätze. Denn auch das zeichnet Schickele aus: Er würde niemals das Erbe von Romantik und Expressionismus ausschlagen wollen, wenn es um Landschaft geht. Beim Abstieg kommt er zu einem Landhaus, in dessen Garten eine sommerliche Musikaufführung gegeben wird. Es fällt ihm leicht, seitenlang die Stimmen zu beschreiben, die sich zum Konzert vereinen, und beim Durchschreiten des Parks wird er im Anschluss daran von der »anderen« Wirklichkeit, der »Kehrseite unseres Lebens« eingeholt und übermannt – auch ein Sieg, aber einer, dem er wehrlos unterliegt: »Da lag, was ich war und je sein würde, beschlossen in diesem Wald. Als ein Geheimnis trat er mir entgegen und darin, von neuem geheimnisvoll, ich mir, und also war alles fraglich geworden – aber das Neue, das Andersseitige, von dem ich doch ganz ergriffen war, das vermochte ich nicht zu nennen.«<sup>488</sup> Wieder, wie nächtens vor dem eigenen Haus, eine Visitation; die »Natur an sich« überkommt den Waldmenschen, den Landsmann in einer Epiphanie. In völkischer Dichtung ließen sich ähnliche Erlebnisse finden – mit dem einen großen Unterschied, dass Schickele sie sich hart erarbeitet hat. Sie sind Lohn, aber nicht Balsam; sie sind das Andere in einer Zeit und in einem Land voll von »Andersseitigem«. Schickele ist einer der ganz wenigen Autoren dieser Zeit, der seine Leser lehren konnte, zwischen den Extremen nicht einseitig Stellung zu nehmen, sondern sie auszuhalten.

Es gibt eine berühmte Aufnahme von René Schickele, die er auf den Einband seiner Essay-Sammlung *Die Grenze* (1932) setzen ließ (Abb. 31). Sie ist auf einer Brücke über den Rhein entstanden: Angetan in einer Kluft, die auch Wense getragen hätte; als Wanderer lehnt der Dichter nicht ohne Herausforderung gegen einen Pfeiler, der die Grenze zwischen Frankreich und dem Reich markiert und dementsprechend beschriftet ist: »Limite de souverainité – Hoheitsgrenze«. Die Schiffsbrücke bei Rheinweiler hatte eine ganz spezielle Bedeutung für den Autor – nicht nur weil sie der nächstgelegene Rheinübergang war, wenn man, wie er, von Badenweiler hinunter ins Rheintal fuhr. Ein mit *Die Grenze* überschriebener Essay beginnt so: »Unter dem Donnern der Planken wie dem riesigen Trommelmarsch fahren wir über die Schiffsbrücke. [...] Kein Laut außer dem Donnern der unter dem Wagen nachgebenden Brücke und dem fast unterirdischen Geräusch des Wassers. Wir atmen auf. Wir sind drüben.«<sup>489</sup> Dieselbe Brücke wird am Anfang und Ende von Schickeles Roman *Blick auf die Vogesen* (1927) besritten bzw. befahren, einmal in Richtung Frankreich, das andere Mal in Richtung Deutschland. An der Mitte wird nicht angehalten und posiert, denn mit der Grenzüberschreitung muss erst einmal die Erzählung in Gang gebracht werden, und sie wird gleich doppelt ausgerichtet: *Blick auf die Vogesen* ist der Haupttitel, »Heimkehr« der Titel des ersten Teils und »Vive l'Alsace« ist das erste Kapitel überschrieben – ein Mehr an Geographie und Richtungssinn ist kaum denk-



Abb. 31. René Schickele an der deutsch-französischen Grenze, Rheinbrücke Breisach, 1931

bar. Wie die Fotografie demonstriert der Aufbau des Romans, dass Grenzen grundsätzlich überschreitbar sind. Es wird am Anfang auch gar nicht auf die Grenzziehung eingegangen, was zählt, ist die Natur, der Rhein, der zufällig auch natürliche Grenze ist, aber in hohem Maße als belebendes und nicht als beschneidendes Element empfunden wird. Wie im Essay beschrieben: eine Schiffsbrücke macht ganz anders den Übergang und die Nähe und Aktivität des Wassers fühlbar als eine Stein- oder Eisenbrücke. Was Schickele hier evoziert, diese immersion totale, steht im genauen Gegensatz zum trotzigen Position-Beziehen auf der Fotografie:

Der Rhein, der Rhein! Immer häufiger blieb Claus stehen, reckte sich, tief atmend, spreizte die bloßen Hände, warf den Kopf in den Nacken, senkte ihn lächelnd. Da klopfte sein Herz in der Schweben zwischen Deutschland und Frankreich, mitten auf dem Rhein, der ein heiliger Strom war, und trieb fröhlich das Blut durch den Körper, und ihm war, als kreiste ein heller Schimmer davon auch außerhalb seiner Leiblichkeit, viel, viel weiter, als die waagrecht ost- und westwärts ausgestreckten Arme – von einem Gebirgszug am Horizont zum andern!<sup>490</sup>

Die Völkischen erwarteten von den »Grenzlanddeutschen« ein »Grenzgefühl«. Claus erfüllt ein solches wie durch Rauschmittel erzeugt: Er spricht in Zungen, in »Pfungstzungen über dem Rhein«, »von einer ›Überrumpelung der Grenzen durch einen schönen Tag«, von der ›Macht eines göttlichen Leichtsinns über die Zöllner«, stark und frisch fühlte er sich«. Am anderen Ende der Brücke erwarten ihn dann die kleinliche und missgelaunte Realität der französischen Grenzposten. Seine Papiere sind nicht in Ordnung, »der Kleinkrieg im Frieden« beginnt.

Der maßgebliche Traktat zur Frage der Grenzen war die 1927 erschienene Hauptschrift *Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung* des Geopolitikers Karl Haushofer, auf den wir bereits in diesem Teil zu sprechen gekommen sind. Er ordnete Grenzen zwischen »Rechtsbuchstaben« auf der einen und »Lebensdrang« auf der anderen Seite ein. Hier die völkerrechtlich kodifizierte »Grenzlinie« als »blut- und körperlose, möglichst mathematische Abstraktion«, dort der »Grenzsaum« als »dreidimensionaler, durchbluteter Grenzkörper«.491 M. H. Boehm wird etwas später die »feste oder statische« von der »beweglichen und dynamischen Grenze« unterscheiden.492 Man ahnt, worauf diese Differenzierung hinausläuft. Haushofer weist die beiden Typen dem romanischen bzw. dem germanischen Kulturraum zu, und damit ist auch gesagt, wohin seine und Boehms Auffassung von der richtigen Grenzform tendiert. In gewisser Weise schließen sie an die Volks- und Kulturraum-Theorie an: Kulturraum negiert Linien, Kulturraum heißt Grenzraum – mit der Option auf zukünftige Raumerweiterung. Kurios ist, wie Schickeles Postur auf der Fotografie, sein Protest gegen den »Grenzkoller«, in die gleiche Richtung zu tendieren scheint: Des Dichters Körper besetzt, überspannt den dünnen Grenzstrich, er nimmt sich die Souveränität heraus, die formal hier enden soll. In einer 1928 gehaltenen Rede »Erlebnis der Grenze« sprach Schickele sein Publikum mit den Worten an: »Meine Damen und Herren, wer den Willen und die Ausdauer hat, die Grenze zu erleben, wird sie in sich überwinden wollen.«493 Der in Deutschland lebende Elsässer und bekennende Europäer will sich, die Grenze bezwingend, beiden Souveränitäten zuordnen und nicht, wie der militante Revisionist Haushofer, die Grenzsituation richtig, sprich: mit germanischem »Lebensdrang« erfüllen. Das »Drama«, so Schickele, fordert nicht die »Entscheidung«, es muss sich »im Innern eines und desselben Menschen« abspielen.494 Thomas Mann will das Bipolare bereits dem Erscheinungsbild des Freundes angesehen haben: es »bestimmt selbst seine persönliche Wirkung, in der seine Deutschsprachigkeit mit dem körperlichen Typus eines französischen Intellektuellen kontrastiert.«495

Den fotografischen Nachweis des Grenzgängertums konnte man in den Städten nicht inszenieren (ausgenommen im geteilten Berlin nach 1945), es blieb eine Erfahrung, die der Mensch in der Landschaft machte und die umso prägnanter war, als Land-

schaft kaum Grenzen kennt, sondern in der ausgedehnten Weite ihre Dimension hat. Das gilt selbst für die Demarkationsgrenze des Rheins, der ja, wie der Elsässer Schickele am besten weiß, immer nur eine »fließende Grenze« war, mal von Frankreich, mal von Deutschland überschritten und auch zu der Zeit, da die Aufnahme entstand, von höchst störungsanfälliger Natur. »Sollten Rheinbrücken, die gleichzeitig Grenze waren, der geeignete Ort sein, Brüderküsse zu tauschen?«, fragt eine Romanperson Schickeles und fährt fort: »Solche Brücken standen selbst im Frieden unter Geschützfeuer.«<sup>496</sup> Weite, Unbegrenztheit, Offenheit, aber auch Einheit, die Grundzüge von Landschaft, sind Qualitäten, die in der Weimarer Zeit durchaus utopisch besetzt sein können – utopisch, eben weil sie keinen Ort haben. Utopie, gegen das letzte Zitat und gegen den Hintergrund seiner Fotografie gerichtet, klingt bei Schickele so:

Das Land der Vogesen und das Land des Schwarzwaldes waren wie die zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches – ich sah deutlich vor mir, wie der Rhein sie nicht trennte, sondern vereinte, indem er sie mit seinem festen Falz zusammenhielt. Die einer der beiden Seiten wies nach Osten, die andre nach Westen, auf jeder stand der Anfang eines verschiedenen und doch verwandten Liedes. Von Süden kam der Strom und ging nach Norden, und er sammelte in sich die Wasser aus dem Osten und die Wasser aus dem Westen, um sie als Einziges, Ganzes ins Meer zu tragen ... und dieses Meer umschloss die große, von den jüngsten, unersättlichen Söhnen des Menschengeschlechts bewohnte Halbinsel, in die das zu gewaltige Asien deutlich endet ... *Europa*.<sup>497</sup>

Bei Schickele dehnt sich die Region zur Weltlandschaft.

## Literatur der Landschaft III: Josef Nadler und Rudolf Borchardt

Ein Jahr jünger als Schickele war der Wissenschaftler, der wie der Dichter sein Lebenswerk der Regionalität menschlichen Schaffens widmete und zu völlig anderen Ergebnissen kam: der Germanistikprofessor Josef Nadler (1884–1963).<sup>498</sup> Genau genommen rangierte bei ihm als erster Leitbegriff der Stamm, also das Blut, und als zweiter die Landschaft, also der Boden, aber die Entitäten sind natürlich aufs Engste miteinander versippt, wie man wohl sagen darf.<sup>499</sup> Die Formel »Blut und Boden« war übrigens eine Erfindung des unvermeidlichen Oswald Spengler, wurde aber erst durch

den Spengler-Adepten August Winnig richtig populär, der gleich zwei seiner Deutschlandbücher, nämlich *Befreiung* (1926) und *Das Reich als Republik* (1928), mit dem Satz eröffnete: »Blut und Boden sind das Schicksal der Völker.« Noch ein Übriges: »La terre et les morts« war die Formel, mit der das nationalistische, das »ewige« Frankreich argumentierte, seit der berühmten Ansprache, die Maurice Barrès am 10. März 1899 vor der »Ligue de la patrie française« gehalten hatte. »Die Erde und die Toten, auf diese Realitäten stützt sich das französische Bewusstsein«, auf den Boden der Herkunft und die unendliche Kette der Vorfahren, auf »die Erde, die bleibt, und die Toten, die leben«.

Aber zurück zu Nadler. 1912 erschien Band 1 der *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften*, und es dauerte 16 Jahre, bis der vierte Band herauskam. Doch bereits zuvor hatte Nadler, angespornt durch den enormen Erfolg seines Werks, die erste Auflage zu revidieren begonnen, eine zweite parallel erscheinen lassen und eine dritte 1929 angefangen, bis er dann zwischen 1938 und 1941 die vierte und weltanschaulich eindeutigste Fassung herausbrachte, die jetzt als *Literaturgeschichte des Deutschen Volkes* firmierte. Ein veritables »work in progress«, wobei der »Fortschritt« das Werk immer weiter in die rechte Ecke beförderte. Die Epochen der Vorkriegs- und Kaiserzeit, der Weimarer Jahre und des Nationalsozialismus bilden sich in den vier Auflagen ab, genauso wie die drei Wirkungsorte des Verfassers ihre Spuren hinterlassen haben. In Nadlers Stammeskategorien gesprochen, wirkte er während dieser Jahre im alemannischen Freiburg im Üechtland/Fribourg, im (ost)preußischen Königsberg und im österreichischen Wien, das er dem bayerischen Stammesgebiet zurechnete. Damit hatte er sich in allen drei der von ihm unterschiedenen germanischen Großlandschaften angesiedelt: im Gebiet der Altstämme, der Neustämme und der geborenen »Vermittler« zwischen germanischem Erbgut und »Rom«, Letzteres im doppelten Sinne von Antike und Katholizismus verstanden – so setzte sich der gewissermaßen pangermanische Lebensweg eines Germanisten zusammen, nicht die Vita eines Grenzgängers, eher die Geobiographie eines Grenzhüters.

Programmatisch eindeutig und für alle Ausgaben der Literaturgeschichte verbindlich hat Nadler sein Kernanliegen 1927 folgendermaßen verkündet:

Die Literaturgeschichte, wie ich sie mir denke und in meinen Arbeiten zu umreißen suche, [...] will den völkischen Weltraum des deutschen Geistes in gleicher Weise sicherstellen wie den geistigen Weltraum des deutschen Blutes. Sie will die organische Gliederung des deutschen Volkes nach innen geisteswissenschaftlich vorbereiten und den Weltbestand des deutschen Blutes geistesgeschichtlich erfassen.<sup>500</sup>

So wie der Autor die Extrempositionen des deutschen Kulturgebietes biographisch besetzte – von Fribourg, Königsberg und Wien aus erreichte man mit der Straßenbahn den französischen, den balto-slawischen und den slawischen Kulturraum –, so

plante er strategisch seine Wissenschaft als Platz-, besser als Raumhalterin des deutschen Geistes und Blutes. Er spricht ebenso emphatisch wie expansiv vom »völkischen Weltbestand des deutschen Blutes« und dem gleichfalls »völkischen Weltraum des deutschen Geistes« und meinte damit das »weite, raumbeherrschende Machtbewusstsein«, das Carl Schmitt den Germanen zuschrieb. Von Fribourg bis Königsberg war man zu Nadlers Zeiten vermutlich zwei Tage unterwegs – da fuhr man durch eine »Welt«, vielleicht sogar durch einen »Weltraum« und von der »Sklavennot der Enge«, die Nadlers völkische Bündnispartner beschrien, konnte eigentlich keine Rede sein.

Bis Nadler in der letzten Auflage die »Bluteinheit« des deutschen Volkes beschwor, waren für ihn Volksgruppe und Landschaft die Bedingungsfaktoren der deutschen Literatur. Wie die Stämme der Dichtung Form geben und durch den Wandel der Zeiten hindurch ihre »Deutschheit« garantieren, wüsste man gerne genauer. Rudolf Borchardt skizzierte 1912, als der erste Band von Nadlers Literaturgeschichte erschien, weshalb er an der Kategorie Stamm festhalten möchte: »Ich will, dass die Stämme bestehen bleiben, denn in ihnen liegt der Grund alles deutschen Reichtums und aller deutschen Vielfalt, mit einem Worte der deutschen Zukunft.«<sup>501</sup> Das ist das Bekenntnis zu deutscher Vielfalt, zur Diversität des deutschen Genpools, aber keine Erklärung, wie der Reichtum zustande kommt und in seinen spezifischen Ausprägungen identifizierbar wäre – als alemannisch oder sächsisch etc. Andere, wie der Wissenschaftler Franz Steinbach, setzten sich schon zu dieser Zeit mit der Kategorie Stamm kritisch auseinander: »Es ist heute bei den Historikern zweifellos noch sehr üblich, gerade in den blutmäßigen Anlagen und Eigenschaften, also in der Rasse, das Wesen des Volkstums zu sehen. Das unglückselige Wort ›Stämme‹ wirkt in derselben Richtung.«<sup>502</sup> Unglückselig ist für Steinbach das Wort, weil es qua Abstammung die Existenz einer ethnischen Wurzel, eines rassistischen Urgrundes voraussetze. Steinbach dagegen sieht die Stämme als »geschichtlich gewordene Einheiten« und lässt ihre Entstehung dementsprechend erst in geschichtlicher Zeit anfangen, er datiert sie nach:

Die deutschen Stämme sind das Ergebnis der deutschen Geschichte auf deutschem Boden; kurz gesagt: sie sind geschichtlich gewordene Einheiten. Dabei darf man allerdings nicht nur an politische Geschichte denken. Die Stämme sind geschichtlich-soziale Bildungen, kulturelle Einheiten, entstanden durch Wechselwirkung von Raum und Geschichte im weitesten Sinne des Wortes. [...] Die Ursache der Sonderentwicklung liegt also deutlich erkennbar in den natürlichen Unterschieden der deutschen Landschaft und den Gegensätzen der geschichtlichen Schicksale der einzelnen Landesteile und ihrer Bewohner.<sup>503</sup>

Im Grunde könnte Nadler auf dieser Grundlage seine Literaturgeschichte aufbauen, denn sein Material, sehen wir von Sagen ab, datiert ja erst aus der Zeit, da die deut-

schen Stämme in die Geschichte eingetreten waren. Aber er tut es nicht ohne den Rassen- und Stammeskern und distanziert sich damit nicht nur von den fortschrittlichen Ansätzen der Geschichtlichen Landeskunde, sondern auch von den Grundannahmen der politischen Geographie. Otto Maull, Mitherausgeber der *Zeitschrift für Geopolitik*, schreibt zum Beispiel: »Für die meisten Staaten ist es unmöglich, einen Rassenboden zu erkennen, aus dem sie erwachsen sein könnten. Jedes europäische Land zeigt, wenn man Deniker folgt, ein außerordentlich buntes Rassenmosaik. In Deutschland greifen zum Beispiel auf den ersten Blick nicht weniger als sechs Rassen wirt durcheinander.«<sup>504</sup> Und er überbietet sein Argument noch mit Spott: »Von einer ›germanischen‹ und ›slawischen‹, von einer ›arischen‹ und jüdischen Rasse reden ist ebenso, als wenn man von einer ›kurzschädeligen Grammatik oder blonden Syntax‹ (M. Müller, Oxford) reden wolle.«<sup>505</sup>

Zwei »tief und notwendig eingegrabene Ströme« durchziehen in Nadlers Darstellung das deutsche Stammesgebiet: die Altstämme und die Neustämme, die Franken, Alemannen und Thüringer westlich der Elbe und die Preußen, östlich davon. Als dritte Größe gesellen sich die Sachsen und vor allem das »bayerische« Volk hinzu, das Nadler als den genuinen »Vermittler zwischen Abendland und Morgenland« bewertet und an dem ihm als Böhme und ehemaligem wie zukünftigem Österreicher in den zwanziger Jahren am meisten lag. Nadler ordnet diesen drei Großregionen zwei Dichtungsarten zu, die er charakteristischerweise auch »Kulturflächen« nennt: die klassische und die romantische Dichtungsart. Um seine Denkweise am Beispiel des letztgenannten Stils zu erläutern: Romantik ist für ihn eine Grundtendenz des »ostdeutschen Siedelwerks, als das gemischte Blut langsam zur Reife gekommen war, die Verdeutschung der Seele nach der Verdeutschung der Erde und des Blutes.«<sup>506</sup> Nach Nadler bedeutet Romantik das »Umschalten der einstmaligen slawischen Völker zwischen Elbe und Memel von Ostrom auf Westrom, vom griechischen zum lateinischen Wesen, vom Morgenland zum Abendlande.«<sup>507</sup> Die »beiden unterschiedlichen deutschen Denkformen« des Klassischen und des Romantischen sind aber nicht allein völkisch, sie sind auch geographisch, genauer: geomorphologisch fundiert – womit wir beim Faktor Landschaft sind. (Im Grunde fehlt von den alten Ursachensetzungen der Kulturforschung der Aufklärung nur das Wetter – man lese nach, welche formenden Eigenschaften Robert Musil am Anfang des »Mannes ohne Eigenschaften« den Faktoren Wetter und Landschaft zumisst – nämlich keine.) Die Klassik leitet Nadler von folgenden lokalen Bedingungen ab:

Denn sie gliederte sich allerorten zwischen Berge und Hügel ein, erschien überall als Ganzes, als gerundete Einheit und sie wechselte in ihren Formen und Einheiten mit unerschöpflicher Fülle. [...] Das Blickfeld war überall geschlossen und nirgends lief es in die Linie aus, die Himmel und Erde ins Unendliche trennt. Was hier Heimat hieß, war eng, aber ganz und fertig. Es

schmiegte sich dem Menschen an, sammelte sich um ihn zu unentrinnbarer Vertrautheit und baute sich um jeden her mit durchsichtiger Klarheit auf.<sup>508</sup>

Die geschlossene Form der Klassik kontrastiert erwartungsgemäß mit der offenen der Romantik, deren »Grund« der flache Norden und Osten ist:

Diese Landschaften flossen alle vom Menschen weg. Sie zogen auswärts und entführten ihn sich selbst. [...] Die Romantiker empfingen nicht sich selbst aus der Landschaft, sie trugen sich in sie hinein, sie zwangen sich ihr auf. Sie legten den Gegenständen Farbschichten auf, die ihnen nicht zukamen, lockten den Dingen Töne ab, die diese nie erzeugen konnten. Sie bauten sich künstliche Scheinbilder auf und nötigten diese Scheinbilder, einen Sinn auszusprechen, den sie ihnen erst unterlegten.<sup>509</sup>

In Stamm und Raum doppelt fundiert, bauen sich für Nadler Klassik und Romantik als veritable Überstile auf, als Paradigmen, wie man heute sagen würde. Denn als Denkformen sind sie keineswegs nur auf ihr nominelles Vorkommen vor und nach 1800 beschränkt. Solche totalisierenden Begriffsbesetzungen liegen im Trend einer Zeit, welche zum Beispiel die Gotik mit Wilhelm Worringer zu einem epochen-, ja kulturenübergreifendem Universalstil der Gestaltung und Welterfahrung erhob. Nun treibt der Kulturmorphologe Nadler Klassik und Romantik so weit auseinander, dass man sich fragt, wie sie in einer Kultureinheit, genannt deutsch, zusammengesehen werden können. Dies lässt sich erreichen, wenn man deutsche Vielfalt nicht als partikular, sondern als universal begreift. Universal bedeutete für Nadler in den Worten Christoph Königs, »dass man die Welt im Osten (die Slawen qua Asien) ebenso zu integrieren verstehe wie die im Süden, wo Rom ihm als Signatur für die Antike und den Katholizismus galt«.<sup>510</sup>

Merkwürdigerweise scheint es noch nie jemanden gestört zu haben, dass Nadlers Zuordnung von Klassik und Romantik zum »Erdbau« des Mittelgebirges bzw. des Flachlandes die historischen Tatsachen gegen sich hat. Hauptorte der Romantik sind schließlich Frankfurt mit dem Rhein-Main-Gebiet, Heidelberg, Marburg, Kassel, Göttingen, Dresden und Jena, lauter Orte »zwischen Bergen und Hügeln« und mehrheitlich im Gebiet der Altstämme liegend. Für Nadler ist kein Romantiker aus den Altstämmen hervorgegangen; er zögert im Falle Brentanos, aber macht dann für ihn die Kategorie »Restauration« auf – zudem sei Brentano Italiener.<sup>511</sup> Um es kurz zu sagen: Die Kulturgeographie ist nicht zu retten, der stammesgenetische Faktor im Grunde nicht festzumachen – bleibt die Frage, warum man sich mit diesem Werk jenseits seiner in der Tat stupenden Erfolgsgeschichte beschäftigen muss? Wie konnte Hugo von Hofmannsthal zu dem Urteil gelangen: »Ein solches Buch besitzt keine andere Nation. Hier große Kulturpolitik?«<sup>512</sup> Eine mögliche Antwort gibt Rudolf Borchardt. Nad-

ler habe »das falsche und konstruierte Nacheinander so ahnungsvoll in das tiefere Rätsel des Durcheinanderhindurch verwiesen«. Er verwandelte den »Gänsemarsch der Stile« und den Kanon der großen Namen in Literaturräume von bis dato unbekannter Vielfalt in »ungeheure organische Wildnis«. Nadler habe, so noch einmal Borchardt, die »Dichtigkeitskarte des Raumes der deutschen Geistesgeschichte in denkwürdiger Weise gewandelt«<sup>513</sup>. Nadler »entgrenzte« dafür den Literaturbegriff, wie Ulrich Wyss konstatiert: »Wenn nicht Individuen, sondern die Völker selber Träger des Geschichtsprozesses sind, gibt es keine ästhetischen Kriterien mehr.«<sup>514</sup> Literatur besteht dann, so Borchardt, »nicht mehr aus Büchern und Belletristik, sondern aus der gesamten seelischen Voraussetzung und der gesamten geistigen Filiation des Schrifttums als des Ausdrucks einer innerlichen Nationaltendenz«.<sup>515</sup>

Man kann das vielleicht am besten nachvollziehen, wenn Nadler mit Großräumen operiert. »Plötzlich heißt es Zürich und Königsberg«, schreibt Borchardt. Nadler, der, als er vom schweizerischen Freiburg nach dem ostpreußischen Königsberg zog, einmal den deutschen »Kulturboden« querte, lässt deutsche Sprache, Dichtung und Philosophie gleichzeitig an diesen beiden Außenposten neu entstehen, »von den beiden rückwärts gelegenen Bewegungsherden aus [...], Ostpreußen und der Schweiz«. Das funktioniert als Absteckung zweier Reviere und Errichtung einer Achse, »die nun durch ganz Deutschland geht«. »Ostpreußen und die Schweiz ringen zu gleicher Zeit und aus wesentlich gleichen Grundgedanken um den Entwurf einer neuen deutschen Geisteshaltung.«<sup>516</sup> Namen, welche die kühne These belegen, lauten: Haller, Bodmer, Breitinger, Lavater, Pestalozzi im Westen, Kant, Gottsched, Hamann, Herder, Herbart im Osten. Borchardt referiert über Nadlers »Errungenschaften« dieses Parallelismus wie folgt:

Das Zusammenspiel gipfelt in ›Lavaters und Hamanns Geniebegriff‹, in der Umbildung des ›kolonialen Schriftdeutsch aus Mundart und Dichtungssprache des Mittelalters zur neuen Kunstsprache‹, in der ›neuen Sprachgeschichte vom unberührten Menschen‹ und ›Sprachphilosophie vom göttlichen Schöpfergeiste her‹. Daher der neue Volksbegriff (Romantik), die neue Erziehung (Pestalozzi-Herbart) und die ›Vorstellung vom Dichter‹, die sich bis in unsere Tage mit fast magischer Gewalt durchgesetzt hat [...].<sup>517</sup>

Kein Zweifel, dass Nadlers Raumenken hier eine reizvoll »mannigfache geistige Wechselrede«, einen einmaligen Wettbewerb deutscher Geistesgeschichte eröffnet hat. Die Betonung liege sowohl auf Geist wie auf Geschichte. Nadler hatte zweifellos die Akme beider Räume erfasst. War das mehr als Koinzidenz? Die stammesgeschichtlichen und geographischen Potenziale der Altstämme im Westen und der Neustämme im Osten tendieren ja weit auseinander. Im Ordensland Ostpreußen ist Deutsches ohnehin durch Landnahme aufgepfropft: »Denn im Boden steckt es nicht.«<sup>518</sup> Nadler,

der Freund der Gesetzmäßigkeiten und des Determinismus, macht gleich die höchste Form von Zwang geltend: »Und zwischen ihnen [den beiden Regionen] ist nicht Zufall der Stunde«, behauptet er trotzig. »Über ihnen steht ein gemeinsames Schicksal.« Die Schweiz und Ostpreußen seien beide Modellstaaten, lautet die Erklärung. Sie seien »Kleinwelten«, welche die Grundidee ihrer »Großwelten« in »verjüngter«, aber manifester Form abbildeten. Die Schweizer Eidgenossenschaft und jeder Kanton an sich forme die freien Volksgemeinden der Völkerwanderungszeit nach, Ostpreußen dagegen errichte das Wunschbild eines ritterlichen Kirchenstaates. Das kann man so erst einmal für das hohe Mittelalter gelten lassen. Das gemeinsame Schicksal kann dann nur in der gleichzeitigen Anverwandlung zweier mittelalterlicher Organisationsformen bestehen. Es mag weitere Unterstützung in der Tatsache finden, dass beide Orte offen für Zugang von außen waren. So weit reicht Nadlers Analogiedenken. Einige Jahrzehnte später hätte ihm Ferdinand Braudel zu Hilfe kommen können, Braudel, der nicht Rasse, sondern Raum an die erste Stelle setzte und die langsame Zeit als Ausdruck des noch langsameren Raumes erklärte. Aber die Modelle Volksgemeinschaft und ritterlicher Kirchenstaat divergieren nicht minder als Ostseeküste und Alpen. Welche Voraussetzung ergibt sich für den gleichzeitigen, gleichgerichteten Aufbruch beider Regionen um 1750? Nadler denkt da nicht weiter. Aber niemand war vorher auf das Wechselspiel der beiden Räume aufmerksam geworden, hatte die größte Epoche deutscher Geistesgeschichte von den Rändern her aufgerollt.

Döblin ist einmal der Frage der Wechselwirkung von Stil und Landschaft nachgegangen, als er eine launige und vernichtende Rezension eines vor und besonders nach 1933 gut eingeführten Buches zu diesem Thema schrieb: Ludwig Ferdinand Clauß hieß der Autor, »Rasse und Seele« sein 1926 erschienener Traktat. Der Titel führt insofern in die Irre, als ein dritter Faktor nicht aufscheint. Der Autor möchte die Rasse-seele aus ihrer »mütterlichen Landschaft« ableiten. Der Autor zeigt sich ähnlich hilflos wie Nadler, wenn es darum geht, Geographie und Rassetypus aufeinander zu beziehen. So kann er dann auch nur jedes Mal konstatieren, dass er die jeweilige Landschaft »als den stilgemäßen Hintergrund dieser Seelenart und als ihren natürlichen Lebensgrund« betrachte.<sup>519</sup> Döblin aber nagelt Clauß bei dieser Frage fest, wie eine aus dem Raum »gewachsene Seele« zustande komme. Döblin: »Das ist ja schreckliche, schrecklichste, allerschreckendste Milieutheorie! Milieu. Wir sind 1850–1880 [...]. Unsere Seele, unsere gewaltige, produzierende, formgebende Seele, welchen *Ort* hat sie? Und welcher Ort wagt es ihr Form zu geben, – und gibt *sie* nicht Form und prägt *sie* sich nicht aus, in dieser Weise, an diesem Ort [...]?« Döblin dreht also zunächst einmal Ursache und Wirkung um und bekennt sich zum Konstruktivismus. Aber Döblin, ein in hohem Maße orts- und raumsensibler Autor, kann sich mit dieser korrekten, aber ebenso einseitigen Sicht noch nicht zufriedengeben. »Vorsorglich« in Klammern stellt er fest: »Aber die Landschaft [...] ›wirkt‹.« »Also die

Landschaft schickt immer – ihre Seelen dem zu, der in ihr wohnt, – Wasser, Bäume, Berge, Ebene, Wolken, ihre Seelen.« Die Menschen erkennen diese Ansprache an, denn die Landschaft »soll ihre Landschaft sein, und sie wird ihre Landschaft, wenigstens für eine Weile, – weil sich die Menschenseele einüben muss und sich ausprägen nur an einem konstanten Stoff kann und weil sie der vielen Hilfsseelen einer konstanten Landschaft überhaupt zum Leben bedarf«. <sup>520</sup> Der naturwissenschaftlich aufgeklärte Döblin weiß seine Leser und Interpreten (und wohl auch sich) durch ein gehöriges Maß an Naturmystik zu überraschen: Landschaftsseele und die menschlichen Hilfsseelen – dieses erzromantische Konzept wird aber weitergedacht durch das »sich ausprägen« im »Stoff« der Landschaft, so dass man mit einer Position endet, die Hermann Minkowski den »gelebten Raum« nennen würde. Damit sieht der Mensch immer noch nicht aus wie sein »Ort«.

Auch Rudolf Borchardt, auf den wir im Folgenden ausführlicher zu sprechen kommen werden, hat sich mit der Frage auseinandergesetzt, ob und wie weit der Mensch das Produkt seiner Umwelt sei. Nadlers Auffassung vermochte er nicht zu teilen. Seine Kritik verpackte er in eine endlose Reihe von rhetorischen Fragen, von der wir nur den Anfang zitieren: »Du bist, hinter dem Produkte der Geschichte, noch ein Produkt der Naturgeschichte. Dein Geist hat sich unter das Primat deines Leiblichen zu ducken, du bist determiniert. Ja, war das nicht in neuer Gestalt, Positivismus ältester Observanz?« <sup>521</sup> Borchardt und ebenso Hugo von Hofmannsthal haben schon in eigenem Interesse die Kernfrage positiv und damit gegen Nadler beantwortet: »Entwickelt sich das Genie nicht eher gegen seine Umstände als aus ihnen?« Borchardt ist bereit, das Paradigma als falsch – »Es ist sogar denkbar, dass er gelegentlich recht hat, trotz seinen Gründen?« <sup>522</sup> –, aber als produktiv zuzulassen. Es gibt einen Text Borchardts, in dem er versucht, mit Nadler zu konkurrieren und Kulturlandschaft als »geistiges Drama« zu inszenieren. Ich hatte den Ort Rheinsberg im ersten Teil mit Fontane und Tucholsky aufgesucht – das unbekannte Deutschland wurde von ihnen auf sehr verschiedene Weise verlebendigt. Im nächsten Teil werden wir noch einmal auf Tucholskys »Rheinsberg« zurückkommen, wenn es um das epochentypische Interesse für die kleine Stadt geht. Aber auch Borchardt besuchte Rheinsberg und schrieb über den Ort 1919 einen Essay, der aber erst zwei Jahre später gedruckt wurde und bei seiner zweiten Veröffentlichung 1928 einen Hinweis auf Nadler enthielt. <sup>523</sup>

Borchardt wohnte kurze Zeit nach dem Krieg in Potsdam, zusammen mit seiner Geliebten Marie Luise Voigt, die aber anders als Tucholskys Claire keine Rolle im Text ihres Freundes spielt. Borchardt, der in der verlassenen Residenz Potsdam eine glückliche Zeit verlebte, unendlich weit entfernt von dem, was wir mit dem »Geist von Potsdam« assoziieren, erkundete zusammen mit Voigt die Mark Brandenburg und kam auch nach Rheinsberg. Der Herausgeber der Anthologie *Der Deutsche in der Landschaft* hält sich mit Stadt (»ein stiller, mildblickender Flecken«) und Schloss

(»Man kann auch nicht ins Schloss«) nicht lange auf. Er ruht nicht eher, bis er vor dem korrekten, alten Eingang zu Park und Schloss steht und sich und dem Leser das Entrée »zu einer nie wiederzufindenden landschaftlichen Gestalt« erschlossen hat. Borchardts Text soll hier im Kapitel über die deutschen Lande für das Thema Garten stehen, das in einer Krisensituation natürlich nicht ohne hohe Erwartungen aufgerufen wird.

Da ist er, nachdem man endlich den Park zu einem Drittel umkreist hat, der alte Eingang des jungen Kronprinzen von damals: wie ein Chor tanzt das Säulenpaar, das den breiten Weg flankiert, Gitter haltend, Kapitale balancierend, ohne Gebälk und Last aus dem vorderen ins hintere Grün, ferner ab mit großer Treppenanlage dehnt es sich zart und doch majestätisch ins engere Gartenbild hinein, und elegante Sphinxen auf den Postamenten links und rechts, die großfrisierten Hofdamengesichter in halber Sehnsucht wiegend, scheinen über ihre eigenen, vor sich gekreuzten Krallen zu lächeln.<sup>524</sup>

Das liegt weitab von Tucholskys flotten Reiseskizzen und Fontanes antiquarischer Preußenkunde. Solche Sätze findet man sonst nur noch bei Konrad Weiss. Borchardt baut einen Komplex nach. Auch wenn man überfordert ist, das Gefüge in der Anschauung zu rekonstruieren, wird man sich auf die Tektonik des Satzes verlassen, denn schon vorher wurde angedeutet: Preußen ist das Gemachte schlechthin und so muss auch jedes Objekt und jeder ihm gewidmete Satz sein Gemachtsein vorzeigen.

Der Gedanke ist der des großen Koloniallandes, das mit aller Gewalt, keiner natürlichen Schranke achtend, und sie, wenn es sein musste, verwerfend und bändigend, sich eine Vergangenheit aus dem Sande zu stampfen versucht und auf ein einziges Mal den Anschluss an die europäische Formenüberlieferung erzwingt. [...] Der hohenzollersche Renaissancetraum greift in die gedächtnislose Vegetation jener sumpfigen öden Seeländer, er packt den Wald von Rheinsberg und wandelt ihn zu seinem Hirtenlande um, nicht nur das Bild muss er schaffen, auch den breiten Rahmen gegen das absolute Nichts; daher ist dieses im landläufigen Sinne kein Park, es ist ein königlicher Wille in einem Waldlande von Maßen und Massen ohnegleichen.<sup>525</sup>

Die preußische »creatio ex nihilo« war schon das Standardmotiv von Moeller van den Brucks *Der Preußische Stil*. Das mächtige Motto dieses Buches lautete: »Preußen ist die größte kolonisatorische Tat des Deutschtums, wie Deutschland die große politische Tat des Preußentums sein wird.« 1914 war das Buch zuerst erschienen, 1922

kam die »neue Fassung« der zweiten Auflage heraus. Rheinsberg beschäftigt Moeller nur en passant, als der Ort, an dem Friedrich II. als Kronprinz langsam in seine Bestimmung als Thronfolger hineinwuchs, wenn auch diese Lebenszeit und der Ort dem Rokoko gehörten. In dem Kapitel »Potsdam« (»Potsdam ist fritzisch«) stehen die Sätze »Er kam aus Rheinsberg, Und er kam aus einem Schäferspiele.«<sup>526</sup> Borchardt scheint zwar mit dem ersten Satz seines Rheinsberg-Essays direkt an Moeller anzuknüpfen: »Ich komme von Rheinsberg zurück« – zurück nach Potsdam –, aber er versagt sich demonstrativ die Erinnerung an das frivole 18. Jahrhundert: »den Maskenschwarm, den allzu sterblichen, behalte sein leichter Hades«. Er hat etwas anderes im Sinne, etwas, das Moeller fast ganz übersieht: die Landschaftskunst. Moeller ist auf die Architektur eingeschworen, auf deren »preußischen Baustil«, der bis hin zu Gilly und Schinkel den westeuropäischen Modellen folgt, aber sein eigenes Gepräge in der »Haltung« findet, als »ein Ausdruck für Sachlichkeit [...], für Gediegenheit, Schlichtheit und Maß [...] als Würde in Einfachheit.«<sup>527</sup> Von der Austerität des Preußischen, geboren aus Armut und Notwendigkeit, scheint Borchardt, von Potsdam her anreisend, nichts erkennen zu können. In der Residenzstadt vor den Toren Berlins wurden veritable Gartenwelten aus dem Nichts geschaffen, für Rheinsberg gilt das nicht minder. Die Innere Kolonisation hat in Potsdam und Rheinsberg ihre Luxusausgabe erreicht, und der Garten als Kolonie stellt etwas grundsätzlichere Anforderungen als die stilistische Überarbeitung eines Landsitzes. »Man meint allerdings nicht in Deutschland zu sein«, und das kommt daher, dass das heimische Nadelgewächs durch Ahorn und Platane, Kastanie und Ulme ersetzt wurde – der »freie Aufwuchs des Baumes in südlicher Luft [...] wird durch die Ordnung und die Schere erzwungen«. »Die Allee wird geschaffen, als stünden hier die Pinien und Zypressen, die von selber linear sind, zur Verfügung.« Der Obelisk, die Säulentrümmer »stehen im Buchendickicht, als wären sie Reste nationaler Vorzeit [...]«. Diese Italien-Rezeption, die den dezidierten Italophilen auf den Plan ruft, hat ihn weit von Nadlers stammeskundlichem Ansatz entfernt. Er hätte die Distanz noch vergrößert, wäre er auf die Schäferspiele des Rokoko und auf das zweite Geberland dieser Kultur, auf Frankreich eingegangen, aber, wie gesagt, diese Möglichkeit schlägt er aus, vielleicht deswegen, weil Moeller van den Bruck intensiver noch als Baukunst bereits auch die preußische Geschichte traktiert hatte. Die beiden Prinzen, die Rheinsberg belebten und formten, Kronprinz Friedrich und Prinz Heinrich, kommen bei Borchardt so gut wie nicht vor. Auch der historische Thron bleibt leer. Er nennt die Wiederbelebung der prinziplichen Urheber des Ganzen abwertend »den Begründer Preußens in die Ouvertüre seiner Heldenoper hineinzugestalten«, und zollt dem Helden Friedrich nur ganz zum Schluss als Schöpfer Tribut, nennt ihn aber noch nicht einmal beim Namen. Hier entdecken wir eine Verbeugung vor Nadler, vor dem Autor einer Literaturgeschichte, die nicht auf die großen Namen setzt, sondern fast eine »Literaturgeschichte ohne Namen« schreibt.

Aber was kann Borchardt dann dieser nach Italien weisenden Koloniallandschaft auf märkischem Boden entnehmen? Im Grunde das Allerhöchste, den höchsten Grad auf der »Dichtigkeitskarte des Raumes der deutschen Geistesgeschichte«. Wieder eine kleine Kopie Deutschlands in seiner Vielfalt – vergleichbar den Deutschlandkonzentrat, die wir schon behandelt haben: Westfalen, Elsass, Kreis Steinburg, die »Region Wense«. Borchardt strengt ein bombastisches Bildungsgewitter an, um die kleine Welt Rheinsberg in ein flackerndes deutsches Licht zu rücken. Die »Kulisse [des Baumtheaters] mit ihrer unbeschreiblichen Erhabenheit und ihrer ebenso unbeschreiblichen Zartheit« sei bedeutender gewesen als das Stück, das in ihr im 18. Jahrhundert aufgeführt wurde; aus diesem Boden heraus wuchs »die vorgeahnte Größe der Nation«. Damit meint der Autor nicht die preußischen Kriegshelden, deren auf dem Obelisk eingravierte Namen Fontane mit Biographien erfüllte, wenngleich Borchardt es nicht versäumte, im Vorübergehen darauf hinzuweisen, dass diese »Ruhmeshalle großer märkischer Namen« in französischer Sprache abgefasst ist. Das wird man nicht gerade als präsumtives Nationaldenkmal verstehen dürfen. Wir müssen hier von einem leeren Thron ausgehen: in Potsdam ist kein Kaiser mehr, in Rheinsberg kein Kronprinz. »Man kann nicht durch das Tor; der öffentliche Eingang, soweit von ihm noch gesprochen werden kann, ist an anderer Stelle. Man kann auch nicht ins Schloss. Die Geschichte hat den Bewohner hineingeschlossen und Besucher heraus.«<sup>528</sup> Kafka schrieb sein *Schloss* drei Jahre später; es gab damals im Alten Reich viele verlassene oder unzugängliche Schlösser. Das Rheinsberger ist sogar noch nicht einmal für den neuen »Schlossherren«, den Touristen, hergerichtet. Aber Borchardt besetzt den leeren Thron ganz anders als Kafka. Die Nation, die Borchardt in der Rheinsberger Gartenlandschaft antizipiert sieht, ist nicht die der Macht oder irgendeiner ominösen Verwaltung, sie basiert auf der deutschen Klassik, die sie vereinen wird. Borchardt kann an diesem Ort ebenso den Tempel Sarastro wie die Iphigenie, den Garten von Aranjuez ebenso wie die »bitteren Harmonien« Beethovens unterbringen.

Die klassische deutsche Poesie und Musik und ein Gutteil der romantischen ist hier zu Hause. [...] Der deutsche Geist hat den hier aufgeworfenen Weg vollkommen nachgeholt, hier ist uns nichts mehr fremd. Die Seele bedarf keines Mummenschanzes, keiner ästhetischen Stilposse, um in Rheinsberg zu Hause zu sein, hier ist sie mehr in Europa als in der tragisch tobenden und rauchenden Riesenstadt, aus der sie hierher flüchtete.<sup>529</sup>

Der einzige, der sich dieses Textes angenommen hat, Kai Kauffmann, urteilt: »Das ist eine Geschichtsklitterung, die man nur noch als grotesk bezeichnen kann.«<sup>530</sup> Man kann das so sehen, man muss aber auch das Jahr 1919 und den leeren Thron bedenken. Zum Ersatz galt es sehr viel herbeizutragen; es galt angesichts der abgetretenen

Mächte der Vergangenheit und der hilflosen Mächte der Gegenwart den deutschen Geistesraum mit nicht-deutschen, im Grunde europäischen Mitteln aufzurichten. Wenn wir noch einmal den Parcours nachvollziehen, den der Autor zurücklegt: Er kommt an mit der Eisenbahn, bemängelt den weiten Abstand, in dem sie vom Ort hält, macht sich zu Fuß auf in die Stadt, umgeht Stadt und Schloss, um den richtigen, den historischen Einstieg in die italienisch inspirierte Parklandschaft zu finden, er meint nicht in Deutschland zu sein, um sich in einer heftigen Volte zurück nach Deutschland zu spedieren und zwar in das in Rheinsberg »vorgeahnte« Land der Klassik und Romantik, das für unseren Autor gleichbedeutend ist mit Nation, und wenn diese Etappe erreicht ist und Park und Natur ineinanderwachsen, dann kann sich die Seele an diesem Orte in Europa zu Hause fühlen. »Hier ist sie [die Seele] an jenem geheimnisvollen europäischen Punkte, an dem es unmöglich wird, die Natur von der Kunst zu unterscheiden.«

Borchardt wollte sich, von Nadler angeregt, ein Stück deutsche Landschaft vornehmen, um den Literaturhistoriker bei genauerer Befassung weit hinter sich zu lassen. Dies gleich in zweierlei Richtung: Zum einen, indem er Preußen, Deutschland, Italien und Europa ineinander aufgehen lässt, also kein Stammeskriterium in Anschlag bringt, und zum anderen, indem er die zeitliche Richtung des Fragens umkehrt: Die hier betrachtete Kulturlandschaft ist nicht eigentlich Wurzelgrund und auch nicht (nur) Zeitdokument, sie ist Antizipation, Vorschein, Vorahnung. Aber ein Drama des Geistes wird hier auch aufgeführt, nicht umsonst evoziert der Autor Iphigenie, Zauberflöte und Faust.

## Zwei Romane, zwei Räume: Hans Grimm und Manfred Hausmann

1926 und 1928 erschienen zwei sehr erfolgreiche Romane, die das Land, wie Schickele es tat, als Buch und, wie Borchardt es tat, als Drama aufschlugen und Begrenztheit und Grenzenlosigkeit zum Thema haben und vermutlich noch nie in einem Zusammenhang gebracht wurden. Der Roman Hans Grimms (1875–1959) führt Raum in seinem Titel, der als Schlagwort die Runde machte und sich so tief und unheilvoll einprägte wie »Blut und Boden«: *Volk ohne Raum* heißt das 1 352 Seiten starke Epos. Er kam bis 1933 auf eine Auflage von 220 000 Exemplaren; nicht ganz so erfolgreich, dafür aber ein Longseller war das zweite Buch, dessen Untertitel »Abenteuer eines Wanderers« auch zu Grimms Roman gepasst hätte. Der eigentliche Titel von Manfred Hausmanns (1898–1986) Roman aber lautete erst *Lampioon* und später: *Lampioon küsst*

*Mädchen und kleine Birken*. Er erschien 1928. Lampioon ist der Name der Hauptfigur, des Ich-Erzählers, der nichts anderes tut als Cornelius Friebott, der Held Grimms: Beide ziehen umher: Lampioon als Landstreicher und Vagabund in Deutschland, Friebott als Arbeitssuchender zuerst in Deutschland und dann als Auswanderer in Südafrika, erst im Land der Buren, dann in Deutsch-Südwestafrika. Nach Kriegsende muss er die ehemalige deutsche Kolonie verlassen und kehrt nach Deutschland zurück, wo er ein unstetes Leben als Wanderredner führt. Anders als Lampioon, der möglichst unauffällig sein Land durchstreift, ist Friebott ein Wanderer mit Auftrag. Aus Afrika vertrieben, in die deutsche »Enge« zurückgekehrt, agitiert Friebott für deutsche Landnahme – nicht im Osten, wohin die meisten Völkischen expandieren wollten, sondern wiederum in Afrika, in Fortsetzung der deutschen kolonialen Sendung. Bei einem seiner Auftritte als Redner wird Friebott durch den Steinwurf eines enragierten Arbeiters getötet.

Die biographischen und literarischen Wurzeln Grimms und Hausmanns liegen weit auseinander. Der erste schrieb in der Tradition des Bauern- und Arbeiterromans des 19. Jahrhunderts und verarbeitet darin seine persönlichen Erfahrungen, die er in Südwestafrika gemacht hatte. Er erzählt letztlich aus der Position einer Vorkriegszeit, in der die großen Mächte national wie international den Ton angeben: Großindustrie und Kapitalismus einerseits, Kolonialismus und Imperialismus andererseits. Vor allem im Hinblick auf die beiden zuletzt genannten Mächte schien das Deutschland Weimars mit den großen Kolonialstaaten nicht mithalten zu können und nach dem Prinzip »Fressen oder gefressen werden« zum Niedergang verurteilt zu sein.

Hausmann dagegen, 23 Jahre jünger, kam vom Wandervogel, von der Jugendbewegung her; die Neoromantik nahm er von dort, wusste sie aber auch durch den veristischen Stil der Dichtung nach 1925 zu brechen. Um mit den Arbeiten an seinem Buch *Lampioon* zu beginnen und seine Karriere als freier Schriftsteller zu starten, kündigte er seine Anstellung bei einer Bremer Zeitung und machte sich 1926 auf eine große, etwa ein Jahr dauernde Deutschlandtour zu Fuß. An seinem neuen Wohnort Worpswede wollte er das Buch zu Ende schreiben. Aus Anlass seines Umzugs erklärte er:

Der Bauer draußen hat sich die Gesundheit des Leibes und der Seele noch bewahrt. Gepriesen sei die Landbevölkerung. Mit einem Wort, ich erwarb mir ein Stück niedersächsischer Erde in Worpswede bei Bremen auf dem Weyerberg. So Erde, wissen Sie, mit Föhren darauf, mit Eichengebüschen und Brombeeren. Erde, die nach Heide und Ginster riecht, jungfräuliche Erde.

Das klingt nach Wandervogel, aber auch nach Blut und Boden und könnte das Credo eines Heimatschriftstellers sein. Zum Glück hat Hausmann ein anderes Buch ge-

schrieben. Dass es kein Großstadtroman werden würde, ein Genre, auf das sich die Literaten seiner Generation stürzten, das war klar.

## Hans Grimm: Deutschland als Raum nationaler Gleichzeitigkeit

Vermutlich hat kein anderer deutscher Roman des 19. und 20. Jahrhunderts einen so weiten Radius wie Grimms *Volk ohne Raum* zu Beginn. Der erste Satz gibt wörtlich gesprochen den Ton an: »Vor diesem Buch müssen Glocken läuten«, und ist so ein deutlicher Imperativ, er strebt gleich ins Performative und verwirrt doch. Ist ein zeitliches oder ein räumliches »vor« intendiert? Müssen vor dem Buch Glocken läuten, so wie ein Weihrauchgefäß vor einem Messbuch geschwenkt wird? Oder sollen die Glocken läuten, bevor das Buch so richtig beginnt? Die Fortsetzung schafft nicht gleich Klarheit. Die ersten Glocken, die angestimmt werden, »mögen« die der Klosterkirche von Lippoldsberg sein, »darunter das Buch geschrieben wird«, also die Glocken in unmittelbarer Nähe, am Entstehungsort des Romans. Danach breitet sich das Geläut von Kirche zu Kirche im Weserbergland aus. »Aber das ist nur der Anfang. Es sollen alle deutschen Glocken läuten, die vom Dome in Mainz und von der Berliner Gedächtniskirche und alle rheinischen bis hinunter nach Köln [...].«<sup>531</sup> Ein Geläut, das sich mächtig klingend »zwischen Maas und Memel und zwischen Königsau und Etsch« ausbreiten soll, um eine »nationale Gleichzeitigkeit«, einen »imaginären nationalen Erlebnisraum« hervorzurufen. Die beiden zuletzt genannten Begriffsprägungen stammen aus der Feder von Martin H. Geyer, der sich nicht dieser, aber ähnlichen medialen Praktiken in den Weimarer Jahren gewidmet hat. Sein Beispiel ist der große Sternlauf, der im Sommer 1925 aus Anlass des 50. Jubiläums der Einweihung des Hermannsdenkmals bei Detmold stattfand:

Aus allen Teilen Deutschlands, von der litauischen Grenze ebenso wie von der Zugspitze, machten sich Läufer auf den Weg zum Denkmal, wo sie pünktlich am 16. August eintrafen. Neben den 16 sternförmig organisierten Hauptläufen fanden gleichzeitig 50 regional organisierte Nebenläufe statt, an denen über 130 000 Läuferinnen und Läufer aus über 6 000 Sportvereinen teilnahmen, wobei auf den einzelnen Etappen ähnliche, die nationale Einheit und Einigkeit beschwörende Reden gehalten wurden.<sup>532</sup>

Das nationale Anliegen Einheit und die nationale Leidenschaft Sport sicherten den Erfolg des Unternehmens. Eine symbolische Gemeinschaft entstand, durch rituelle Praxis wurde eine Gruppenidentität erzeugt, die sich als modellhaft begriff. Als aber durch den Mord an Walther Rathenau »Deutschland in seiner Gesamtheit« (Friedrich Ebert) getroffen wurde, scheiterte der Versuch, eine nationale Gedenkminute durchzusetzen und auf diese Weise eine symbolische, sich zur Republik bekennende Gemeinschaft herzustellen – er scheiterte »ebenso aus Desinteresse wie aus politisch motivierter Opposition«. <sup>533</sup> Das im ersten Kapitel angesprochene Reichsehnenmal, dessen Planungsphase von 1924 bis 1933 reichte, gehört ebenfalls in diesen Kontext. Es sollte an einem möglichst zentralen Ort entstehen, dem Reich einen Mittel- und Schwerpunkt verleihen, zu dem an Gedenktagen die Überlebenden aus allen Himmelsrichtungen strömen konnten – ähnlich der Jubiläumsfeier zur Einweihung des Hermannsdenkmals von 1925. Nationale Gleichzeitigkeit beruht auf einer gewissen Gleichräumigkeit, die den Körper des Reiches vereinheitlicht und neu einjustiert – dies nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Unzufriedenheit mit der Reichshauptstadt.

Hätten aus Anlass von Rathenaus Beisetzungsfest die Räder stillgestanden, wären die Gespräche abgebrochen, das öffentliche Leben erlahmt, der Erlebnisraum Deutschland hätte ganz anders, nämlich genau konträr zu Grimms reichsweitem Geläute geklungen, aber er wäre ähnlich spürbar geworden.

In seinem Rundfunkroman *Kampf im Äther oder Die Unsichtbaren* schreibt Arnolt Bronnen: Am »31. Januar 1926 rückten die Engländer aus Köln ab. Um Mitternacht läutete die Deutsche Glocke am Rhein den neuen Tag, den freien Tag, den deutschen Tag ein. Zum ersten Mal hören es die 90 Millionen diesseits, jenseits der Grenzen.« <sup>534</sup> Die »Deutsche Glocke« – das ist keine Kirchenglocke, sondern steht im Roman für alle deutschen Rundfunksender, die in dieser Nacht die sogenannte Befreiungsfeier übertrugen. Im Rheinland konnte man jetzt zum ersten Mal Rundfunk hören. Die Befreiung von den Besatzern erfolgte gleichzeitig zu der Befreiung des neuen Mediums. Die Glocken fingen im Radio und in allen Ortschaften ihr Geläute an, nachdem Oberbürgermeister Adenauer vor dem Dom stehend seine Ansprache mit den Worten beendet hatte: »Wohlan! heben auch wir zum Schwur die Hand! Und Ihr Alle in deutschen Landen, die Ihr jetzt im Geiste bei uns weilt, schwört mit uns! Schwören wir Einigkeit, Treue dem Volke, Liebe dem Vaterlande! Ruft mit mir ›Deutschland, geliebtes Vaterland, hoch! hoch! hoch!‹« <sup>535</sup>

Die nächtliche Szene, wiedergegeben in der Sicht des Pressezeichners der Leipziger *Illustrierten Zeitung* (Abb. 32), erinnert an ein Hochamt, auch wenn es im städtischen Raum und nicht im Dom stattfand. Aber es wurde zelebriert im Rücken desjenigen Bauwerks, das die Deutschen als massives Symbol der deutschen Einheit im 19. Jahrhundert zu Ende gebaut hatten. Gleichwohl, die Bauaufgabe und die Bauidee gab das Mittelalter vor, gegen das die Neuzeit mit ihrer elektrischen Beleuchtung und den für die Tonübertragung ausgespannten Drähten eher provisorisch wirkt – »Wir



Abb. 32. Rede Konrad Adenauers anlässlich der Befreiung Kölns von der britischen Besatzung 1926

leben provisorisch« lautete ja auch das berühmte Motto von Erich Kästners Roman *Fabian*.

Die »Deutsche Glocke«, das Radio, und die Kirchenglocken zusammen haben nicht nur die größte Reichweite, man kann sich ihnen auch nicht entziehen, sie verhalten gewissermaßen die Nerven des Volkskörpers. Deswegen wurde das Radio in diesen Jahren von links wie von rechts als das ersehnte Gegenmittel gegen gesellschaftlichen Zerfall, als »Medium der Kollektivierung« gefeiert.<sup>536</sup> In Köln stellte sich in jener Nacht zum ersten Mal das neue Medium nicht nur technisch, sondern auch inhaltlich in den Dienst an »Deutschland in seiner Gesamtheit«. Ich erinnere noch einmal an das Deutschlandbuch, das der weltanschaulich mit Grimm konforme Max Jungnickel 1932 herausbrachte. Den Anfang machte in diesem Text-Bild-Band eine Fotografie des »Deutschlandsenders« Königs Wusterhausen (Sendebeginn drei Wochen vor der Kölner Feier) (s. Abb. 11, S. 91) und den Schluss das Bild einer großen Glocke (s. Abb. 12, S. 92), Instrumente eines technischen Phonozentrismus, der im Wanderredner Cornelius Friebott, dem Protagonisten von Hans Grimms *Volk ohne Raum*, seine personale Präfiguration hatte.

Doch weshalb möchte Grimm die Nation zu gemeinsamer Gegenwart, zu nationaler Simultanität aufrufen, wozu die Kirchenglocken zum Auftakt seines Romans läuten lassen? Das Glockengeläut soll wecken und mahnen: nicht nur die Menschen, sondern Gott selbst, damit dieser endlich die »Ungeheuerlichkeit ihres Schicksals«, des Schicksals der Deutschen, erkenne – und da dieser offenbar eines gewaltigen An-

stoßes bedarf, bleibt auch der Leser eine Zeitlang ratlos, bis ihm dann in einem Halbsatz Bescheid gestoßen wird, ein Bescheid, den freilich der Buchtitel schon verriet: »[...] der deutsche Mensch braucht Raum um sich und Sonne über sich und Freiheit in sich, um gut und schön zu werden.«<sup>537</sup> »Schau um dich, schau vor dich und bedenke die Enkel und Neugeborenen! Es gibt eine Sklavennot der Enge, daraus unverzwungene Leiber und Seelen nie mehr wachsen können.«<sup>538</sup> Da ist wieder dieses »vor«, aber jetzt erscheint es vom raumbezeichnenden »um« abgesetzt und meint die Richtung der Zukunft. Auf das Läuten der Glocken Deutschlands soll der Klagechor aller deutschen Stimmen antworten, ein stummer Chor:

Sie sollen heischend und stumm vorschreiten Schritt um Schritt mit den lodernden Armen und den verhungerten Augen, die deutschen Menschen jeglichen Alters, Greis und Greisin, Vater und Mutter, Jüngling und Braut, Knabe und Dirnlein [...], sie sollen vortreten heischend und stumm, dass diese millionenfache Stummheit die Musik der Sphären völlig erstickt und Gott gezwungen werde, ihre Seele anzusehen.<sup>539</sup>

Der Erzähler, der gleichzusetzen ist mit dem Autor und von Lippoldsberg aus schreibt, stellt seinem Buch diesen gesamtdeutschen Appell »vor« an, eine tonlose Anrufung der höchsten Instanz, die selbstredend nur das größte aller Themen antönen darf: die Landnot der Deutschen, diese »ungeheuerlichste Angelegenheit«. »Heimat und Enge« ist der erste Teil des Buches überschrieben: Die Heimat ist eng, in Lippoldsberg und Umgebung, wo auch die Geschichte anfängt, weil sie freien Bauern kein Land gewährt, und sie ist weiterhin eng, wo sie gar nicht erst zur Heimat werden kann, in den Städten, in den Revieren der Großindustrie, in den Schächten eines Bergwerks und schließlich im Gefängnis, wo der Protagonist am Ende seiner Zeit als Kumpel landet, als Sündenbock einer Katastrophe unter Tage, jetzt ganz und gar des Lebensraumes und der Freiheit beraubt.

Der Roman verfolgt ein antimodernes, antiurbanes Programm.

In den Städten sehen sie gerade noch, dass alles mit Erde aufhört. Aber dass alles mit Erde und Land anfängt, das ist für sie wie ausgestrichen [...]. Wir vom Lande und auch wir aus den Kolonien, daher ich komme, wir lernen es anders und sehen anders. Wir erfahren, dass alle Menschen vom Lande leben mit dem Körper und mit dem Geist und mit der Seele und mit allem, was sie sind und was sie von sich wännen.<sup>540</sup>

Dieses Zitat ist einer der Lehrreden entnommen, die Friebott und sein Erzähler reichlich beisteuern. Was Letzterer aber nicht leistet, ist das Land, sei es als Landschaft, sei es als Geschichte tragendes Territorium, sei es als Arbeitsstätte zu »erschreiben«. Das

ist das große Manko dieses Romans, das letztlich wieder auf seinen thetischen Charakter zurückgeht. Für eine Erzählung mit »Raum« im Titel und dem Anspruch, »anders zu sehen«, wird unendlich viel räsoniert, gesprochen und gehandelt – und die Heimat, selbst das Weserbergland, nimmt keine dichterische Gestalt an. Landschaft hat Stellenwert, sie fungiert als Position, als Marker in einer ideologisch besetzten Topologie: Oberweser versus Ruhrgebiet, Land versus Stadt, das niedersächsische Bauernhaus versus die Arbeiterunterkunft, der Wald versus die Kohlegrube, der dem Vater und dem Sohn heilige Ausblick von einer Erhebung über der Weser versus die Gefängniszelle – und damit haben wir nur die ersten 350 Seiten in ein topologisches Schema gebracht. Mit den Worten von Uwe-K. Ketelsen bedeutet der fehlende Raum für Grimm »nur in einer sehr oberflächlichen Weise agrarische Wirtschaftsfläche; ›Raum‹ ist vielmehr eine Metapher, ein bildhafter Ausdruck für die Chance, aus eigener Kraft tätig zu werden«. <sup>541</sup> Leicht übertreibend könnte man sagen, dass Grimm das Muster seiner Glockengeographie vom Anfang nie überwindet. In Wiecherts Roman »Totenwolf«, dem Grimm viele Anregungen verdankt, geht es genauso zu: Die Ebene wird gegen das Bergland ins Spiel gebracht, Wald und Moor gegen die Stadt, Mutter Erde gegen die aufgewühlte Totenerde der Front. Indem Wiechert »sein« Ostpreußen nicht lebendig werden lässt, es noch nicht einmal beim Namen nennt, grenzt er sich bemüht von der Heimatdichtung und Provinzschriftstellerei ab, um einen »Zeitroman« zu schreiben. Mit »Land« ist dann Deutschland gemeint, keine Dialektik setzt Einzelheit und Ganzheit in Spannung. Schlechter, ortloser Universalismus ist das Ergebnis. Erzählt wird auch im Frieden ein Stellungskrieg.

## Manfred Hausmann I: Das Land des Vagabunden

Der Literaturraum Hausmanns ist ganz anders konzipiert. Es gibt keinen Ursprungs- und Rückkehrort, keine bevorzugte Region, aber auch keine Internationalität. Die Erzählung *Lampioen* folgt letztlich einer Deutschlandreise, wie sie der Autor vorher selbst unternommen hat. Auch Lampioen hat kein Land, aber er will und braucht auch keines. Dafür liebt er es, und um das auszudrücken, »erschreibt« sein Autor dieses Land: in ausgedehnten Tableaus, welche die verschiedensten Landschaften im Wechsel der Jahreszeiten vergegenwärtigen. Eine Nachtwanderung abseits aller Wege durch die von Sturm und Regengüssen gepeitschte Lüneburger Heide klingt ausschnittsweise so:

Der Sturm hat einen Spalt in die Wolken gerissen, und nun leuchtet einen Augenblick das klarste Licht über die Heidewälder. Es leuchtet auch zu mir

herab, es strömt über die Stämme und Flechten, zwischen denen ich liege. Und jetzt, wie die brausenden Luftmassen wieder in den Wipfeln wühlen, schießt es mit den abgeschüttelten Tropfen kreuz und quer durcheinander. Ich kann garnicht so schnell gucken, wie sich das alles vor meinen Augen ereignet. Am Grunde des Waldes zucken Glanzwirbel hin, ein Schattenfetzen fährt wie ein Tuch herunter und verweht, jetzt schwimmt ein blasser Rauch, eine Wolke von Licht, schräg durch das Nadelgitter und löscht aus, jetzt ist vielmehr in der Höhe alles dunkel, aber unten wogt ein feines Geglitzer übers Moos, wogt vor und zurück und zerflattert, jetzt ist alles in samtene Schwärze getaucht, nur an den Flechten tanzt ein greller Funke empor, zwei, zwanzig, hundert, hunderttausendmal, sie jagen empor und ... da versinkt der Wald wieder in Nacht.<sup>542</sup>

Solche Passagen sucht man bei Grimm und Wiechert vergeblich. Diese Autoren nehmen Stellungswechsel vor, Hausmann bewegt sich aufhaltsam durch die Zwischenräume. Grimm geht es letztlich um Landgewinn, Hausmann um den Gewinn, den einer hat, dem nichts oder alles gehört. Man kann der Versenkung in das Naturschauspiel schon entnehmen, dass der Autor ein großes Defizit durch einen übergroßen, wenn auch nur momentanen Überschuss ausgleichen will. Auch der Reichtum, den man umsonst haben kann, wird nicht von Dauer sein. Aus einer anderen nächtlichen Szene, im kältesten Winter:

Und mit einem Male überkommt mich wieder so ein Glücksgefühl, weil ich die Welt so vor mir habe, die ganze ruhende Landschaft. Wie eine Beute, wie ein Eigentum. Ich bin König darüber. Mir gehörst du, du düstere Ferne! Mir! Wem sonst. Ich bin ja der einzige Freie weit und breit! [...] Jeder Schritt, den ich mache, trägt mich in Abenteuer und Ereignisse hinein. Manchmal stehe ich auch nur aufrecht da, und es begibt sich etwas.<sup>543</sup>

Friedemann Spicker ist in seiner luziden Untersuchung der Wanderer-, Vaganten- und Vagabundendichtung diesem Hochgefühl des Öfteren begegnet. Er spricht von einer »Überkompensation des Unterklassigen«<sup>544</sup>, auf die regelmäßig der Abschwung, das Gefühlstief folgt. »Ich bin ein König/und ein Hund« dichtete einer der echten Vagabunden der Zeit und – dialektischer – ein anderer: »Ich bin kein Herr und niemand Knecht.«<sup>545</sup>

Lampioons Haltung schwankt: Er fühlt sich ein, er wird überwältigt und er kämpft sich zurück in die Position eines Besitzers des Nicht-Besitzbaren. Dieser Prozess bricht niemals ab, anders als seine Vorgänger in der Romantik wird dieser Vagabund mit der Natur nicht eins:

Ich verspüre da immer einen feinen Schmerz, und ich denke mir, er rührt daher, dass ich den Grasspitzen da unten und den Wellen auf den Gewässern, dem Mond und dem Wind und all den lautlosen Gewalten und Wandlungen dieser Erde, denen ich so gerne zusehe, immer noch fremd bin. Ich liebe sie so sehr, aber ich bin doch ich. Ein Fremdling.<sup>546</sup>

Vagabundsein ist also nicht automatisch gleichzusetzen mit Naturverbundenheit und Landschaft nicht unbedingt mit Seelenlandschaft.

Die »echten« Tippelbrüder haben ebenfalls eine gehörige Distanz zur Natur eingehalten, wenn sie zur Feder griffen, was sie damals gerne taten: »Die Kundenlyrik [Kunde = Vagabund] spricht nicht mehr von der schier allmächtigen Trösterin, in die man sich hinausbegibt, um von Seelenschmerzen geheilt zu werden, sondern davon, dass man der Natur ausgeliefert ist.«<sup>547</sup> Land und Natur werden aufmerksam und vorausschauend auf ihre Vorzüge und Nachteile betrachtet; es geht auch um Wärmegrade, Unterschlüpfen, Verpflegung, Wetter, um Existenzielles. Wenn Lampioon davon abweicht, dann in der Dimensionalität der Wahrnehmung. Lampioons Blick erfasst unterschiedslos Grasspitzen und Wellen genauso wie Mond und Wind:

Das ist nun etwas Gewaltiges, dies Wandern durch die weiße Ebene. Meine Schuhe schieben sich durch den Schnee, meine Augen sehen ein unendliches Schneefeld, meine Ohren hören das tote Summen der Ferne, mein Mund schmeckt die Kälte. [...] Ich bin ein Mensch, ein Punkt, beinahe ein Nichts in Schnee und Himmel, aber ich habe doch Gedanken, die in den Raum hineinfragen. Das Nichts denkt: Was bedeutet dies alles?<sup>548</sup>

Die Vagabundenlyrik ist dagegen »auf das Kleine gerichtet«: auf den Graben, den Staub der Straße, den Stein am Weg, den Schmutz der Gassen und auf Feldrain und Acker.<sup>549</sup> »Staub und Schmutz und Erdreich ersetzen Berge, Täler, Weiten [...]«. <sup>550</sup>

Lampioon lebt von der Hand in den Mund, vom Betteln, von Einrichtungen der Wohlfahrt und gelegentlich, eher selten, von Aushilfstätigkeiten. Sein Quartier sucht er in Wäldern und unter freiem Himmel, manchmal in Scheunen und Hütten. Bauern sind wohl auch in diesen Landstrichen angesiedelt, aber nur selten spielen sie eine Rolle, und wenn, dann nicht immer eine positive: Einmal wird Lampioon am Weihnachtstag von einem rabiaten Landwirt brutal verprügelt. Was das Land aber bereithält, wenn auch zu selten, sind Mägde und Töchter, die sich vom Vagabunden gerne verführen lassen oder umgekehrt ihn auf ein Lager unter freiem Himmel ziehen.

Das Buch ist als Episodenroman locker disponiert; obwohl um vieles kürzer als Grimms *Volk ohne Raum*, lässt sich seine Handlung nur sehr schwer nacherzählen

und seine Botschaft erst einmal nur vage destillieren. Auf jeden Fall gewinnt man genau den entgegengesetzten Eindruck, was die berühmte »Raumfrage« oder »Raumnot« des deutschen Volkes anbelangt: Über viele Seiten hin wird das Gefühl eines unendlich freien und offenen Raumes erweckt. Selbst wenn es zu topographischen Fixierungen kommt, wenn der Vagabund einmal kurz in Hamburg Station macht, belästigt der Ich-Erzähler den Leser nicht mit den üblichen Schilderungen von Enge und Überfüllung. Vielmehr besteigt er sogleich den Hamburger Michel, um die Stadt nicht in direkter Konfrontation, sondern abgehoben als Landschaft zu erfahren. Sicher, ihn ergreift nach einer Weile ein Schwindel, aber dieser rührt nicht vom großstädtischen Getriebe, sondern von der Höhe her, die für den Wanderer im Flachland eine ungewohnte Herausforderung bedeutet. Raumnot herrscht jedenfalls in Deutschland nicht, und der Autor liegt darin nicht falsch.

Aber nun möchte Lampioon sich ja nicht niederlassen, anbauen oder Vieh züchten: »Ich für meine Person habe kein Ziel.«<sup>551</sup> Er will nur eins:

Wandern ... ich brauche kein tägliches Brot, aber dies brauche ich: Wandern an Flüssen hin, durch säuerliches Gras, durch Heidekraut, durch dunstige Nächte, mich verlieren in Wäldern und großen Wiesen, o in Wiesen auch, mittags in der honigsüßen Hitze, in mannshohen Ginsterwäldern, langsam wandern, dahintreiben, unterwegs sein.

Für Lampioon ist also der Weg das Ziel, das macht ihn zum echten Vagabunden und nicht zum Wanderer, der ein äußeres Ziel in einem bestimmten Ort und ein inneres Ziel hat, das Spicker in folgende Motive zerlegt: »Freude an der Natur und Erleben der Landschaft, verbunden mit Heimat- und Nationalgefühl, sowie ein »romantischer Antimodernismus«, der sich in einem unreflektierten Rückgang auf das 19. Jahrhundert zeigt.«<sup>552</sup> Entscheidend für den Rang des Romans ist nun, dass der Habitus des Ziellosen sich von Anfang an werkbestimmend mitteilt. Weghaft dahingleitend, oft sehr lang ausgezogen, mit kleinen Brücken aus drei Punkten, so sind auch die Sätze ausgedehnt. Der Expressionismus ist endgültig vorbei, die Neue Sachlichkeit hat auf dem Land nichts verloren: Neuromantisch ist die Stillage, welche die ersten hundert Seiten durchgehalten wird, ein endloses Parlando, das der einsame Wanderer für sich, aber auch in Auseinandersetzung mit dem Leser anstimmt: »Wir sind im Übrigen alle unterwegs, du auch, sag was du willst, du auch. Aber manche von uns haben ein Ziel.« Der arme Landstreicher kann sich alles herausnehmen, auch einen anbiedernden, vorlauten Ton, brüske Wendungen und die kitschige Geste, mit der er seine kleinen Reichtümer und großen Überzeugungen anpreist. Er hat sich auch alles erlaubt, angefangen beim Mord, auf den erst einmal nur kurz angespielt wird, über die nur knapp unterlassene Brandstiftung bis hin zu Verkleidung und Rollenspiel. In gewisser Weise ist er vogelfrei, ein Gefühl, das ihn immer wieder heimsucht – ich

habe die Stelle bereits zitiert: »Mir gehörst du, du düstere Ferne! Mir! Wem sonst? Ich bin ja der einzige Freie weit und breit!«<sup>553</sup>

## Manfred Hausmann II: Raum ohne Volk

Der Chronotopos der On-the-road-Erzählung wird von Hausmann strikt landschafts- und nicht ortsbezogen angelegt. Der ziellose Lampioon verfolgt keine Reisepläne. Umso überraschender steht dann in der Mitte des Buches das Kapitel »Berliner Legende«. Nachdem der Leser sich auf den ereignisarmen Gleichlaut von Land und Monolog des Vaganten eingelassen hat, erwartet ihn an dieser Stelle eher eine Katastrophe. Es liegt nahe, dass der Autor das weltanschauliche Kapital des Landstreichers und Naturmenschen mit den Topoi Stadt und Kultur zusammenprallen lässt, um zu zeigen, wie seine Figur in artfremder Umgebung staunt, leidet und letztlich triumphiert – oder zugrunde geht. Mit einer Ausnahme geschieht nichts dergleichen. Zunächst einmal erfahren wir keinen Grund für den Aufenthalt in der großen Stadt: »Ich befinde mich nämlich seit ein paar Tagen in Berlin. Es ist Unsinn, ich weiß es, aber es ist einmal geschehen.«<sup>554</sup> Nun baut der Ziellose sein Leben ohnehin nicht auf Begründungen auf, aber diese Einstellung wird uns nicht nur, wie gerade zitiert, diskursiv mitgeteilt. Das Berlin-Kapitel fängt ganz anders an, nämlich mit der Analyse eines unsachgemäß gebauten Spaliers, an dem ein blühender Pfirsichbaum geradezu »gekreuzigt« angebracht wurde. Das Spalier aber ist aus der Verankerung gerissen – der Baum trägt es nun selbst und läuft Gefahr, bei Sturm mit dieser Last umzuknicken. Ein falsch angebundener Pfirsichbaum in Berlin! Bevor man anfängt, über Symbolik nachzudenken, erhält man zumindest eine situative Erklärung für diese geradezu emblematische Eingangsfigur: Der Stadtwanderer ist am Fehrbelliner Platz auf eine Schrebergarten-Kolonie gestoßen – wir vermuten, er ist auf Quartiersuche – und dort entdeckt er den Baum und wird selbst entdeckt, vom Besitzer des Gartens. Der mit rollendem R sprachlich weit ausholende »ältere Mann mit buschigen Augenbrauen und einem vorgewölbten, glattrasierten Priestermond« entpuppt sich nicht nur als Schauspieler im Ruhestand, eine Größe mit dem Titel eines Professors, und als engagierter Gartenfreund, er ist auch das erste vollausgebildete Gegenüber Lampioons.

Der Professor im Schrebergarten: Wir begegnen ihm im Roman, wir haben ihn aber auch schon als eine Art Vorreiter der Gentrifizierung der neuen Anlagen, der Dauerkolonien, erkannt. Hausmann lässt seinen Lampioon auf dem Umweg über den Garten, aber nicht im Garten, an den Großstadtrealitäten und damit an Deutschlands verdichtetster Gegenwart teilhaben. Der Professor und Lampioon kommen ins Geschäft, der Eindringling wird den Baum retten und sich ansonsten im Garten nütz-

lich machen, wenn der Sohn das nötige Gerät dazu herbeigeschafft hat. Um diesen dazu zu bewegen, muss Lampioon ihn telefonisch benachrichtigen, was nur mit dem Geld des Professors und vom Postamt Uhlandstraße aus geschehen kann, wohin sich Lampioon aufmacht. Großstädtische Geschehensabläufe, Handlungsketten werden in Bewegung gesetzt, ein modernes Medium, das Telefon, tritt dazwischen: Bis dahin wurde im Buch nur geflötet und gepfiffen. Der zum ersten Mal Telefonierende macht einiges falsch, aber wiederum ist diese Begegnung mit der Technik nicht der Anlass, sich über Kulturgefälle oder über die verrückten neuen Zeiten auszulassen. Lampioon geht mit dem Fräulein vom Amt so um, wie er es mit einer unbekanntem jungen Frau getan hätte, der er auf der Wanderung begegnet: Er sucht das Gespräch, von Mensch zu Mensch, aber natürlich auch von Mann zu Frau. Er verabredet sich mit ihr, besorgt sich ein wenig Ausgehgarderobe, sie treffen sich, es regnet, sie gehen ins Museum. Das alles ist weiterhin höchst klischeeverdächtig: Was der Bauer im Museum erlebt, war ein beliebtes Thema der deutschen Witzpresse schon seit den *Fliegenden Blättern*; das Fräulein vom Amt seinerseits gehört zum Standardrepertoire von Schlagern, Kabarett, Karikatur, ja sogar Soziologie in der Weimarer Republik, denn wer verkörperte den neuen Typus der Angestellten reiner als das »Fräulein vom Amt«? Wieder hält Hausmann sich bedeckt. Es dürfte wohl kaum einen Museumsbesuch in der Literaturgeschichte geben, der so wenig aus den Kunstwerken macht. Weder das Fräulein noch der Landstreicher entpuppen sich als die geheimen, überraschenden, die besseren Kenner: Der Mann fühlt sich fremd und tut auch nichts dagegen, die Frau weist nach langem Zögern schließlich auf das Bild, das ihr am meisten bedeutet, nicht das ihr am besten gefällt: eine traurig stimmende Madonna mit Kind, eine Arbeit Mantegnas, wie der Leser durch eine dahingesagte Bemerkung zweier anderer Museumsbesucher erfährt. Was das Bild auslöst, ist ein langer, gestörter und verstörender Monolog über Frausein, Schwangersein, Muttersein, Kindsein. Gertrud, so heißt das Fräulein mit Namen, verliert sich redend und schauend in die Phantasien einer Schwangeren: »Ich liege im Bett und singe in die Dunkelheit hinein, ich schaukelte mich auf der Matratze auf und nieder. Diese Minuten, wenn ich auf dem Wege zur Markthalle stehen bleibe und nicht begreifen kann, wie wundersam das doch ist, was mich betroffen hat, oh, oh! Ich liebe mich, ich bete mich an, ich werde von Tag zu Tag hässlicher, aber ich bin ein unschuldiges Kind.«<sup>555</sup> »An sich« will das Fräulein nur über das allgemeine Wesen von Mutter und Kind reden, aber längst ist klar, dass sie von sich erzählt und wie es ihr ergangen ist – man beachte den plötzlichen Wechsel ins Präteritum –, und so schwenkt sie irgendwann abrupt von der Imagination auf die Ebene der biographischen Fakten um: »Ich kann Ihnen ebenso gut das andere auch noch erzählen. Das Kind ist tot, und sein Vater ... wir sind weiter nicht verheiratet. Es hat auch keinen Zweck. Ich bin krank. Ich kann keine Kinder mehr kriegen.«<sup>556</sup>

Später im Buch wird ein anderer Weggefährte Lampioons in einer grausig ausgemalten Beichte gestehen, dass er Ehefrau und Kind erschlagen hat. Dieses Be-

kenntnis, abgelegt in der Finsternis eines Schlafsaals in einer Herberge, in der sie zusammen mit dem Professor übernachtet, ist gewissermaßen eine Gegengabe zu Lampioons Geständnis der von ihm verübten Mordtat. Er tötete einen Arbeitskollegen, der ihn vor seiner heimlichen Geliebten schwer erniedrigt und sich an diese geschickt herangemacht hatte. Von hier aus erinnert sich Lampioon daran, wie er in dem Bauernhof, den er eigentlich zur Weihnacht anstecken wollte, eine Familienauseinandersetzung belauschte: Der Bauer, der bereits Lampioon brutal zugerichtet hatte, drohte seiner Frau, die von einem anderen Mann ein Kind erwartet: »Ich schmeiße es an die Wand, wenn's kommt.« Auch der Professor hat etwas zu diesem Thema beizusteuern. Er erzählt von einer Freundin, die schwanger wird und ihr Kind nicht haben will – in »Gebärstreik« tritt, wie die Bevölkerungswissenschaftler damals sagten – und dies obwohl ein liebender Ehemann und ein sicheres Heim ihr jeglichen Halt geben. Lampioon hatte den Professor um Auskunft zum Thema Frau in der Schwangerschaft gebeten, aufgewühlt durch die Begegnung mit Gertrud. Hier ist das Ergebnis der durch Mord, Abtreibung und Selbstmord herbeigeführten Tötungen von Mutter und Kind. »Ich habe in einem Bildermuseum eine Geschichte gehört, der Professor hat mir wieder eine andere erzählt«, versucht Lampioon seinen Standort zu klären: »Aber ich glaube, diese Angelegenheiten sind nichts für mich. [...] Aber die Mütter sind wohl, wenn sie gebären sollen, wie wahnsinnige Tiere, die nachts über die Felder streifen, bis sie irgendwo niedersitzen und mit irren Augen, in denen das Sternenlicht grünlich glitzert, in die Weite starren. Nein, das ist natürlich Irrsinn. Aber mir kommt das mit den Müttern und mit der Geburt und mit all dem Blut immer so unheimlich vor, ich werde ganz krank, wenn ich daran denke.«<sup>557</sup>

Wir sind auf ein Thema von leitmotivischer Wirkung in einem ansonsten wenig strukturierten Roman gestoßen, ein Thema, das man in einem Vagabundenleben nicht erwarten würde. Aber seit der Berlin-Episode ist das Buch ohnehin ein anderes geworden: Die Tendenz zum Gesellschafts- oder wie man damals sagte: zum Zeitroman war wohl unter Weimarer Bedingungen nicht aufzuhalten. Hundert Seiten lang bewährt sich das Bündnis von Solitär und Natur, dann bricht mehr an Sozialem ein, als ein neuromantischer Rahmen halten könnte, wenn er auch nie so idyllisch angelegt war, wie oft behauptet. Es treten jetzt Gegenspieler auf, deren Rede mehr Raum eingeräumt wird als der des Ich-Erzählers: der Professor, Gertrud und Oskar, der Kamerad und Mörder-Kollege. Der Verismus löst das freie und unbeschwerte Monologisieren des Landstreichers ab und ersetzt es durch dramatische, düstere Erzählungen und Monologe anderer. Mord, Mord an Kindern und an potenziellen Vätern, schwierige und ergebnislose Schwangerschaften, die in der Schwangerschaft alleingelassene, unglückliche Frau – der Roman könnte in Antwort auf Grimms *Volk ohne Raum* »Raum ohne Volk« heißen – oder besser noch: *Volk ohne Jugend*. So lautete der Titel einer Denkschrift von Deutschlands führendem Bevölkerungswissenschaftler, dem Leiter des Statistischen Reichsamtes, Friedrich Burgdörfer. Etwa zur gleichen Zeit,

da Hausmann durch Deutschland wanderte, begann Burgdörfer seine intensive publizistische Tätigkeit in Sachen Bevölkerungspolitik. Titel wie *Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung: Die Lebensfrage des deutschen Volkes*, *Die schwindende Wachstumsenergie des deutschen Volkes im europäischen Raum*, *Geburtenschwund und Überalterung des deutschen Volkskörpers* verweisen auf ein Faktum und seine ideologische Aufbereitung.<sup>558</sup> Der Raummangel des deutschen Volkes ließ sich in der Tat nicht auf ein starkes Bevölkerungswachstum zurückführen. Den Bevölkerungshöchststand von 1913 (66,8 Millionen in den Grenzen vor 1919) hat das Reich nie wieder erreicht. André Schlüter fasst die Lage folgendermaßen zusammen:

Schließlich dauerte der mit dem Ersten Weltkrieg einsetzende Geburtenrückgang in der dezimierten Bevölkerung (zwischen 1914–1918 fielen immerhin 2,04 Millionen deutsche Soldaten) unvermindert an. Der Geburtenüberschuss betrug zunächst 8,9 (1921–25), dann 6,6 (1926–30) und schließlich 5,5 (1931–35) Neugeborene je 1000 Einwohner. Die durch die Gebietsabtretungen verursachten Rückwanderungen in das Reichsgebiet wogen die Geburtenrückgänge keinesfalls auf. Dazu kommt, dass die deutsche Auswanderung nach Übersee in den Jahren bis 1925 größer war als die Einwanderung einschließlich der Rückwanderungen. So war die Bevölkerungsdichte [...] nach Versailles keineswegs außergewöhnlich drückend geworden.<sup>559</sup>

Zwar wurde nach dem Krieg eifrig geheiratet, doch änderte die Familienplanung sich dennoch dramatisch: Vor dem Krieg hatten noch 49 Prozent der verheirateten Paare drei und mehr Kinder, in den ersten Jahren nach dem Krieg waren das nur noch 37 Prozent, und 39 Prozent hatten nur ein oder gar kein Kind.<sup>560</sup> Niemanden traf diese Entwicklung härter als die Volkstumstheoretiker und Geopolitiker. Sie entdeckten in der Mittellage Europas, im Deutschen Reich, eine »Tiefdruckzone«, die einerseits dem slawischen Geburtenüberschuss (Stichwort: Bevölkerungsüberdruck) ausgesetzt war, andererseits wenig Unterstützung für eigene Expansionspläne lieferte. Nur ein wachsendes Volk sei ein gesundes Volk, lautete die Losung. Der Reichstag fasste 1928 eine Art Rahmenbeschluss, der ihn selbst dazu anhalten sollte, bei allen gesetzgeberischen Maßnahmen die Belange von Familie und demographischer Entwicklung zu berücksichtigen. Er sah die »Zukunft des deutschen Volkes« durch diesen Verlust an »Volkskraft« gefährdet.

Den messbaren Schwund leugnete man auf dreierlei Weise ab: Die einen stellten kühne Rechnungen auf. Arthur Dix, ein Publizist aus dem Lager der Geopolitik, versuchte auf dem Deutschen Geographentag 1925 in Breslau die These zu belegen, dass von allen Völkern der Erde die Deutschen den »engsten Lebensspielraum« zur Verfügung hätten. Die Engländer verfügten pro Kopf über den meisten Raum, danach kämen in Europa Frankreich und Belgien, während Deutschland und Italien

die Schlusslichter bildeten. England, das wären 44 Millionen Einwohner auf 35,6 Millionen Quadratkilometer; dagegen betrügen die Zahlen für das Reich: 60 Millionen auf 0,47 Millionen Quadratkilometern. »Der Vergleich dieser Zahlen ergibt, dass der heutige Deutsche kaum über ein Hundertstel vom Lebensraum der heutigen Briten verfügt.«<sup>561</sup> Man fragt sich natürlich, wie diese Rechnung zustande kam. Wie groß war die englische Insel denn? Dix hatte einfach die Kolonien hinzu- und aus diesen die indigene Bevölkerung herausgerechnet. Andere leugneten die zurückgehenden Geburtenziffern glattweg und redeten von anhaltender Raumnachfrage. Hitlers »Bodenpolitik« wurde bereits angesprochen. Er hatte schließlich auf der ersten Seite von *Mein Kampf* (1925) seinem Volk »das moralische Recht zur Erwerbung fremden Grund und Bodens« zugesprochen. Denn dieses Volk wachse im Jahr um 900 000 Deutsche – eine stark übertriebene Zahl. Wenn wir den oben genannten und statistisch erhärteten Geburtenüberschuss von 8,9 pro 1 000 zugrunde legen, wuchs Deutschlands Bevölkerung um ca. 550 000, nach 1925 um 450 000 Köpfe jährlich, den Schwund durch Auswanderung nicht eingerechnet. Im nächsten Satz sagt Hitler, wenn auch poetisch verklärt, so doch unmissverständlich, welche Folgen dieses Wachstum haben müsse: »Der Pflug ist dann das Schwert, und aus den Tränen des Krieges erwächst für die Nachwelt das tägliche Brot.«<sup>562</sup> Später im Buch, im vierten Kapitel des ersten Bandes, wird die geographische Stoßrichtung dieser Bodenpolitik kundgetan: Sie könne »nicht etwa in Kamerun [...], sondern ausschließlich nur mehr in Europa« stattfinden, »auf Kosten Russlands«, wie Hitler präzisiert.<sup>563</sup>

Burgdörfer, der sich mit *Volk ohne Jugend* eindeutig an *Volk ohne Raum* anlehnte, konnte anders als Hitler, sein späteres Vorbild, die Grundtatsache der nachlassenden Bevölkerungsdynamik nicht leugnen, wollte aber der Parole Grimms nicht in den Rücken fallen. Er drehte die Sache so, dass die Einbuße an Raum und die verdichtete Raumnutzung die sinkende Geburtenrate ausgelöst hätten. Sein Fazit: »Das deutsche Volk treibt biologisch dem Abgrund zu.«<sup>564</sup> Stärker noch als Versailles hätten die Verstädterung und der in ihr fehlende »Lebensspielraum« die Vermehrungsdynamik umgekehrt. Da hat Burgdörfer recht: Die Geburtenrate sank im Reich von 1871 bis 1939 um etwa 50 Prozent; das ist auch die Zeit der Landflucht und Urbanisierung. Verstädterung aber ist für Burgdörfer die Ursache der »Rationalisierung des Geschlechtslebens« und des »Zweikindersystems«, das sich in dem »hochwertigen, kulturtragenden Volksteil« durchgesetzt habe, also in den Mittelschichten, während das Proletariat aus Burgdörfers Sicht eine unerwünscht hohe und der ländliche Raum eine befriedigende Geburtenrate zu verzeichnen hätten. Dazu kam nach 1914 noch die große Zunahme an Frauen in Angestelltenberufen: Waren es 1907 noch 6,5 Prozent gewesen, stieg der Anteil dieser Berufsgruppe am Gesamt der arbeitenden Frauen auf 12,6 im Jahr 1925 und 14,8 Prozent 1933.<sup>565</sup> Die Figur des Fräuleins vom Amt steht für diese epochalen Verschiebungen. Sie arbeitet als Angestellte in der Großstadt, sie ist für ein neues Medium, das Telefon, im jungen Kommuni-

kations- und Servicesektor tätig und – die Kausalität muss man sich denken – mit Kind und Mann wird das nichts. Die Volkszählung des Jahres 1925 weist 90 Prozent der weiblichen Angestellten als Singles und 69 Prozent als nicht älter als 30, also im gebärfähigen Alter, aus.<sup>566</sup> Es schien mithin die »Familiendämmerung« zu drohen, wie etwas später Edgar Julius Jung in *Die Herrschaft der Minderwertigen* die Entwicklung zuspitzte. Als Ursache führte er die Kultur der Massen, die Eheflucht und die Rationalisierung des Haushaltes an, welche die Berufstätigkeit der Frauen förderte. Zum Thema Eheflucht muss noch auf die steigende Zahl der Scheidungen in diesen Jahren hingewiesen werden.

Warum »der Mann« Fräulein Gertrud verlässt und wann und wie das Kind stirbt, wird nicht verraten; die prekären Phantasien der Frau legen den Gedanken an Schuld, an Abtreibung nahe. Man darf sich die neue weibliche Angestelltenklasse nicht als ökonomisch unabhängig vorstellen, wie sie das Leitbild der neuen Frau favorisierte und wie wir sie heute antreffen, da manche Großstadt 50 Prozent Singlehaushalte zählt. Die miserable Bezahlung zwang junge Frauen in der Regel dazu, bei den Eltern wohnen zu bleiben oder in ein Heim zu ziehen. Hier wie dort waren uneheliche Kinder nicht gelitten. Die anderen Figuren des Romans haben keine Kinder, angefangen bei der Hauptfigur, sie wollen keine Kinder oder töten sie gar – sie alle lassen Deutschland »biologisch dem Abgrund zutreiben«. (Hausmann selbst wirkte als Vater von vier Kindern dem Trend entgegen, seine Frau war Hausfrau und Mutter, sie lebten auf dem Lande. Burgdörfer hatte ebenfalls vier Kinder.)

Kein Wunder dann, dass in diesem Roman Kinder nicht gesichtet werden und Familien keine Rolle spielen. Nur »Mädchen« kommen zu Genüge vor, ambivalente Wesen zwischen Kind und Frau, die Lampioon sehr reizen, aber auch unsicher machen, was ihre sexuelle Verfügbarkeit betrifft – so sehr, dass er vor einem offenbar »zu allem« bereiten Mädchen die Flucht ergreift. Genau genommen spielt der Titel des Romans *Lampioon küsst Mädchen und kleine Birken*, ganz dem Neo-Rokoko-Stil der späteren zwanziger Jahre angepasst, auf den Inhalt der beiden letzten Kapitel an. Das vorletzte erzählt eine verschroben-witzige Episode. Lampioon wirft sich zum Betreuer einer Schar vierzehnjähriger Schulmädchen auf, die am Ende eines Ausflugs den letzten Zug nach München verpasst haben, und fordert als Belohnung für seine Dienste von jedem Mädchen einen Kuss ein. Das allerletzte Kapitel (»Die Kleine Birke«) stimmt dann erwartungsgemäß den Blues des Mannes an, der weiterwandern muss, der »den Himmel und die Freiheit wie einen schwermütigen Ruf vor sich« hat. Das ist der Mann, der »kleine Birken« umarmt. »Und dann stehen wir eine Zeitlang mit gesenkten Häuptern nebeneinander und rühren uns nicht ... Und dann ist es so weit, dass ich wieder weiterschleichen muss. Ich schleiche langsam weiter...«<sup>567</sup>

Das Küssen der Schulmädchen und die Umarmung der Birke tragen nicht zur Verbesserung der Bevölkerungsstatistik bei. Wir dürfen annehmen, dass Kurt Ziesel, eine der giftigsten Federn des Nationalsozialismus, 1935 den Roman deswegen als

»pornographischen Schund« verdammt, weil eine Erotik ohne Willen zur Zeugung nur Pornographie sein konnte. So sind die einsam ihre Wege ziehenden und heimatlosen Vagabunden die Phänotypen eines leerer werdenden Deutschland. Raum haben sie aber schon jetzt genug, so viel Raum, dass der Wanderer aus wüsten, sturmgepeitschten Wäldern bisweilen keinen Ausweg mehr findet. Der Raum scheint auch seine Bevölkerung zu ernähren. Selbst ein Landstreicher und Bettler leistet sich den Blick für das kapriziöse Extra, den gefährdeten Pfirsichbaum, »eine Frühe Viktoria«, wie sie der Professor vorstellt. Und gegen Ende von Lampioons Berlin-Aufenthalt lässt sich der Professor von ihm einen lang gehegten Wunsch erfüllen und ein Spargelbeet anlegen. Spargel in einem Schrebergarten am Fehrbelliner Platz, das hat etwas von Friedrich dem Großen, der seinem Garten in Sanssouci Feigen und Trauben abtrotzte. Wie auch immer es um die Versorgung mit Lebensmitteln in der Weimarer Zeit stand – etwa 20 Prozent wurden nicht durch eigenen Anbau erzeugt –, Hausmann erzählt Geschichten, die an die Kriegslist der in einer Burg Belagerten erinnern, die nach einem Jahr die Feinde mit Brot bewerfen, um ihnen vorzumachen, dass sie nach wie vor im Überfluss lebten.

## Der Vagabund in Geschichte und Kunst der Weimarer Republik

Vom Land als Kampfzone, von den Aufständen der Bauern und den Kleinkriegen der Freikorps findet sich in *Lampioon* keine Spur. Die Bauern, sagten wir, werden nicht als die eigentlichen Herren des Landes beschrieben, das Land ist Natur, technikfreier Raum, eher frei als nützlich. Lampioon ist sein eigenes Freikorps. Er teilt nicht die erbitterte Gegnerschaft gegen die bürgerliche Klasse, die das organisierte Vagabundentum pflegte – zu diesem gleich mehr. Lampioon fängt seine kurze Berufskarriere als Angestellter an, er ermordet zwar einen Kollegen, aber das hat sehr persönliche Gründe. Problematisiert wird nicht der Berufsstand der Angestellten und seine Arbeitsweise oder sein Lebensstil – so geht die Angestellte Gertrud mit Lampioon ins Museum und nicht ins Kino, wie es jeder Gesellschaftskritiker erwarten würde. Zu Beginn des Romans ist Lampioon bereits Vagabund oder, aus anderer Perspektive betrachtet, erwerbslos – wie 1,3 Millionen andere Deutsche auch. Lampioon ist 29 Jahre alt, er gehört zu den geburtsstarken Vorkriegsjahrgängen, kein Wunder, dass er keine Berufskarriere hat. Man hat das Buch gerne vor dem Zeithintergrund der späten zwanziger Jahre als eine Stimme der Depressionszeit verstanden. Daran ist zunächst einmal falsch, dass der Roman vor der großen Wirtschaftskrise erar-

beitet und geschrieben wurde – erarbeitet durch Hausmanns Deutschlandtour im Jahr 1925/1926. Da befand sich das Reich noch in seiner Konsolidierungs- und Aufschwungphase. 1,3 Millionen Arbeitslose waren eine Menge, aber keine Katastrophe. Aber auch schon in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre galt, dass die jungen Leute »unter den besonders desorientierenden Bedingungen der Nachkriegszeit nach einem individuellen Lebensentwurf und einer sozialbiographischen Zukunftsperspektive suchen«. <sup>568</sup> Zum passiven Naturell des Landstreichers gehört es, dass er sich Entscheidungen von anderen abnehmen lässt, dennoch mutet sein »Lebensentwurf« extrem an: Er lebt Erwerbslosigkeit nicht als Mangel, sondern als gewollter und ideologisch überhöhter Zustand und bricht so mit der Gesellschaft. Damit aber ist der arbeitslose Vagabund die neoromantische Verkleidung der freien Schriftstellerexistenz, die Hausmann gewählt hatte und für die er sich auch demonstrativ auf dem Lande und am »richtigen« Ort, im Künstlerdorf Worpswede, angesiedelt hatte. Worpswede bedeutete sozusagen das statische Vagabudentum.

Nun musste Lampioons Existenzform nicht erfunden oder neoromantisch wiederholt werden: Das Vagabudentum war ein hochaktuelles Problem in der Weimarer Republik. Von den Vagabunden gab es zu der Zeit, da Hausmann auf Wanderschaft ging und den Roman verfasste, geschätzte 70 000, also einer unter tausend Deutschen, noch kein Mengen-, aber ein Maßnahmenproblem. Die Zahl schnellte in der darauffolgenden Krise bis 1933 auf 300 000, nach anderen Rechnungen auf 450 000 hoch. Hausmanns Themenwahl hat mithin einen ähnlichen Vorgriffcharakter wie die menschenleeren Ruhrgebietslandschaften, die Renger-Patzsch unmittelbar vor den Jahren der großen Arbeitslosigkeit schuf. Die Nationalsozialisten wollen die große Zahl der Nichtsesshaften noch im Jahr der Machtübernahme gewaltsam um 100 000 gesenkt haben: durch Einweisung in Arbeitshäuser, Konzentrationslager, Gefängnisse; der Rest dürfte sich als Reaktion auf diese brutalen Maßnahmen unter die Ortsgebundenen gemischt oder ins Exil abgesetzt haben.

Das alte Verbot der Landstreicherei, welches das Kaiserreich erlassen hatte: »Mit Haft wird bestraft, wer als Landstreicher umherzieht« (§ 361 Abs. 3 des Strafgesetzbuches), war zwar in der Weimarer Zeit nicht aufgehoben worden, hing aber in seiner Durchsetzung sehr stark von der Einstellung der lokalen Polizeikräfte ab. Es waren aber nicht allein und wahrscheinlich nicht vorrangig die Ordnungshüter, die den Landstreichern zusetzten, es war das »System« der »Systemzeit«, welche Arbeit und ihr Fehlen verwaltete – in den sogenannten Arbeitsämtern, einer neuen und besonders typischen Institution der Epoche. »Vor allem das ungeordnete Wandern nach Arbeit, bei dem sich Arbeitssuchende und Vagabunden vermischten, sollte durch regionale Arbeitsnachweise systematisiert werden.« <sup>569</sup> 1924 wurde in einem Sozialgesetz mit dem hässlichen Titel »Reichsfürsorgepflichtverordnung« das weite Feld der Fürsorge zum ersten Mal umfassend geregelt.

Im Grunde wuchs der Druck auf die Menschen der Landstraße. Er kam sowohl von denen, die Böses, als auch von denen, die Gutes im Sinn hatten. Es wäre also ein Einfaches gewesen, hätte Hausmann den Heroismus und das Außenseitertum seines Helden durch einen Kampf mit den Obrigkeiten hervorheben wollen. Das hätte aber bedeutet, dass er ihn direkter in Gegenwart und Geographie hätte einführen müssen – und das hätte dem Credo bedingungsloser Unabhängigkeit widersprochen. Der Zeittyp des Vagabunden soll etwas Überzeitliches insinuieren. »Der Vagabundismus ist eine revolutionäre und überzeitliche Aufgabe«<sup>570</sup>, erklärte der Dichter und Vagabund Rudolf Geist 1929, und so sehr Hausmann das zweite Epitheton unterschrieben hätte, so entschieden hätte er das erste zurückgewiesen. Nichts könnte Lampioons Selbstbild mehr widersprechen als der Versuch, den Vagabunden als fortschrittlichen Zeitgenossen und revolutionären Agitator auszuweisen. Den oben zitierten Kernsatz hatte Rudolf Geist auf dem ersten und einzigen »Europäischen und internationalen Vagabundentreffen« ausgesprochen, das Pfingsten 1929 500 Vagabunden in Stuttgart zusammenführte (Abb. 33).

Theodor Lessing, Sinclair Lewis und Knut Hamsun schickten Grußbotschaften; als Redner traten neben Geist die Schriftsteller Heinrich Lersch und Alfons Paquet auf, zwei bereits bekannte Autoren. 500 Zeitungen sollen im In- und Ausland über das Ereignis berichtet haben, der Rundfunk schaltete sich ein, die illustrierten Zeitungen sorgten für Bildstreifen. Spiritus Rector des Ganzen war der »König der Vagabunden«, Gregor Gog, der 1927, also ein Jahr vor *Lampioon*, die »Bruderschaft der Vagabunden« ins Leben gerufen hatte. Gog ging auf die Straße in den zwanziger Jahren nach wechselhaftem Leben als Matrose, Soldat, Reisender, Gärtner; er wurde zum Vagabunden »mit Ziel«, mit dem Ziel der Organisierung des sogenannten Fünften Standes im Sinne der anarcho-syndikalistischen, später der kommunistischen Bewegung, für die er die politisch noch nicht aufgeklärte Reservearmee der Vagabunden einsammeln wollte. Seine Gegner waren der Weimarer Staat und die Philosophie und Praxis der »Fürsorge«. Fürsorge war offenbar ein schlimmes Reizwort für die bewussten Vagabunden, wie man dem Aufruf Gogs zum Treffen von 1929 entnimmt:

Die Gesellschaft, vertreten durch ihre Behörden, spricht von ihrer Fürsorge. Das Gesetz sorgt für sich, für die Gesellschaft, für die Satten, damit die Opfer ihrer Tyranis ihnen nicht nahe an den Leib rücken. Ihre ›Fürsorge‹ ist Polizistenhumanität! Ist ›Vorsorge! [...] Die tugendfreien Spießier sprechen von den Vagabunden als einem arbeitsscheuen Gesindel. Was weiß den [sic] diese Gesellschaft vom Weg und Ziel der Landstraße? [...] Der Kunde, revolutionärer als Kämpfer, hat die volle Entscheidung getroffen: Generalstreik das Leben lang! Lebenslänglich Generalstreik! Nur durch einen solchen Generalstreik ist es möglich, die kapitalistische, ›christlich‹ kerkerbauende Gesellschaft ins Wackeln, ins Wanken, zu Fall zu bringen!<sup>571</sup>



Abb. 33. Max Ackermann, *Kunden und Vagabunden*, Radierung, 1929

Das Organ der »Bruderschaft der Vagabunden« war die von Gog herausgegebene Zeitschrift *Der Kunde* (1927–1930), eine der ersten Straßenzeitungen mit einer Auflage von 1 000 Exemplaren – als »Kunden« bezeichneten sich nach einem alten rotwelschen Wort die Vagabunden selbst.<sup>572</sup> Im ersten Heft des ersten Jahrgangs wurde programmatisch erklärt: »Der Kunde ist und bleibt ein Fremder in dieser Welt der Zwecke und Nützlichkeiten. Er ist verstoßen und doch auserwählt, Bettler und König zugleich.«<sup>573</sup>

Es fällt schwer, die Weite des Abstandes zwischen Gogs Idealbild des Kunden und Hausmanns *Lampioon* auszumessen. »Weg und Ziel der Landstraße« hat Letzterer auf seine Weise verinnerlicht, auch er arbeitet nicht für die Fürsorge: Als der Arzt ihn für die kostenlose Behandlung in seinem Garten beschäftigen will, stellt sich *Lampioon* erst ganz patent an und lässt sich von der Tochter des Arztes auch beinahe verführen, dann aber übt die in der Nähe vorbeiziehende Landstraße auf ihn einen unüberwindlichen Sog aus. Er hört einen »Orgelmann«, einen wandernden Drehorgelspieler, und singt und schlägt die Töne nach, die sich langsam entfernen. Die Ferne! »Ich muss ja wandern, gleich, ich muss hier ja alles im Stich lassen. Ich muss wieder den Himmel und die Freiheit wie einen schwermütigen Ruf vor mir haben! Das ... die Ferne ... das Neue ... das ... das ... Dahinten ... Ich kann es dir nicht sagen!«<sup>574</sup>

Dass die Straße lockt, darin stimmen Gog und *Lampioon* überein. Dass sein Typus den »wesentlichen Menschen« darstelle, wie es in Stuttgart verlautete, hätte Hausmann vielleicht noch bejaht. Dass die Letzten die Ersten sein werden, wie Gog an gleicher Stelle ausrief, hätte er schlicht bezweifelt. Der Botschaft von Stuttgart: »Gehet hin und lehret – kämpfet!«<sup>575</sup> folgt *Lampioon* nicht, für ihn ist die Landstraße nicht »die Hochschule der Revolution« – so der Arbeiterdichter Lersch auf dem Kongress. Allein das von Gog ausgegebene Wort »Generalstreik« widerspricht seiner Haltung, die keine Gegner kennt und sich nicht über die programmatische Ablehnung von Arbeit definiert. *Lampioon* arbeitet nicht. Er weist ja das Ansinnen des Arztes nicht ab; der Wandertrieb ist es, der ihn von der Erfüllung der Aufgabe ablenkt.

Gleichzeitig ist das Verhalten der Figuren in Hausmanns *Lampioon* viel radikaler und gefährlicher als der Kampf der Vagabunden um Sonderrechte. Außer dem »Gebärstreik«, der Erwerbslosigkeit und der Vagabundenproblematik ist ein großes und aktuelles Rahmenthema die Delegitimation. So etwas wie eine staatliche Ordnung wird in diesem Roman nicht sichtbar und erst recht nicht spürbar. Entweder bleiben die Verbrechen ungesühnt, oder sie werden nicht begangen, weil etwas anderes dazwischenkommt, aber nicht weil Ethos oder eine Ordnungsmacht von der Tat abhalten. Den Outlaw motiviert auch nicht die klassische Aufgabe, sein Gesetz gegen das erstarrte, staatliche System zur Geltung zu bringen. Wenn *Lampioon* sich immer wieder selbst kleine Gesetze auferlegt, dann tut er dies nur zum Schein und zum Spiel im ansonsten gesetzlosen Raum. *Lampioons* Emanzipation – wenn davon überhaupt die Rede sein kann – ereignet sich ohne Öffentlichkeit. Das Deutschland, das im Übrigen noch nicht einmal mit diesem Namen angesprochen wird, ganz zu schweigen

von Reich und Republik, diese politisch indifferente Landmasse leistet Widerstand nur als Natur, als Landschaft. Dort übt es seine formative Kraft aus, der Rest ist Episode, Zufall, Spiel – Spiel auch in und mit der Not. Aber Delegation und Autoritätsverlust gelten als Hauptgründe für das Scheitern Weimars. Das lässt sich in diesem Roman natürlich nicht auf den höchsten Ebenen beobachten – die Legitimationskrise des pluralistischen Parteiensystems spielt keine Rolle<sup>576</sup> –, aber wenn wir auf dem Gebiet der Sozialpolitik bleiben, dann ist da oft der Zwiespalt zwischen Regelung und Durchsetzung, zwischen gesamtstaatlicher Ordnungswut und lokaler Willkür, zwischen neuem Gesetz und alter Regelungspraxis konstatiert worden, eine Kluft, die viele – und nicht nur die Aussteiger und Outlaws – im weitesten Sinne zur Selbstjustiz ermächtigte. Im Hinblick auf die Tatsache, dass Lampioon ein ungefasster Mörder ist, darf an Fritz Langs *M – Eine Stadt sucht einen Mörder* (1931) erinnert werden – einen Höhepunkt des Filmschaffens der Weimarer Moderne. Es ist schon »die Stadt«, die den Mörder sucht, aber sie tut es hilflos und fehlgeleitet, während die Polizei nach Plan vorgeht, aber auch keinen Erfolg hat. Es ist das Syndikat der Verbrecher, ernervt durch die vielen Razzien und Kontrollen und unterstützt durch die von ihnen angeheuerten Bettler, das den Täter, einen Kindermörder, fasst, einen Mann übrigens, der wie ein Stadtstreicher die Metropole Berlin durchwandert: »Immer muss ich durch Straßen gehen, und immer spür ich, es ist einer hinter mir her. Das bin ich selber!« Die Verbrecher machen ihm einen Prozess, aber bevor es zur Lynchjustiz kommt, schlägt die Polizei zu, ein »Happy End« zugunsten der Staatsmacht, inszeniert vor dem sehr viel glaubwürdigeren Hintergrund von organisiertem Verbrechen und organisierter Selbstjustiz. Noch eine Randbemerkung zum Thema Staatsmacht und Vagabundentum: Als *Der Kunde* 1927 herauskam, wurde gleich die erste Nummer beschlagnahmt. Der Gründer des Blattes, der Vagabund und Dichter Georg Brügel, hatte dort die Liebe zwischen dem Knaben Rolf und dem Wanderprediger Polo beschrieben – dies als Nachtrag zum Deutschland der sinkenden Geburtenrate.

Zweifellos hat Hausmann auf seiner Deutschlandtour von der Vagabundenbewegung gehört. Ob sie ihn selbst auf die Straße gelockt hat, würde ich bezweifeln. Die Karriere als Vagabund war längst künstlerisch geadelt – international.<sup>577</sup> Chaplin hatte den Charakter des Tramps die ganze Stummfilmzeit über mit widerständigem Leben erfüllt und berühmt gemacht. Zwischen 1926 bis 1929 veröffentlichte der rätselhafte B. Traven vier Romane, von denen drei einen gewissen Gerald Gale zur Hauptfigur haben, einen Gesetzlosen, einen Mann ohne Papiere, der sich zu Wasser und zu Lande in vielen Ländern durchschlägt – die Erscheinungsorte von Travens Büchern, der *Vorwärts* und die Büchergilde Gutenberg, deuten schon daraufhin, dass Traven den Tramp und Wanderarbeiter benutzt, um vom Boden der Gesellschaft aus deren brutalstes Gesicht zu zeigen. Jack Londons veröffentlichte 1907 die autobiographische Erzählung *The Road*; sie erschien 1924 auf Deutsch unter dem Titel *Abenteuer eines Tramps* (vergleiche Hausmanns Untertitel: *Abenteuer eines Wanderers*) und war

wie die anderen Bücher des Autors ein großer Erfolg. In der deutschen Literatur bedienten Londons Genre Hermann Hesse mit *Knulp* (1915) und Waldemar Bonsels mit *Narren und Helden. Aus den Notizen eines Vagabunden* (1923) und *Der Wanderer zwischen Staub und Sternen* (1926). 1930 kam dann, als Reaktion auf das Stuttgarter Treffen, der österreichische Film *Der Vagabund* in die Kinos – Regie Fritz Weiß, »Fachberatung«: Georg Gog, der wie auch andere »echte« Vagabunden im Film selbst auftrat. Nehmen wir noch all die Dichter hinzu, die niemals auf der Straße lagen, aber sich und ihre Figuren als Seelenvagabunden stilisierten: Klabund, Else Lasker-Schüler, Armin T. Wegener, Max Herrmann-Neiße und andere, dann erscheint es nicht nur eine nette Geste, sondern hatte einen Wahrheitsgehalt, wenn Alfons Paquet die Vagabunden auf ihrem Stuttgarter Treffen mit den Worten anredete: »Ich bringe euch den brüderlichen Gruß der Dichter und Künstler, die immer bei euch gewesen sind [...]. Aber in jedem Künstler lebt die Unruhe, eine innere Heimatlosigkeit.«<sup>578</sup>

## Der gereizte Boden: Hans Fallada, Bodo Uhse, Ernst von Salomon

Lampioons Klassenbewusstsein ist auf null gestellt, der Raum Deutschland, den er doch so intensiv erwandert, ist nicht Gegenstand politischer Reflexionen. Ganz anders im gleichzeitig entstandenen Text von Ernst Bloch »Rauhnacht in Stadt und Land«. Dort schreibt er: »Jetzt dagegen ist der Boden [Deutschlands] gereizt, seine Menschen und er selber.« Das Land mache »Front gegen Berlin«, dieses »Anti-Berlin« habe aber keine kulturstiftende Kraft mehr, es setze zur Brauchtumpflege nur noch apotropäische Zeichen auf die Giebel seiner Häuser, im Untergrund jedoch brodele es: »Das geheime Deutschland ist ein riesiger, ein kochender Behälter von Vergangenheit; er ergießt sich vom Land gegen die Stadt, gegen Proletariat und Bankkapital ›zugleich«, er ist tauglich zu jedem Terror, den das Bankkapital braucht.«<sup>579</sup> Alter Saft steige in längst vergessene Triebe hoch, das Land »nährt Nationalsozialisten und völkische Mythologen, kurz, steht auf als *Pastorale militans*«.

»Militantes Schäferspiel« war ein sehr gewählter Ausdruck Blochs für die Art von Bauernaufständen, welche die Republik nach 1918 erschütterten.<sup>580</sup> *Bauern, Bonzen und Bomben*, der Titel von Hans Falladas (1893–1947) 1931 erschienenem Roman, ging leichter ein. Er ist eines von drei Büchern, die Augenzeugen der holsteinischen Landvolkbewegung der Jahre 1928/29 gewidmet haben. Die beiden anderen Bücher sind: Ernst von Salomons (1902–1972) *Die Stadt* (1931, ebenfalls ein Rowohlts-Roman) und Bodo Uhses (1904–1963) im Exil veröffentlichte Erinnerungen *Söldner und Soldat*

(1935). Aus Berlin eingereist wie viele »militante Schäfer«, unterstützte von Salomon die Sache der Bauern publizistisch als Mitarbeiter des *Landvolks*, der auflagenstarken Zeitschrift der Bewegung, während Uhse dem nationalsozialistischen Sprachrohr, der *Schleswig-Holsteinischen Tageszeitung*, als Chefredakteur diente. Fallada seinerseits hatte eine untergeordnete Position beim *General-Anzeiger*, der Lokalzeitung in Neumünster, dem Ort, wo einer der wichtigsten Prozesse gegen die aufständischen Bauern stattfand. Von Salomon war der einzige, dessen Engagement weiter reichte als Schreiben für und Schreiben über die Landvolkbewegung. Er beteiligte sich in der Hauptstadt an einer Art Parallelaktion: So wie die Bauern oder ihre Agents provocateurs in Itzehoe, Beidenfleth, Oldenburg und anderswo Bomben hochgehen ließen, so zündeten ihre Berliner Unterstützer eine gewaltige, aber unschädliche Bombe im Keller des Reichstagsgebäudes.<sup>581</sup> Das war nicht nur eine Parallelaktion, sondern auch eine Art Probe auf das Exempel von 1933 am selben Ort. In der anschließenden Untersuchungshaft wurde Ernst von Salomon zum Schriftsteller.

Die Bauern versammelten sich in Massen, behinderten Zwangseintreibungen, kämpften gegen die örtliche und die Schutzpolizei, sie verbrannten ihre Steuerbescheide und zahlten keine Steuern mehr – und sie ließen auch ein paar Bomben hochgehen, bei denen aber keine Menschen zu Schaden kamen. Sie gingen durch spektakuläre Prozesse und belegten eine ganze Stadt mit Kaufboykott. Warum sie das alles taten und warum in Holstein, erfährt der Leser durch Falladas Roman zum Beispiel nicht. Sicher, die Bauern sind in Not, klagen über zu hohe Abgaben und die Juden, die sie angeblich betrügen – nur hätten solche Gründe überall in Deutschland zum Widerstand gegen die Staatsgewalt führen können. Und warum die Holsteiner mit einer Härte und Entschlossenheit verfolgt wurden, die alle Vorstellungen vom kraftlosen Weimarer Staat Lügen strafen, erläutert der Roman auch nicht. In Ostpreußen schütete man Millionen aus, als die Landwirtschaft anfang, unruhig zu werden. Fallada scheint den eigentümlichen Charakter der Landwirtschaft in den Marschen nicht begriffen zu haben.<sup>582</sup> Uhse hingegen, der zwar auch keinen Bauernroman geschrieben hat, setzt den Leser genau ins Bild:

Dabei war die Not dieser Bauern eine besondere. Sie waren einmal reiche Leute gewesen, und sie waren es teilweise noch jetzt. Aber die Stabilisierung der Mark hatte ihren Wohlstand aufgeessen, und das Sinken der Viehpreise hatte sie auf eine gefährliche Klippe getrieben, denn die Eigenart ihrer Wirtschaft bestand darin, dass sie im Frühjahr mit geborgtem Geld Vieh einkauften, welches sie den Sommer hindurch auf ihre Weiden trieben, um es im Herbst selbst auf die Viehmärkte in den großen Städten zu bringen. Die Zinssätze für das geliehene Geld waren hoch, die Viehpreise sanken weiter, das Angebot auf den Märkten war groß und der Absatz gering.<sup>583</sup>

Von dieser Kultur der sogenannten »Graser« hat auch von Salomon gewusst: Bei ihm betreiben die »Landwirte« »Fleischveredelung«, und er benennt das scheinbare Paradoxon: »Nicht die ärmsten, sondern die reichsten Bauern im Lande hatten begonnen, zu rebellieren [...].«<sup>584</sup>

Ein Bauernaufstand in der Provinz – drei Bücher aus der Feder bedeutender Schriftsteller, das haben andere politische Großereignisse nicht nach sich gezogen: der Kapp-Putsch nicht, die Arbeiteraufstände in Mitteldeutschland nicht, die Ruhrkrise nicht. Hatte es diese Landschaft in sich? Adolf Bartels und Gustav Frenssen, die zwei populärsten und wirkmächtigsten Schriftsteller des völkischen Spektrums vor und nach dem Krieg hatten dieselbe Klasse im Gymnasium in Meldorf besucht, Frenssen blieb dem Wohnsitz Dithmarschen treu, Bartels zog nach Weimar, aber sein frühes und erfolgreichstes Romanwerk in vier Bänden trug den Titel »Die Dithmarscher«. »Dithmarschen war [...] geradezu ein Chiffre für blut- und wurzelstarkes Bauerntum.«<sup>585</sup> Reihensich die drei angesprochenen Bücher, Werke der nächsten Generation, in diese Tradition ein?

Man kann einen sehr einfachen Test anstellen und sich die Titelwörter vornehmen: Bauern, Bonzen, Bomben, Stadt, Söldner, Soldat – sechs Wörter, und nur eines bezieht sich auf den Stand, der wesentlich zum Land gehört. Ein Titelwort ist schon fast zu viel, denn Bauernromane sind alle drei Bücher nicht. Deutet sich hier nicht der Prozess an, der in der Agrarsoziologie als »Entagrarisierung« geführt wird?<sup>586</sup> Auch im Deutschland des Vagabunden wird den Bauern nur am Rande begegnet, obwohl ihnen doch die meisten Landstriche gehören, durch die Lampion zieht. Aber Hausmanns Sorge ist eher eine andere, allgemeiner ansetzende: Mit der Parole »Raum ohne Volk« hatten wir sie angesprochen. Wir denken auch an Renger-Patzschs von Menschen entleertes Ruhrgebiet, das im nächsten Teil betrachtet werden soll. Ein Land ohne Landvolk?

In seinem autobiographischen Bericht ist Uhse selbstverständlich die Hauptperson. Von der Schule verwiesen, geht er zum Bund Oberland, einer rechten Freikorpsgruppe, und von da zu Hitlers Schutzstaffeln, der SS. Das war 1927, aber nicht Hitler, sondern Georg Strasser war sein Führer. Da er ein kurzes Volontariat bei einer Zeitung hinter sich hatte, schickte ihn die Partei nach Itzehoe, um dort das erste nationalsozialistische Blatt für Schleswig-Holstein zu begründen und zu leiten. »De Bur steit up!« hört er auf der ersten Versammlung der NSDAP, die aber die Sache der Bauern nicht unterstützt – Hitler setzte damals auf das »Prinzip Legitimität« als Strategie und lehnte organisierte Gewaltanwendung ab. Das stürzt den linken Nationalsozialisten in Zweifel und Konflikte, die schließlich zum Verlust von Amt und Parteimitgliedschaft führen. Uhse engagiert sich in nationalen und internationalen Bauernverbänden und tritt der KPD bei. Das Buch ist eine Art politischer Erziehungsroman, der den Weg vom »Söldner« (Freischärler) zum »Soldaten«, und zwar zum Parteisoldaten der Partei der »gerechten Sache«, schildert. Die Bauernbewegung ist

die Bewährungsprobe, die der klassische Roman braucht; sie ist nicht Eigenwert, sondern Mittel, um dem Protagonisten zur richtigen Position zu verhelfen. Höchst aufschlussreich und als Quelle bisher ungenutzt ist der Einblick in das politische Leben einer Kleinstadt in den letzten Jahren vor dem Ende der Weimarer Republik.

Von Salomon gibt zunächst eine sehr instruktive Darstellung des bäuerlichen Lebens und Wirtschaftens in Holstein. Er arbeitet den Unterschied von Agrikultur in den Marschen und in der Geest heraus, behandelt detailliert die Arten und Lasten der Besteuerung, greift das Motto »Keine Steuern aus der Substanz« auf und schildert die Eskalation der Auseinandersetzungen zwischen Bauern und den diversen Handlungsebenen der Staatsmacht. Sein Held, der Journalist Hans K. A. Iverson, kurz Ive, ist kein Agrarromantiker; er hegt keine Illusionen über die materielle Revolution, welche die bäuerliche Welt vor 1914 erlebte. Gleichwohl ist er mit Leib und Seele auf der Seite der Landbewegung engagiert. Mit dem Leib, weil er in einem Bombenlegerprozess in Untersuchungshaft genommen wird; mit der Seele, weil er im »Wirrsal der Zeit« nur noch eine einzige belastbare Größe entdeckt: den »Hof«. Von Salomon vermeidet demonstrativ die Worte Blut und Boden, weil sie anderweitig im politischen Spektrum vergeben sind und weil der Hof die Einheit von Besitz, Betrieb und Lebenswelt bedeutet. Er ist konkreter und wenn man so will neusachlicher als der »Boden«: »Der Hof, das war Leben, standhaftes Leben und allen Phasen unterworfen.«<sup>587</sup> Der Hof hatte die Modernisierung überlebt; nun, in der Krise, im Aufstand, kann er avancieren zum Sprungbrett »einer totalen Entwicklung«, »einer neuen Ordnung«. »Wir müssen, sagte Claus Hein [einer der Bauernführer], sozusagen vom Bauern her, das ganze Land aufrollen.« Die Soldaten, die Arbeiter hatten die Revolution versucht, sie waren gescheitert; jetzt war es an den Bauern, »den Plan der völligen Umwälzung« Wirklichkeit werden zu lassen. Der Roman behandelt genau die Schwierigkeiten und die Chancen einer bäuerlichen Revolution in Deutschland. Auch als Revolutionär ist der Bauer von Jahreszeiten abhängig; er ist eben an den Hof gebunden, dessen Rettung er anstrebt; er ist außerdem die Spielmarke von Verbänden und Parteien. Aber von Salomon markiert deutlicher als seine beiden Kollegen die singulären und überraschenden Qualitäten des Phänomens Landvolkbewegung, die in manchem an den Stil heutiger Massenbewegungen erinnern: Die Bauern sind enorm mobil und spontan, sie sind nur lose organisiert und kommen auch ohne Führer aus, wenn diese gefangen genommen werden, sie agieren unabhängig von den Kräften des »Systems« und halten an ihren Beschlüssen fest – wie an dem Boykott der Stadt Neumünster. In Neumünster wurde die Fahne geschändet: Die Fahne, für die sich die Bauern entschieden hatten, war »schwarz [...] mit einem weißen Pflug und einem roten Schwert, das große wallende Tuch befestigt nicht an einer simplen Stange, an einer gerade gehämmerten Sense.«<sup>588</sup> Ob der Polizeichef Schwarz-Weiß-Rot verhindern wollte oder sich auf ein altes Verbot des Tragens von Sensen in der Stadt berief, der Kampf um die Fahne in Neumünster wurde zum blutigen Höhepunkt des Bauernaufstandes.

Etwa bis Seite 80 gehört der Text ganz den Bauern, dem Land, dem Hof, der Bewegung – warum heißt das Buch dann *Die Stadt*? Ive ist überzeugter Anti-Urbani-  
st: »Die Stadt ist krank, und ihr Atem stinkt.« »Was mit Neumünster möglich ist,  
ist mit Berlin auch möglich. Erklären wir den Boykott über Berlin. Sobald das gan-  
ze Landvolk solidarisch ist, ist Berlin in unserer Macht. Die Stadt braucht uns, denn  
wir nähren sie.«<sup>589</sup> Diese Strategie würde einen deutschlandweiten Export der Land-  
volkbewegung bedeuten. Von Salomons Bruder Bruno, ebenfalls beim »Landvolk«  
engagierter Journalist, schrieb auf dem Höhepunkt der Bewegung: »Bauer, es ist so,  
dass Du Dir Deine Mission geschaffen hast. Es kommt nur einmal der Augenblick,  
dass Gottes Mantel vorüberweht. Dann Bauer, greife zu!«<sup>590</sup> Ive aber fragt in eine  
andere Richtung: »Kann die Stadt anders als von innen her erobert werden? Und  
Ive dachte das ganz primitiv: von innen her: Er musste hineingehen in die Stadt.«  
Ive wechselt darauf in eine Art synthetische Stadt über, die mal Itzehoe, mal Berlin,  
mal Hamburg sein kann. Wir wissen nicht, wo etwas stattfindet, denn Lokalität und  
Ortsbindung, sozusagen der »Hof« der Erzählung, spielt ab sofort keine Rolle mehr.  
Es werden in langen Gesprächsrunden die Lebensfragen der Nation, die verschiede-  
nen politischen Standorte, das Angebot der Weltanschauungen auf hohem Niveau  
durchdiskutiert: mit je einem Nationalsozialisten, einem Juden, einem Kommunisten,  
einem überzeugten Republikaner, und es wird, vermutlich um das Freischwe-  
bende dieses intelligenten Austausches noch zu steigern, die Begegnung mit einem  
Künstlerpaar zum Anlass genommen, die Rolle des politischen Künstlers in der Re-  
publik darzustellen und zu erörtern. Das Niveau ist wie gesagt hoch, man nimmt im-  
mer wieder an einem Gedankenaustausch teil, der wie eine scholastische Übung in  
Deutschtumstheorie erinnert: »Stellen Sie sich selbst die Frage, sagte Ive, ob Sie nicht  
mehr das Prinzip der Nation lieben als die Nation!«<sup>591</sup> Um einen längeren Ausschnitt  
zu bringen – hier unterhalten sich Ive und Schaffer über Terrorismus:

Ich habe viel übrig für letzte Konsequenzen. Aber ich habe nicht die Zeit,  
auf einen deutschen Dschingis Khan zu warten. Sie wie ich sind verant-  
wortlich für das, was zu geschehen hat. Und nur Ideen schaffen die Revo-  
lution. – Die Revolution schafft die Ideen, sagte Ive, der Krieg ist der Vater  
aller Dinge, der Bürgerkrieg die Mutter. Ich habe nicht die Zeit, auf Ideen  
zu warten. Gedanken mögen auf Taubenfüßen wandeln, aber es ist not-  
wendig den Käfig zu zertrümmern, um sie fliegen lassen. Schaffer sah Ive  
vorsichtig an. Zertrümmern, sagte er, das ist ein Ausweg und einer, der sich  
leicht bietet. Denn er schafft zugleich Vergnügen. Ich bin so weit nicht mehr  
Jude, dass ich diese schmerzliche Lust einfach als Gojim Naches bezeichnen  
könnte. Ich sehe wohl den Sinn der Zerstörung ein, nicht aber, jetzt und  
in diesem Augenblick, ihre rechnerische Notwendigkeit. – Verlangen auch  
Sie, fragte Ive, die einundfünfzigprozentige Gewissheit des Gelingens? –

Die hundertprozentige, sagte Schaffer. Denn mit dem Risiko der Revolution hebt sie sich zugleich als gewalttätiger Akt selber auf. Glauben Sie nicht, dass ich den Terror als Mittel unbedingt ablehne. Er erleichtert die Aufgabe, und ich vermag nicht abzusehen, wie sich meine ganz persönliche revolutionäre Devise: »Schluss mit der Arterienverkalkung als einzigen Befähigungsnachweis« einfacher und schneller und sicherer erfüllen könnte, als durch den Terror. Aber das Mittel ist noch nicht der Zweck, der Terror ist noch nicht die Revolution, die Folge noch nicht die Voraussetzung.<sup>592</sup>

Wenn wir genauso abgehoben wie die beiden Herren urteilen: Man kann sich kaum ein Buch vorstellen, das so weit von dem Thema abgekommen ist, das es vorgegeben hatte, – und nur so rechtfertigt sich die Absurdität, den »Roman der Landvolkbewegung« *Die Stadt* zu nennen. Betrachtet man die Schwerpunktverlagerung von außen, dann könnte man mit Carl Schmitt sagen, die »endlose Diskussion« habe die Regie übernommen und von den ernstesten Zielen abgelenkt. Kurz bevor Ive in Berlin von einer Polizeikugel getötet wird, kurz bevor also der Roman in der Stadt und durch die Stadt endet, heißt es: »Ives hatte in der Stadt erfahren, was die Stadt an Erfahrung ihm nur immer bieten konnte, nämlich nichts.«<sup>593</sup> Diese Erkenntnis kommt auf Seite 379, ungefähr 300 Seiten nachdem die Erzählung die Landvolkbewegung verlassen hatte. Die Bauern werden in der außerliterarischen Realität verlieren, der Roman hat die Bauern innerliterarisch schon lange verloren. Strukturell macht das Sinn. Auch die Bauern geben ihre organisatorische Unabhängigkeit auf und tun genau das, was Ive zutiefst ablehnt: Sie nehmen Hilfe an, die Hilfe des Systems und die Hilfe der Partei, die Ive ebenfalls dem System zurechnet, der NSDAP. Man schaut genau gen Osten, nach Ostpreußen, wo das System gewaltige Mittel in den agrarischen Sektor fließen lässt, um bei diesem Manöver dem Nationalsozialismus zum Erfolg zu verhelfen. Und man wählt die Partei, die sich gegen die Bewegung gestemmt hatte. Im Juli 1932 holen die Nationalsozialisten in Schleswig-Holstein 51 Prozent der Stimmen, im Reich »nur« 37,3 Prozent.

Quantitativ lässt sich die Struktur des Romans auf zweierlei Weise fassen. Rechnet man ein Fünftel Land, vier Fünftel Stadt, dann konstatiert man die Unmöglichkeit des modernen Bauernromans und attestiert den Sieg der Stadt auch darin, dass *Die Stadt* den großen Dialog- und Essayromanen wie dem *Zauberberg* oder dem *Mann ohne Eigenschaften* nicht ohne Geschick nacheifert. Es wurde noch nicht erwähnt, dass von Salomon zwischen die Teile Land und Stadt einen längeren Essay über die Krise der Republik einschiebt – letztere Bezeichnung taucht übrigens im ganzen Roman nicht auf. Man kann aber auch eine andere, geradezu umgekehrte Rechnung aufmachen. Dann wäre der Anfang von 80 Seiten der geschlossene und gehaltvolle Block, er stünde, um im Jargon zu bleiben, für die »Substanz« des Buches und alles, was danach kommt, der Essay und die vielen, maximal 20 Seiten lang referierten

Diskussionen zwischen den politischen Gegnern wären die verschleuderte Substanz, das Klein-Klein, in dem sich das Wirrsal der Zeit reproduziert. Gegen Ende werden die verbalen Auseinandersetzungen nur noch als »Gequassel« empfunden, das heißt noch zusätzlich verkleinert und entwertet:

[...] im Landtag quasseln sie, im Salon quasseln sie, am Zahlabend quasseln sie, du hast auch gequasselt, Schaffer, du hast auch gequasselt, Hellwig, du hast auch gequasselt, Pareigat [drei von Ive bevorzugte Gesprächspartner], mit dem Bankrott der Wiener Creditanstalt fing es an, mit dem Dolchstoß fing es an, mit dem Weltkrieg fing es an, mit Bismarcks Entlassung fing es an, mit der französischen Revolution fing es an, mit Adam und Eva fing es an, wann Himmel Arsch und Wolkenbruch hört es auf?<sup>594</sup>

Dies ist eine für die Zeitromane typische Liste, die als ganze nur Vielheit signalisiert und nie zu einer »Lösung« führt. Die Liste bildet das Geschehen der letzten 300 Seiten im Miniaturformat ab, eine Form, die uns an das oben herangezogene Zipf'sche Modell erinnert. Danach stünde mit dem ersten Teil der übergroße, »mächtige« Anfang der Gesamtanordnung bereit und alles was folgt, würde den »langen Schwanz« kleiner und kleinster Einheiten bilden: Gesprächsrunden, Argumente und Gegenargumente, Aufzählungen, Wörter. Dazu passt, dass am absoluten Schluss des Buches eine kleine Zeitungsnotiz steht, die über den gewaltsamen Tod Ives informiert und außer seiner Charakterisierung als »rechtsradikaler Bauernagitator« den Toten total verfehlt. Er habe, heißt es da, nach dem Bombenlegerprozess »demokratischen Gedankengängen« nahegestanden, solle sogar zum Katholizismus übergetreten sein, »bis er sich ganz überraschend zum Kommunismus bekannte«. »Das Ende eines politischen Roman-tikers!« Nichts davon stimmt, aber die Aufzählung gibt eine Auswahl der Positionen wieder, mit denen Ive sich in seinen Diskussionsrunden hatte auseinandersetzen müssen. Das Leben wird unter den faits divers der Tageszeitung als eine Reihe von faits divers abgehandelt, als eine Schau politischer Varietäten, sinnlos nicht nur, weil es einem momentanen Missverständnis zum Opfer fällt, sondern auch weil es als Ganzes in seinem Grundantrieb verkannt wird. Es ist schon erlaubt, noch einmal an Musil zu denken, nicht nur, weil in beiden Romanen unendlich viel »gequasselt« wird. Ein Vergleich bietet sich allein deswegen an, weil Musils Erzähler einen ähnlich anti-urbanistischen Affekt ausspielt und von der »über-amerikanischen Stadt« spricht, deren Namen er nicht einmal nennen will. Wir haben seine Meinung in Bezug auf »die Überschätzung der Frage, wo man sich befindet« im ersten Teil zitiert. Vor allem aber sind beide Romane geradezu gezwungen, die Pluralität der Anschauungen anzuerkennen und in ihrer Eigenlogik zuzulassen – ohne daraus einen Gewinn zu ziehen: Für die sogenannte »Parallelaktion«, also die Festivitäten aus Anlass von Kaiser Franz Josefs siebenzigjährigem Thronjubiläum, wird der selbsternannte Vorbereitungskreis in Mu-

sils *Mann ohne Eigenschaften* niemals eine Generallinie entwickeln, die alle überzeugt, und einen zentralen Sinn gewinnt auch Salomons Ive nicht aus seinen Gesprächsaustausch – deswegen muss er, der diesen Marathon mitgemacht hat, »sinnlos« sterben.

Wie geht Fallada die Sache an? Nichts ist bezeichnender, als dass er seinen Roman unter dem Titel *Ein kleiner Zirkus namens Belli* zum Vorabdruck in einer Kölner Zeitung angeboten hat. Das wäre ein viel typischerer Fallada-Titel gewesen – er musste sich aber den Marktstrategen beugen. Den Terror, den das scheinbar »altnüchternere, sesshafte« Landvolk auslöste, benutzt Fallada eigentlich nur als Aufhänger einer hochverwickelten, intrigenreichen Geschichte, die im Wesentlichen in einer Kleinstadt spielt, aber auch im Regierungszentrum und in der Hauptstadt fortgesetzt wird. Fallada richtet sein Augenmerk ganz auf den Infight, in dem sich die kommunalen, regionalen und nationalen Instanzen verkämpfen, und auf das Gehakel zwischen der Presse und den »Bonzen«, also den Beamten aller Grade und Zuständigkeiten.

Fallada wird dafür gerühmt, dass er in seinem Buch ganz und gar ohne Heimat- und Agrarideologie auskommt. Dafür hat er sich dessen entschlagen, was Regionalliteratur wertvoll und konkurrenzfähig macht: Kenntnis und Darstellung der Besonderheit. Dort wo in der Erzählung das Volk ganz unter sich bleibt, wo es unter sich sein möchte, ohne die ewigen Dritten, die Fremden, die Beobachter, die Feinde, in der nächtlichen Zusammenkunft und Beschlussfassung der Bauern, da wird es dann doch wiederum belauscht, und zum Helden und Perspektivträger rückt ein Oberlandjäger auf. Sein Weg durch die nächtliche Wildnis, auf der er eine folgenreiche Entdeckung macht, sein Ausspionieren, sein Entdecktwerden und seine Flucht, das sind Elemente einer Abenteuergeschichte, das ist so einschlägig, dass es der Akteur selbst realisiert: »Dem Oberlandjäger kommt eine Erinnerung an seine Jugendzeit, als er noch Indianerschmöcker las: Karl May und Sitting Bull und den letzten Mohikaner.«<sup>595</sup> Im neusachlichen Roman werden die fremden Register der Melodramatik und der Spannung wie im Jugendbuch eröffnet. Nicht als Powwow jedoch, wie die indianische Bezeichnung für Stammesversammlung hieß, sondern als »Thing« bezeichnet Fallada die Versammlung, verwendet also einen historisierenden »Germanismus«, vielleicht an die »Nordmark«-Ideologeme Frenssens und Bartels anknüpfend. Es gab aber in der Tat ein Treffen dieses Namens bei Rendsburg im Jahr 1929. Falladas Zusammenkunft nächtlicher Verschwörer aber war ein Thing, das muss man dazusagen, das einen Kaufboykott beschließt!

Man hätte aus diesem Stoff oder auch aus der Maschinisierung der Agrikultur andernorts einen neuen Bauernroman schreiben können. Auf alle Fälle reicht das Motiv von Olaf Gulbranssons Umschlagbild der Erstausgabe von Falladas Romans nicht sehr weit, nicht weiter als das erste Wort des Titels (Abb. 34).

Zu kurz und damit daneben greift der Künstler aber auch, wenn er aus dem jahrzehntealten Fundus den Bauern als klobigen Typen herausholt und mit dem Blick von unten ihm einen kleinen Kopf macht – auf dem zum Überfluss noch ein Hütchen

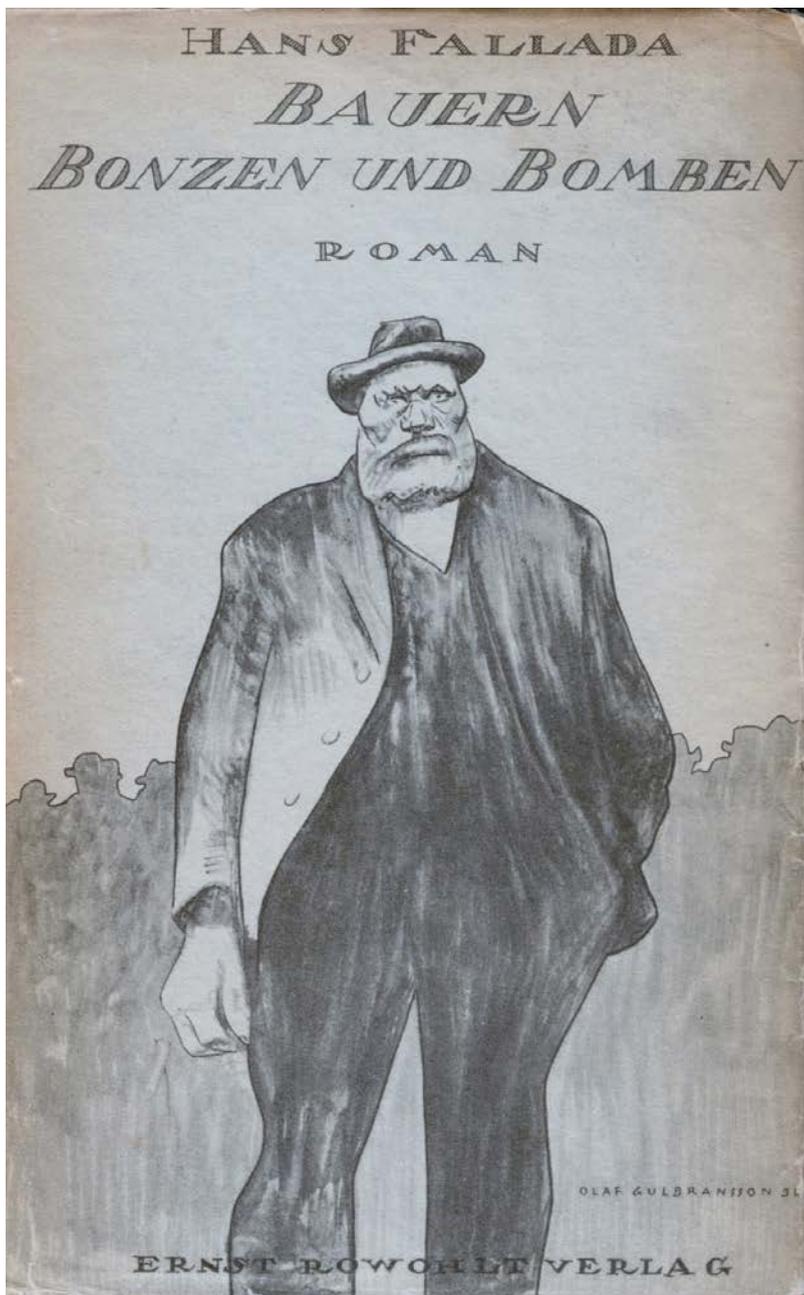


Abb. 34. Olaf Gulbransson, Umschlag für Hans Falladas *Bauern, Bonzen und Bomben*, 1931

und keine blaue Schirmmütze sitzt, wie sie die Bauern im Norden trugen. »Und wo stehn die Bauern heute ... also davon ist in dem Buch wenig zu spüren. Den Bauern gehts eben schlecht – und nun revoltieren sie«, befand Tucholsky in einer ansonsten begeisterten Kritik und entsprach damit nicht nur dem Text, sondern auch der Selbstinterpretation des Dichters, der seiner Schwester versicherte: »[I]ch will keinen Bauernroman geschrieben haben [...].« Was wollte er dann? Fallada weiter an seine Schwester: »Ernst von Salomon, der das Buch vor ein paar Tagen in Aushängern las, sagte, sein Eindruck sei am Schluss: armes Deutschland. Und das war mein Ziel, nicht der Eindruck: arme Bauern.«<sup>596</sup> Tucholsky zieht den Radius etwas enger: »Falladas Buch ist die beste Schilderung der deutschen Kleinstadt, die mir in den letzten Jahren bekannt geworden ist.« Also kein moderner Bauernroman, genauso wenig bodenverbunden wie Hausmanns »Lampioon« heimatverbunden war. Das Wort »Heimatkunst« hatte übrigens der Dithmarscher Bartels geprägt, während wir seinem Landsmann Frenssen die Parole »Volk ohne Raum« verdanken.

Aber Tucholsky versuchte dann doch am Schluss seiner Besprechung, das Buch in den gesamtdeutschen Themenrahmen zu rücken, den der Autor im Brief an die Schwester anvisiert hatte. Das Thema heißt Republik, heißt Demokratie. Liest man das Buch, so Tucholsky,

dann sieht man die immense Schuld jener Republik, die wir einmal gehabt haben und die heute zerbrochen ist an der Schlappeheit, an der maßlosen Feigheit, an der Instinktlosigkeit ihres mittleren Bürgertums, zu dem in erster Linie die Panzerkreuzer bewilligenden Führer der Sozialdemokratie zu rechnen sind. Der Lebenswille der andern war stärker; und wer stärker ist, hat das Anrecht auf einen Sieg. Beklagt euch nicht.<sup>597</sup>

Aber der Roman hat letztlich keine Sieger, und er ist nicht nur ein Kleinstadtroman: Die Parteien (jenseits der Bauern), die so stark gegeneinander kämpfen, die Verwaltungs- und die Regierungsbeamten, die Polizisten, die Juristen und nicht zuletzt die Journalisten, sie alle haben eine Ursprungszone gemeinsam, und das ist das »Zwischenreich«, wie Eugen Diesel den tertiären Sektor nannte. Fallada müsste vom Reich der Bonzen sprechen, bei von Salomon hieß das kurz *Die Stadt*. Dass aber ein Anzeigenwerber und Hilfsredakteur namens Tredup in eine zentrale Rolle aufrückt und im kleinstädtischen Beziehungssumpf ums Leben kommt, verweist auf zweierlei: auf die typengenerierende Kraft und auf die Macht des Zwischenreiches. Aber auch die Bauern, die mithilfe der Kreditökonomie wirtschaften und tendenziell die Nähe zum Elementaren, zum Boden, verlieren, haben sich damit ebenfalls aus dem klassischen Sektor der Primärproduktion entfernt. Kein Wunder, dass von Salomon an die Stelle des höchsten ideologischen Wertes den »Hof« und nicht den »Boden« einsetzt: »Der Hof befahl [...]. Er dokumentierte sich als der überlegene Wille [...].« Für diesen

Autor befiehlt der Hof sogar dann, wenn er dem Bauern gar nicht mehr gehörte, rechnete man die jeweilige Schuldenlast hoch. Ich habe die Zahlen oben schon mitgeteilt: 1930/31 erzielte die Landwirtschaft 8 890 Millionen Reichsmark an Verkaufserlösen und war mit 7 779 Millionen Reichsmark verschuldet. So kann der »Hof« unwirklich und zur Idee werden.

Was dieses Zwischenreich und die ihm gewidmeten drei Bücher aber fast total überblenden, ist das »Land«. Der Kaufboykott, den das Land gegen die Stadt beschließt, um zu zeigen, dass diese von ihm abhängt, richtet sich indirekt auch an den Autor, ohne dass er ihm Folge leistet. Es handelt sich im Übrigen um dieselbe Region, die Oskar Schwindrazheim für das Heimatbuch des Kreises Steinburg beschrieben hatte. Genauso wie das Kreisbuch die Aufstände des Jahres 1923 mit keinem Wort erwähnte, so negiert Fallada die Ortsgebundenheit der Landvolkbewegung von 1928/29 und verlegt das Ganze ins Pommersche. Jedem Dichter sind solche Freiheiten zugestanden, er verzichtet aber auf die »Hinwendung zu einer so oder so gearteten Gegend«, »auf das bestimmte Sein einer Landschaft«. Kracauers Worte galten dem modernen Tourismus und seiner Tendenz »zum reinen Raumerlebnis«. <sup>598</sup> Im folgenden Abschnitt wird zu zeigen sein, wie auch der bewaffnete »Tourist«, der Freischärler, in einer deutschen Landschaft ohne Eigenart agiert.

## Das aufsässige Land: Arnolt Bronnen

Das aufsässige Land war schon vor Falladas und von Salomons Romanen Schauplatz eines anderen Rowohlt-Buches gewesen: 1929 veröffentlichte Arnolt Bronnen (1895–1959) seinen Roman *O. S.* – so die Abkürzung für Oberschlesien. Während bei Fallada die Outlaws nur die Handlung anstoßen und Salomon ihnen einfach den ersten Teil seines Romans und danach keinen weiteren Abschnitt mehr einräumt, spielen sie bei Bronnen die Hauptrolle. Aber auch seine prallvolle Erzählung lebt von einem Personenaufgebot, das alle Schichten und Funktionen beteiligt, die im Jahr 1921 bei diesen höchst gewalttätigen Auseinandersetzungen ihre Hand im Spiel hatten. Die Lage auch dieses Landes war eine besondere: Die Holsteinischen Marschen hatte eine ganz eigene agrarwirtschaftliche Struktur, Oberschlesien aber war ein Industrie- und ein Grenzland, das im Streit der Siegermächte und der Nationen aufgerieben wurde. <sup>599</sup> Oberschlesien war von der Entente zum Abstimmungsgebiet erklärt worden. Das Plebiszit dieses Jahres, schwer behindert durch polnische Aufständische, war mit dem Ergebnis 60 zu 40 Prozent zugunsten eines Verbleibs beim Reich ausgegangen. Die endgültige Durchsetzung dieses Votums drohte im Mai 1921 an polnischen Aufständischen zu scheitern, die das Votum nicht akzeptieren wollten und versuchten,

mithilfe regulärer Verbände das gesamte Industriegebiet unter polnische Hoheit zu bringen. Dagegen hielten oberschlesischer »Selbstschutz« und deutsche Freikorps, die sich im Reich rekrutierten. Motivisch gehört das Buch in die Reihe der »Grenzlandromane«, von denen wir ein ganz anderes Beispiel oben mit Schickeles Trilogie *Das Erbe am Rhein* angesprochen haben.<sup>600</sup> Grenzlandromane handeln von neuen Grenzen und von »verstümmelten Grenz-Provinzen«, wie Bronnen Oberschlesien anspricht. Der Stoff förderte, ja forderte den Stil des Abenteuerromans – man hat an Karl May gedacht –, denn das Land war ohne Ordnungsmacht und damit die Arena eines Kampfes aller gegen alle. Das Reich und das Land Preußen, zu dem Oberschlesien nominell noch gehörte, erscheinen im Buch als kaum präsent, ihr »Eingreifen« beschränkt sich auf das Verschicken hilfloser Protestnoten – Bronnen spricht von der »papierenen Republik«. Frankreich, die führende Besatzungsmacht, schwankt zwischen Unterstützung der polnischen Seite, professionellem Militäreinsatz und schierer Selbsterhaltung. Die aufständischen Polen haben nur das eine Ziel vor Augen, die Eroberung Oberschlesiens. Die deutschen Schlesier sind tief gespalten: Hier ein machtlos taktierendes Bürgertum, sozialdemokratische und kommunistische Arbeiter, die sich entweder nicht einmischen wollen – oder sollen: Befehl aus Berlin respektive Moskau! – oder aber, beim Anzeichen eines Aufstandes, sich gleich das höhere Ziel »Oberschlesische Sowjetrepublik« vornehmen sollen. Dort die rauflustigen »Burschen«, die »Heimatschützer«, auch »Selbstschützer« genannt, welche die Städte vor den polnischen Aufständischen verteidigen. Nachdem fast alles verloren ist, treten die Freikorps auf den Plan. Nationalisten, Abenteurer, Desperados, deutsche Männer, für die der Krieg zu schnell vorbei war, roten sich, schlecht bewaffnet, zu Banden zusammen, die gegen die Übermacht erstaunliche Erfolge erzielen und es vielleicht ja wirklich erreicht haben, dass nicht das ganze Industriegebiet verloren ging. Um die Aufzählung zu ergänzen: auch die Italiener und die Briten, die anderen Besatzungsmächte, sind beteiligt, ebenso die I. A. K., die eigentliche Herrin des Landes, die Interalliierte Abstimmungskommission, die aber ebenso hilflos vor sich hin dekretiert wie das Reich. Und wie immer in solchen irregulären Zeiten werden Privatkriege geführt – Bronnen geht so weit, dass er mehrere Unterkapitel lang vom persönlichen Aufstand einer sechzehnjährigen Gymnasiastin oder »Lyzeistin« erzählt, die er mit genügend Frühreife ausstattet, um das ansonsten rein männlich besetzte Romanpersonal herauszufordern.

Die Raumkonzeption des Romans hat Helmut Lethen mit dem Begriff »Verkehrsroman« charakterisiert: »Der Bewegungsraum, der diesen Roman erschließt, ist ausgefüllt mit den modernsten Transportsystemen des Straßen-, Schienen- und Luftverkehrs, mit den Medien, der Zeitung, der Rohrpostkarte, dem Telefon und dem Telegramm.«<sup>601</sup> Zu dieser Sichtweise motiviert den Leser vor allem der Anfang, der eine höchst abenteuerliche Annäherung von Berlin aus, unter Benutzung verschiedenster Verkehrsmittel und gegen lauter Widerstände erzählt – das Verkehrswesen

als Kriegsschauplatz. Bronnen macht das wie Döblin: So wie die Metropole ohne ausgeklügelte Infrastruktur nicht existieren kann, so ist auch moderne Kriegsführung nicht ohne Sicherung des Nachschubs und Kontrolle der Verkehrsstrukturen zu denken. Aber auch der »Apparat«, die Behörden, die Parteien und Verantwortungsträger, gehören mit ins Bild. Bronnen hat als wacher Zeitgenosse realisiert, dass in keiner Epoche so viele Kommissionen, Kongresse, Konferenzen und Deputationen das europäische Chaos zu lichten suchten – um weitere Verwirrung zu stiften.

»Verkehrsroman« und »Roman der Apparate«, das sind hochmoderne Züge, auf die offenbar auch ein Abenteuerroman nicht verzichten kann. Der Routinier Bronnen bedient solche Codes, um sie dann aber zugunsten eines ganz anderen Konzepts fallen zu lassen. Bald geht nämlich nichts mehr: Es werden die Verbindungen und Kommunikationskanäle zunehmend gekappt, Kommunikation wird Zufall oder Wunder – oder muss mit Tricks oder Gewalt hergestellt werden. Symptomatisch ist die Szene, die im Sonderzug der Interalliierten Abstimmungskommission spielt, der als einziger noch regelmäßig durch das Abstimmungsgebiet fährt – die anderen Linien haben zu diesem Zeitpunkt Polen und deutsche gewerkschaftlich organisierte Eisenbahner gestoppt. Ein britischer Diplomat benutzt diesen Zug, um in der luxuriösen Atmosphäre seines Wagens seine Empfehlungen für die territoriale Zukunft des Landes auszuarbeiten, durch das er reist, und sie anschließend dem englischen Haupt der Kommission zu überbringen. Eine vornehme französische Dame steigt an einer der Stationen zu, und nachher fehlen dem Engländer seine Papiere. Aber in der entscheidenden Konferenz werden sie ihm wieder vorgehalten, um nicht zu sagen, in den Rachen gestopft, von einer der Hauptfiguren, Bergerhoff mit Namen, der sich in jene Dame verkleidet hatte. Aus den Papieren ging hervor, dass entgegen allen Beteuerungen und im klaren Widerspruch zu Versailles und den Abstimmungsregeln auch die Engländer das Industriegebiet teilen und den größeren und ökonomisch wertvollen Teil Polen zuschlagen wollen. Die Story, die hier erzählt wird, ist unwahrscheinlich, wie die meisten Hasardstückchen der deutschen Hauptfiguren unwahrscheinlich sind, aber die Geschichte als solche ist es nicht: Bronnen versucht nur auf seine Weise in Romanhandlung zu gießen, was zum Beispiel damals in dem Pariser Hotel vor sich ging, als die Alliierten auf den Landkarten herumkrochen und die Welt neu einteilten.

Auch wenn von einem »Verkehrsroman« bald nicht mehr die Rede sein kann, bleibt das Tempo hoch, nur ergibt es sich jetzt aus der Taktik des Freischärlertums. Der Kriegsteilnehmer Bronnen ist ein von der Perversion des Stellungskriegs belehrter Anhänger des Bewegungskriegs. Er ist selbst ein unablässig Bewegter gewesen: ein Grenzgänger zwischen den Stilen, künstlerischen Ausdrucksformen, Ländern und politischen Lagern – diese habituelle Unstetigkeit können oder müssen die Freischärler ausleben (und »aussterben«), und Bronnen, der Autor, folgt ihnen.<sup>602</sup> Er wechselt in fast jedem Unterkapitel Schauplatz und Personal aus, und um die Gleich-

zeitigkeit, die Weiterentwicklung, die Zeitsprünge der Handlungsverläufe abzubilden, muss er Tag und Uhrzeit angeben.

Kolporteurs trugen in alten Zeiten die populären Bücher über Land und verkauften sie an der Haustür oder auf dem Markt; ein Kolportageroman ist *O. S.* in dem wörtlichen Sinne, dass er von Ort zu Ort, von Schauplatz zu Schauplatz springt und neue Botschaften verkündet. Spione, Zuträger, Zeugen, Gerüchthändler spielen eine Hauptrolle in diesem Roman, in dem die Nachrichtenverbindungen unterbrochen werden. Sie ersetzen die lokale Zeitung und die Redakteure, denen in den drei Büchern über die holsteinische Landvolkbewegung eine Hauptrolle eingeräumt wird. Auch das moderne Prinzip der Polyphonie wendet Bronnen an, wenn auch lange nicht so exzessiv wie Döblin im gleichzeitig entstehenden *Berlin Alexanderplatz*: Meldungen, Flugblätter, diplomatische Noten, Besprechungsprotokolle, ja sogar eine Unterhausrede des englischen Premiers werden im originalen oder den Quellen nachempfundenen Wortlaut zitiert. Auf jeden Fall hat der Autor alles getan, um Buch und Handlung so vielfältig und vielstimmig wie möglich zu machen. Er muss das auch, denn den eigentlichen Reichtum des Landes kann er nicht einbringen: Die Gruben und Stahlwerke sind ja geschlossen, und der Autor macht sich nicht einmal die Mühe, Statistiken, Produktionsziffern, Standorte aufzurufen, um anzudeuten, was hier eigentlich auf der Kippe stand. Die Wertschöpfung erfolgt auf der Ebene der stupenden Dichte der Akteure, Parteien, Motive.

Diese epochentypische Anerkennung von Komplexität wird aber nun konterkariert durch die Grundeinstellung des Desperados. An einer Stelle vertieft sich Bergerhoff, der Führer der Truppe »Die schwarze Schar«, in die Frage, wie man zu einer Entscheidung gelangt, wenn die Lage so komplex ist wie beschrieben – Gedanken, die ihm kurz vor einem Leben oder Tod bedeutenden Befehl durch den Kopf gehen:

Die Entwicklung habe gezeigt, zeige, dass man, je mehr man erkenne, wie kompliziert die einfachsten Dinge gelagert seien, umso mehr seinen Geist von aller Komplizierungen frei halten müsse. Je mehr die Beherrschung der Welt ein technisches Problem werde, umso mehr müsse man das Technische auf das Technische beschränken.<sup>603</sup>

Der Freischärler hatte vorher die militärisch exakte Lageanalyse eines Hauptmannes angehört, der sich ihm unterstellt hatte. Man könne, so die Meinung des Experten, »hier, mitten im Europa des zwanzigsten Jahrhunderts, unmöglich Indianerzüge veranstalten«. Aber Bergerhoff wischt die Argumente beiseite und entscheidet sich – wie Bronnens Freund Ernst Jünger das auch tun würde – dezisionistisch: für das Unmögliche, für das Opfer. »Tod oder Leben von hundertfünfzig Menschen spielt in diesen Kämpfen keine Rolle«, sagt er zu seinen Männern, auf den Hauptmann antwortend. Doch ist er mit seiner Komplexitätsreduktion noch nicht am Ende.

Wie man in der Politik zwar wissen müsse, dass das Leben der Nationen von tausend Fäden durchzogen sei, und wie man imstande sein müsse, die Millionen Strömungen zu errechnen, welche zwischen den Völkern aktiv und reaktiv hin und wider fließen; wie man aber Politik nicht machen könne aus diesem Wissen und aus der Beherrschung dieser Technik heraus; wie man zumindest eine Deutsche Politik so nicht machen könne: sondern Deutsche Politik könne nur sein das reine und klare Streben nach einem Ziel, das der Geist zeige; Deutsche Politik könne nur einfach, gradheraus, direkt sein, wie der Geist, dessen Entfaltung und dessen Wille sie diene; so könnten sie hier nicht stehen, und ihre Nase in den Wind halten, um zu riechen, was Polen, was Deutsche, was Franzosen planten. Es sei gut, es zu wissen. Es sei aber nicht gut, danach zu handeln. Es sei besser, nach eigenem Willen zu handeln.<sup>604</sup>

Das denkt Bergerhoff, ein Freischärler und junger Nationalist, nachts in einem Wäldchen, das ihm und seiner Schar Unterschlupf und Schutz bietet vor dem auf Hörweite nahen Feind. »Wir lieben eine geistige Form, die von uns zu füllen, von uns zu beleben ist. Wenn diese Form unseren Tod will, so müssen wir folgen.«<sup>605</sup> Die Tat-Rhetorik gehört in die Schule des Dezisionismus, aber wie viele Dezisionisten kann Bergerhoff sich nicht damit zufrieden geben, dass seine Grundeinstellung auf die Entscheidung als Selbstzweck hinausläuft. Er muss die Form mit einer »Idee über uns« oder dem »Geist der Nation« identifizieren, und damit ist das Reich gemeint, selbstverständlich nicht die deutsche Republik. Man muss in diesem Zusammenhang sich vergegenwärtigen, dass in Oberschlesien mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, das nach 1919 die Deutschen auch für ihre eigenen Belange anwandten, nicht viel zu holen war, besser: nicht alles zu holen war. Wenn man das ganze Land reklamierte, also auch den polnischen Anteil von 40 Prozent, dann musste ein anderes Prinzip bemüht werden. Man hätte sich mit Penck darauf berufen können, dass Oberschlesien eindeutig deutscher Kulturboden war, aber damit hätte man in dieser höchst erhitzten Situation kaum Wirkung erzielt. Das Reich als Idee übersprang zwingend ethnische und nationalstaatliche Unterscheidungen, es bildete »die gültige Überwölbung seiner fruchtbaren Spannungen«<sup>606</sup>, wie es ein Beiträger der oben herangezogenen Sammelschrift *Was ist das Reich?* ausdrückte. Wer aus welchen Gründen solche Spannungen auslöste, ist nebensächlich; Widrigkeiten gehören zum Wesen der Reichsidee. Denn wie Moeller van den Bruck schon 1922 über das Reich sagte: »Es ist das Vollkommene, das nur im Unvollkommenen erreicht wird.«<sup>607</sup> Das *eine* Reich und die *eine* Tat, der Dezisionismus des Bekenntnisses und der Dezisionismus der Entscheidung sind jedenfalls die Antitypen des »Wirrsals«, für welches das reale Reich, die europäische Nachkriegsordnung und die Moderne eintreten – das Gegenreich »der Millionen Strömungen« eben. Horror

varietatis! Das Ganze wird uns wie gesagt in einem bis zum Rand gefüllten Roman nahegebracht.

Deutsche Politik, deutscher Geist, deutsches Reich und das »Reich« – wer stand in diesem Moment für diese Größen ein, vorausgesetzt die Deutschen hätten sich auf das »eine« Ziel einigen können, das Bronnens Held Bergerhoff in seiner Lehrrede im Hinterhalt postuliert, aber nicht konkretisiert? Am Anfang von *O. S.* hatte Bronnen in drastischen Schnitten das Geschehen um die Hauptfigur Krenek mit Ereignissen auf der internationalen Szene geschnitten und synchronisiert: »(1) 29. 4. 1921, ›Punkt 11 Uhr‹, Berlin: Krenek wird als Taxifahrer schanghait [angeheuert]; (2) ›zwei Minuten später‹: Französische Intrigen in Beuthen; (3) ›11 Uhr 4‹ Freikorps am Leipziger Bahnhof; (4) ›um 11 Uhr 6‹: Der Plan der polnischen Verschwörer in Sasnovice« – usw. bis Schnitt (10) »um elf Uhr zwanzig«. <sup>608</sup> So geht das zum Glück nicht weiter, doch andererseits verdünnen sich die »tausend Strömungen« des Zeitgeschehens um die Freischärler immer mehr, bis nur noch die einsame Tat aus der Situation führt. In jener Nacht hatte im realen Deutschland die Reichsregierung den kommunistischen Umsturzversuch in Mitteldeutschland niedergeschlagen und war zurückgetreten, weil sie mit Ultimaten konfrontiert wurde, die sie nicht erfüllen konnte und wollte: 12 Milliarden Goldmark sofort, 130 Milliarden Reparationszahlungen insgesamt, Aburteilung der deutschen Kriegsverbrecher. Als unmittelbare Sanktion war die Besetzung des Ruhrgebiets angedroht. Das war die Klemme, in der Berlin steckte: Am 1. Mai sollten die Milliarden fließen, am 3. Mai hatten die Polen zur Feier des Nationalfeiertags den Umsturz in Oberschlesien begonnen. Ein beherztes Eingreifen gegen die polnischen Aufständischen und die Entente-Besatzung hätte Krieg bedeutet, hätte voraussehbar den gleichzeitigen Verlust der Reviere in Oberschlesien und an Rhein und Ruhr zur Folge gehabt. Im Roman heißt es, dramatisch angefacht, aber nicht unrealistisch: »Das Chaos stand schwarz am Himmel; in wenigen Stunden schon konnte das Reich ein kümmerlicher Agrarstaat sein.« <sup>609</sup> Die neue Regierung, die unter Kanzler Wirth am 10. Mai ins Amt kam, untersagte wenige Tage später die Bildung von Freikorps und die Teilnahme an solchen. Der Roman hat für »die alten Schweine, die heute in Berlin Politik machen« natürlich nur den einen Kommentar übrig: »Der Verrat war geschehen.« Wieder wird das Timing dramatisch zugespitzt: Die Freikorps hatten die Schlacht um den Annaberg, den geographischen und symbolischen Höhepunkt Schlesiens, gewonnen, die Sache der polnischen Aufständischen stand schlecht, da kappte die Reichsregierung den dringend benötigten Nachschub und stoppte den Zustrom der an den Grenzen sich sammelnden paramilitärischen Verbände. Die Freikorps waren vogelfrei, sie waren gewissermaßen zu Lampioons, zu bewaffneten Vagabunden mutiert. Wenige Wochen später hatten sich die Formationen auf beiden Seiten aufgelöst. Ostoberschlesien und mit ihm der größere Teil des Oberschlesischen Industriegebiets fiel an Polen. Mit anderen Worten: Diese deutsche Politik, die Bergerhoff vorschwebte, als er im Wäldchen die Losung ausgab: »Deutsche Politik könne

nur einfach, gradheraus, direkt sein, wie der Geist« ist nicht die Politik des Reiches, der Sieg auf lokaler Ebene war kein Sieg Oberschlesiens, und Oberschlesien war nicht gleichzusetzen mit dem Deutschen Reich und das Deutsche Reich nicht allein auf der Welt: »Krieg nach dem Krieg« hieß, dass »die Millionen Strömungen [...] zwischen den Völkern aktiv und reaktiv hin und wider fließen«, bedeutete »Komplizierungen«, wie Bronnen sagen, Komplexität, wie wir sagen würden. Und weil es die Weimarer Zeit ist, muss es Aporie heißen.

Bergerhoff befiehlt also seinen Mannen im Wäldchen die »reine« Tat – und scheitert an banalster Kontingenz. Dies ist eben auch Bronnen: Vor dem Thesenroman rangiert im Zweifelsfalle immer der Abenteuerroman. Was auf die hochgespannten Überlegungen des Führers der »Schwarzen Schar« folgt, ist alles andere als der Durchbruch zum »Ziel«, über alle Eventualitäten und Umstände hinweg. Ein Freischärler, der vorgeschoben Wache hält, zündet sich eine Zigarette an; das Unterholz, in dem er liegt, fängt Feuer, im Nu steht das Wäldchen in Flammen, die Polen antworten mit Maschinengewehren, ein verlustreicher Rückzug wird angetreten. Der brennenden Zigarette entspricht im Reichsmaßstab die Koinzidenz von Ruhrbesetzung durch die Franzosen, von Aufstand der Arbeiter in Mitteldeutschland und von Volksabstimmung und Aufständen in Oberschlesien. »Reine« Taten waren in diesem »Verknäuelungen« – ich erinnere noch einmal an Eugen Diesel – nicht möglich, nur Taten der Verzweiflung.

In seiner Interpretation des Romans stellt Walter Delabar fest: »Dem Überschuss an Ausstattungen und Merkmalen, die der Gesellschaft eine undurchdringbare Formlosigkeit verschaffen, steht hier eine entschiedene Ausstattungsarmut gegenüber.« Mit »hier« ist gemeint: »Eigenschaften hat dieses Deutschland jedoch kaum.«<sup>610</sup> Nun geht es nicht um Deutschland, sondern erst einmal um Oberschlesien – und für dieses »hier« gilt dasselbe: Eigenschaften hat dieses Land jedoch kaum. Bronnens *O. S.* ist genauso wenig wie Falladas Schleswig-Holstein (bzw. Pommern) als Landschaft gegenwärtig. In kulturgeographischer, historischer, landeskundlicher Hinsicht erfährt man kaum etwas. Die Gruben und die Schwerindustrie, die Kernstücke des Reviers, kommen so gut wie überhaupt nicht vor: Orte, Städte gibt es viele, aber es sind Etappen und Richtorte auf den Messtischblättern der Kriegsparteien – ein solches setzte der Verlag auf den Schutzumschlag. Der Annaberg wird, wie es im Krieg üblich ist, in »Höhen« erfasst: Höhe 310, Höhe 330 etc. Und wichtiger noch als die festen Orte sind die Straßen, Eisenbahnlinien und Brücken. So erfährt man, fahrend oder marschierend, besonders bei Nacht, wenig über das Land. Seine Gestalt, seine Reize, sein Menschenschlag sind ebenso inexistent wie der schlesische Dialekt, den auch niemand spricht. Diese Nachfragen mögen naiv erscheinen, gesagt sei damit aber »nur«, dass das Land in beiden Geschichten verloren ging, in der politischen ebenso wie in der erzählten. 1929, als der Roman erschien, lag das alles schon acht höchst ereignisreiche Jahre zurück, und der Autor dürfte sich wie seine Akteure an

Karten und Meldungen orientiert haben. Bronnen war gebürtiger Wiener und lebte und arbeitete in Berlin. Für ihn gab es keine Landschaft, als deren »Gewissen« er hätte auftreten können, wie das René Schickele für sich beanspruchte. Oberschlesien ist Bronnen nicht Heimat und nicht »Region mit Sendungsbewusstsein«. Er hat daraus gar keinen Hehl gemacht. Ausgerechnet in der landeskundlichen Zeitschrift *Der Oberschlesier* erklärt er in einer Art Selbstkritik seines Romans, aus dem geographischen Material könne man mit »Phantasie ähnliche Landschaften schaffen [...] wie am Unterlauf des Niger«. <sup>611</sup> Das Weimarer Vorhaben, sich selbst und Deutschland neu kennenzulernen, ist an sein Ende gekommen bzw. es regrediert wieder hin zur Erfassung einer Kriegslandschaft, welche die archetypische Landschaft, die Landschaft der Systemform ist. Damit entspricht die erzählte Landschaft jenem Raumenken, das wir oben in der Feldtheorie oder in Christallers *System der zentralen Orte* getroffen haben.

Nichts unterstützt mehr den abstrakten Charakter, den das Land, vordem Heimat, angenommen hat, als der Titel *O. S.* Indem Bronnen dieses unsinnliche Kürzel verwendet, begibt sich der Autor einerseits auf die Ebene der verhassten Behördensprache, die deutsche Länder wie Spielmarken herumschiebt. Andererseits hat *O. S.* auch etwas von Passwort, von einem Kürzel im Kontext verschwörerischer Pläne. Vom »*O. S. Plan*«, von »*O. S. S. S.*«, dem »*Oberschlesischen Selbstschutz*«, ist gleich zu Beginn die Rede. Dennoch muss auch das Land, das Nicht-Heimat ist, literarisch erarbeitet werden. Bronnen bildete sich einiges darauf ein, seinen Freund (und Trauzeugen, der zweite war Goebbels) Ernst Jünger bei der Abfassung von dessen Hauptschrift *Der Arbeiter* beeinflusst zu haben. Jünger spricht dort ständig von »Landschaften« und meint damit niemals Länder oder Landstriche in einem kultur-geographischen Sinne; es geht ihm um Räume, um Tätigkeitsbereiche, man könnte auch sagen: um Reviere, wie man die Bergbaugebiete nennt. Von daher wird verständlich, dass Jünger auch gerne den Begriff der »technischen Landschaften« oder »Werkstättenlandschaft« verwendet: als militär-technische Reduktionsstufe von Land ist *O. S.* ebenfalls eine »technische Landschaft«. Wären die Gruben offen gewesen und hätte sich ein Reporter und nicht ein Romancier Oberschlesiens angenommen, dann hätte so etwas entstehen können wie *Im schwarzen Revier*, das Foto-Text-Buch über das Ruhrgebiet von Heinrich Hauser, das im nächsten Teil behandelt wird, das Porträt einer »Werkstättenlandschaft« ohne militärisches Kalkül. Die abstrakte Qualität, die Bronnen dem Raum Oberschlesien verlieh und die so viele Kritiker auf der Rechten wie auf der Linken aufheulen ließ, hat Wojciech Kunicki durch folgende Bestimmung ergänzt: Es gehe Bronnen »um die Schaffensmöglichkeit eines anarchistisch geprägten Raumes, in dem nur ein einziges Recht gilt, nämlich das der totalen Freiheit«. <sup>612</sup> Einer Freiheit, die sich auch der Autor nimmt: Die Hauptpersonen können nur die vielen Abenteuer durchstehen, indem sie so gut wie unbeschadet überall dort auftauchen, wo sie wollen oder müssen – und dies in einem Land der Blocka-

den und Verkehrsunterbrechungen. Friedbert Aspetsberger, der Bronnen eine große Biographie gewidmet hat, spricht von »reiner Willkür«, einem Freikorpsstil auch in aestheticis. Das Land der totalen Freiheit kann überall sein; deswegen muss es auch nicht konkret und individuell und erst recht nicht heimattümlich dargestellt werden. Einer der Kritiker spricht völlig zu Recht den Autor als »Dichter ohne Raum« an.<sup>613</sup> Die »Einheit von Raum und Recht, von Ordnung und Ortung«<sup>614</sup>, die für Carl Schmitt so wichtig war, ist dem anarchistischen Raum abhanden gekommen – oder, wiederum dezisionistisch gedacht, dieser Ort gebiert Faustrecht: »Autorität bestimmt das Gesetz, nicht Wahrheit«, das ist weder von Bronnen noch von Schmitt, noch von Jünger, sondern von Thomas Hobbes.

Bronnen hat den Mangel an »Ortung« gespürt, aber lieber durch die nächste Aktionsszene überspielt. Einmal jedoch lässt er den aus Schlesien stammenden, aber in Berlin seinen Ursprüngen entfremdeten Mechaniker Krenek das Land Oberschlesien »fühlen«:

Er stand auf den verwesten, Ziegen nährenden Hügeln von Orzegow und fühlte das Land. Er kam, losgelöst von der kollektiven Maschinerie des mühsam gezähmten Arbeitsheers, um sich einzufügen in die Blutlinie des zum Himmel strebenden Bodens. Er lief von den Umwegen ein in die Direktheit. Vor sich sah er, zum ersten Mal, die Idee.<sup>615</sup> (Man ergänze: die Idee des Reichs.)

Eine solche Passage ist dem Inhalt, nicht dem Stil nach purer Hans Grimm, sie könnte am Anfang eines anspruchsvollen Heimatromans stehen. Es gibt noch zwei weitere Stellen dieser Art. Wenn Tucholsky zu Recht bemerkte: »das Buch besteht nur aus ›Stellen«, dann heißt das eben auch, dass ungezählte anderslautende Textzeugnisse, brutale, philosophische, technikbesessene, sexuell freizügige, dokumentarische mit Passagen zusammengehen, die völkisch und jugendbewegt gleichermaßen beseelt sind. Zu ideologischen Höhenflügen in »Gedanken-Gewölbe« (Aspetsberger) steigen die Akteure immer dann auf, wenn der Todestrieb und damit das Ende aller Bewegungen sich erfüllt. Wer fällt, hat die Chance, vielleicht zum ersten Mal die Botschaft des Bodens zu fühlen. »Es ist gut, dachte er sich, es ist schön, dass ich Deutscher bin.« Unmittelbar nachdem ein Freischärler auf verlorenem Posten zu dieser tröstlichen Gewissheit gelangt ist, mäht ihn ein polnisches Maschinengewehr nieder. »›Jetzt fühle ich Deutschland«, dachte er. ›Größe, Absicht der Größe, Ziel der Größe: die Freiheit«, das letzte Wort brüllte er noch, dann sackte er zu Boden, sich klammernd an eine wild drehende, wild durch die Unendlichkeit rasende Erde [...].«<sup>616</sup>

Auf seiner stationenreichen Reise durch die Weltanschauungen, von ganz links nach ganz rechts und wieder zurück nach ganz links, hing der Autor zur Zeit der Abfassung von *O. S.* dem Nationalbolschewismus an, aber es gibt keine nationalbol-

schewistische Dichtung. Arbeitet Bronnen dem Faschismus vor, indem er Raum der Technik, Raum der Gewalt und Raum der Reichsideologie zusammenfallen lässt? Das ließe sich so behaupten – mit der einen Kautel, dass dieser Roman niemals die nationalsozialistische Zensur passiert hätte. Dazu ist er viel zu »freischärlerisch« oder anarchistisch. Der Roman, zusammen mit Remarques *Im Westen nichts Neues* das umstrittenste Werk der späten Weimarer Jahre, wurde im Februar 1933 beschlagnahmt. Freilich hatte der Autor, nachdem er sich so eindeutig und für viele überraschend zum Nationalradikalismus bekannt hatte, das Bedürfnis, den literarischen Worten Taten folgen zu lassen: als »Führer eines Literatur-Rollkommandos«, wie es die *Berliner Zeitung am Mittag* so treffend ausdrückte, bekämpfte er von 1929 an die Republik durch skandalöse Auftritte, durch »Happenings«, wie sein Biograph Aspetsberger sie nannte.<sup>617</sup>

## Die Hieroglyphen eines Raumbildes: Manfred Hausmann III

Ich möchte zum Schluss dieses Teils über »Das Land der Deutschen« noch einmal zum *Landstreicher*, dem zivilen Freischärler sozusagen, zurückkommen und aufzeigen, wie Manfred Hausmann in einer Engführung am Schluss von *Lampioon* den einsamen Mann im Raum auf den »Raum ohne Volk« vorbereitet. Auch diese Geschichte erzählt von einem Verlust, doch während in *O. S.* der Verlust des Lebens notwendig, ja geradezu erwünscht ist und als eine viel größere Einbuße der Verlust des Landes angesehen wird, stellt Hausmann den Verlust eines Lebens als schmerzlich bewegend dar, aber so, dass der exemplarische Charakter des Todes das ganze Land betrifft, in dem er, ja durch das er geschieht.

Angefangen mit dem Berlin-Kapitel wandelt sich das Buch nicht nur zum Gesellschaftsroman, es wird auch zum Deutschlandbuch. Während die erste Hälfte des Textes »die gleichmäßige Linie der Ebene« Norddeutschlands durchmisst, sodass schieres Wandern und nicht das zielgerichtete Vorankommen als sinnvoll erscheint, bemüht sich der Autor nach Berlin den »Rest« Deutschlands auch noch mitzubehandeln: Mit einer Station in der Nähe Kassels beginnt der Übertritt ins Mittelgebirge, der sich im Rheingau, in Stuttgart, Stein am Rhein und Passau fortsetzt. Als Lampioon am Ende von einer Gruppe misstrauischer Mädchen danach befragt, wo er bereits war und wohin er noch reisen möchte, kann er eine stolze Bilanz vorweisen: »In Hamburg, am Rhein ... [...] in Lüneburg, im Allgäu, in Berlin, wo Sie wollen.« Zwar erfahren wir über die Orte »an sich« wenig oder nichts, mit Ausnahme der Station in

Stein am Rhein, aber man liegt sicher nicht falsch mit der Annahme, dass Hausmann nun auf Reichweite aus ist und dass er mit dem Vagabunden den Begleiter jener Leser entwirft, die im Reiseteil ihrer Zeitung auch über das unbekannte Deutschland lesen und sich dorthin aufmachen wollen. Das schöne Kapitel, das eine rätselhafte Begegnung im Schloss Wilhelmsthal bei Kassel zum Gegenstand hat, und die Miniatur über die »kleine Stadt« Stein am Rhein sind dem Reise-Feuilleton der zwanziger Jahre nachempfunden.

Touristisch schließlich sind auch die beiden vorletzten Kapitel motiviert, die echte Ziele anvisieren. In dem ersten will Lampioon auch einmal einen Gipfel in den Alpen besteigen und verrät spätestens damit, dass er kein echter Landstreicher ist – niemals hätte ein solcher eine derartige Strapaze auf sich genommen. Das Kapitel mit der Besteigung des Stuiben oberhalb von Immenstadt ist bezeichnenderweise »Spaziergang in den Wolken« betitelt: »ich will heute auf den Stuiben«, nimmt sich Lampioon vor: »Ich will einen Spaziergang in den Wolken unternehmen. [...] Warum soll ein Kerl wie ich nicht einmal im Gebirge umherwandern.« Umherwandern wird der »Kerl« aber nicht; ihm wird eine zielgerichtete, ja zielbesessene Tour auferlegt.

Und das kommt so: In einiger Höhe weist ihm ein Senner den Weg auf den Gipfel und erwähnt, dass am Vortag bereits ein »Fräulein« denselben Aufstieg unternommen habe, um vom Gipfel in entgegengesetzte Richtung abzusteigen. Lampioon brauche nur ihren Spuren zu folgen. Lampioon tut das, es ist später Frühling, der Schnee feucht und alle Abdrücke gut lesbar. Lampioon wandert bald nicht in Wolken, sondern haftet am Boden, das merkwürdige Verhalten der Vorgängerin entschlüsselnd. Erst schreitet sie zügig voran, dann weicht sie »wie ein Betrunkener« mal in diese Richtung, mal in jene vom Weg ab: »[H]ier hat sie sogar nicht umhin gekonnt, einen vollständigen Purzelbaum zu schießen, und nach hundert Schritten hat sie sich hingekniet und vor lauter Übermut ihren Kopf im Schnee abgedrückt.«<sup>618</sup> Die Verfolgung geht weiter: In einem ausgehöhlten Baum begegnet dem Wanderer ein porzellanenes Madonnenbild. Es ist beschädigt. »Den Arm mit dem Jesuskind hat jemand abgebrochen und über den anderen segnend ausgestreckten gehängt.« Dafür schmückt ein ganz frischer Enzianstrauß das Andachtsbild, zusammengebunden mit schwarzen Haaren. »Ein schwarzhhaariges Fräulein also.« Die Spuren im Schnee, der Abdruck der Knie weisen auf einen längeren Aufenthalt vor dem Andachtsbild hin. Lampioon wird unruhig. »Wenn sie nun auch vorhin gar nicht übermütig war, wenn sie da nun verzweifelt auf die Knie gesunken ist und ihren Kopf in den Schnee gedrückt hat, was dann?« Mit diesen Ahnungen ist der Weg der Geschichte und der beiden Personen vorgezeichnet: Lampioon hastet nun voran, das Fräulein wanderte achtlos über gefährliche Wechten, zog eine Strecke lang saumselig die Füße nach, ging dann wieder energisch drauflos, sie fiel, griff mehrmals in den Schnee, und Lampioon erkennt im Vergleich der Handabdrücke, dass sie keinen Ring mehr trägt, im Gegensatz zu dem Abdruck, den ihre Hand vor dem Marienbild hinterließ. Lam-

pion setzt sich das Bild der Unbekannten zusammen, die er jetzt schon sehr gut zu kennen scheint. Er malt sich aus, wie er ihr begegnet wäre, wenn er schon gestern den Aufstieg unternommen hätte. Lampioon ist nicht einer, der aus einer solchen Situation, aus seinem intimen Wissen nicht einen Gewinn ziehen würde: »und dann muss alles seinen Lauf nehmen«. Den Lauf nimmt der weitere Aufstieg. Der Verfolger findet im Schnee die aus einem Wäschestück herausgerissenen Buchstaben M und S.

Ich keuche vorwärts. Allmählich neigt sich der Hang ins Horizontale und gleitet in die Plattform über, die den Gipfel ausmacht. Da kommt mir die Spur aufgeregt entgegen, biegt um und stürmt wieder zum Gipfel zurück. Dort läuft sie ein Dutzend Mal stumm auf und nieder und bricht dann seitwärts aus, und dann sind es keine Fußstapfen mehr, und dann hat sich das Fräulein da im Schnee gewälzt, und dann stürzt der Felsen Hunderte von Metern in die Tiefe. Sie hat sich hinübergewälzt.<sup>619</sup>

Lampioon birgt mithilfe eines anderen die Tote. Das Bild der zerschmetterten Leiche könnte von Dix oder Grosz sein.

Als Hausmann nach Worpsswede zog, wollte er dort auf »jungfräulicher Erde« siedeln. In dem zuletzt besprochenen Kapitel ist die »jungfräuliche Erde« durch den Schnee ersetzt, in dem sich das Thema Mensch und Land in vielen Zeichen abbildet, als »Körperlandschaft« manifestiert. Die unbekannte Vorgängerin hat sich vor dem Marienbild niedergekniet, Lampioon macht das nach, um sich in ihre Haltung hineinzu fühlen, und schließlich geht er noch weiter und versucht, sich genau in ihren Spuren niederzulassen. Es ist dies offenbar die kanonische Endfigur der Vagabundenromane. Hesse lässt seinen Knulp im Schnee liegend sterben; Bonsels Wanderer sinkt im Wald zu Boden und wird in der letzten Zeile von einer Stimme zum Aufstehen ermuntert. Lampioon selbst ahmt die Bodenabdrücke der zu Tode Verzweifelten nach, stirbt aber nicht selbst. Das Aufgehen in der Natur, das Muster der größten Naturnähe scheint dem Vagabunden so angemessen zu sein und ist doch von den anderen veranlasst – das muss Lampioon am Ende erfahren. »Wo immer die Hieroglyphe irgendeines Raumbildes entziffert ist, dort bietet sich der Grund der sozialen Wirklichkeit dar.«<sup>620</sup> Das hatte Siegfried Kracauer 1930 eigentlich zu ganz anderen Sachverhalten geschrieben, aber hier passt es genau. Es ist eine sehr allgemeine Geschichte, die Hausmann in »Hieroglyphen« uns zu verstehen gibt; es ist seine Geschichte von prekärer Partnerschaft (der abgelegte Ring) und vom wie auch immer verursachten Verlust eines vermutlich unehelichen Kindes (der abgebrochene Arm der Maria mit dem Kind) und schließlich vom Selbsttod einer Frau und Mutter. All dies ist der Landschaft erst eingeschrieben und dann von ihr bewirkt. Enger ließen sich die Themen nicht führen. Der phänotypische Einzelgänger verfolgt den Alleingang eines »Fräuleins«

in den Tod. Dies in menschenleerer Einsamkeit – Tenor: Raum ohne Volk. Wir wiesen schon darauf hin: Lampioon wäre der letzte, der diesen Zustand ändern könnte. Am Schluss des Romans umarmt er eine Birke. Lampioon hat übrigens die gefundenen Initialen M und S der Polizei nicht weitergegeben, er macht sich zum Wächter der Anonymität dieser Frau, und sein Autor will, dass wir bei der Unbekannten an das Schicksal einer ganzen Generation, ja eines ganzen Volkes denken. Dieses allerdings kannte bald noch weitere Arten und Gründe sich und andere in den Tod zu stürzen.